Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Mecklenburg : Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg

20.1925

1925

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1031738266

Band (Zeitschrift) Freier Zugang PUBLIC DOMAIN OCR-Volltext

VEREIN DER FREUNDE DER NATURGESCHICHTE IN MECKLENBURG

Mecklenburg

Zeitschrift des
Heimatbundes Mecklenburg

(Landesverein des Bundes Heimatschutz)

Zwanzigster Jahrgang

1925

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. C. Lüttgens (Schwerin)
Druck der Bärensprungschen Hofbuchdruckerei

Inhaltsverzeichnisse.

Zum Heimatbund Mecklenburg.

E. Geinitz † . . . . . Heft 1 S. 1
Siebzehnte Hauptversammlung, Schwerin 24. Januar 1925 . . . . . „ 1 „ 3
Carl Francke † . . . . . „ 1 „ 32
Paul Warncke, Der Stadt Gadebusch zur 700-Jahrfeier . . . . . „ 2 „ 34
Außerordentliche Versammlung, Güstrow 14. Juni 1925 . . . . . „ 3 „ 65
Anfrage . . . . . „ 4 „ 136

Abhandlungen und Mitteilungen.

R. Beltz, Gadebusch . . . . . „ 2 „ 35
R. Beltz, Mittelalterliche Grabsteinplastik Mecklenburgs . . . . . „ 2 „ 56
Folkers, Beiträge zur Bauernhausforschung in Mecklenburg . . . „ 4 „ 97
E. Geinitz, Wurten im mecklenburgischen Flurnamenverzeichnis . . „ 1 „ 26
R. Görschner, Die musikalische Gilde zu Friedland . . . . . „ 2 „ 62
W. Mohr, Einiges aus der plattdeutschen Wortkunde . . . . . „ 3 „ 78
K. Puls, Up dei Kiesschossee . . . . . „ 3 „ 93
Reinhardt, Dom Rat in Gadebusch . . . . . „ 2 „ 48
G. Romberg, Aus alter bäuerlicher Hauswirtschaft . . . . . „ 2 „ 59
E. Staack, Wurten . . . . . „ 2 „ 52
G. Steinhausen, Ein Mecklenburger von echtem Schrot und Korn (General Haevernick) . . . . . „ 1 „ 22
R. Wossidlo, Die mecklenburgischen Volkstrachten . . . . . „ 3 „ 70
R. Wossidlo, Trachtenschau in Güstrow 15. Mai 1925 . . . . . „ 4 „ 130

Naturschutz . . . . . „ 1 „ 27
Naturschutzgebiete (Beltz) . . . . . „ 1 „ 27
Zur Pflasterung der Städte (Carl Stephan) . . . . . „ 1 „ 27
Arbeiterwohnungen auf dem Lande (E. Geinitz) . . . . . „ 1 „ 27
Bauopfer (Beltz) . . . . . „ 1 „ 29
Waldbau im Ruhrbezirk (K. Masch) . . . . . „ 3 „ 95
Zu dem Hundenamen Wasser (E. Hamann. E. Doß. K. Puls. G. Romberg) . . . . . „ 3 „ 96

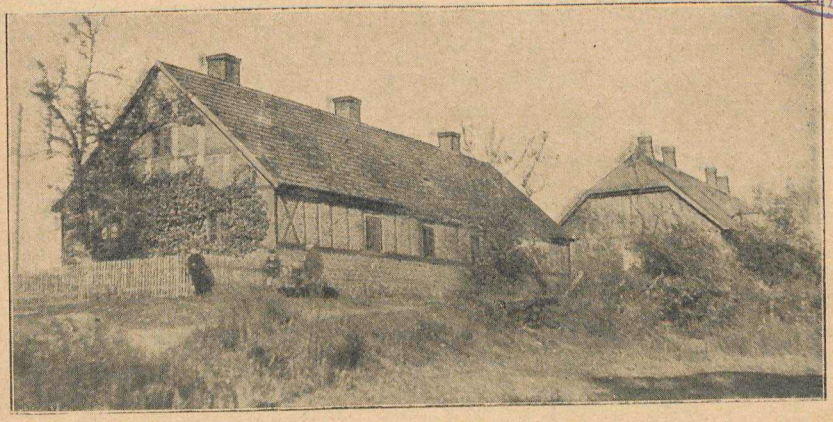
Literatur.

Thies Ruge, En Sommerdrom (K. Puls) . . . . . „ 1 „ 29
Niedersachsenbuch 1924—1925 (K. Puls) . . . . . „ 1 „ 30
Hofstaetter-Berthold-Nicolai, Wägen und Wirken (E. Hamann) . . . . . „ 1 „ 30
Quellen der Heimat; Heimatbund Ratzeburg (K. Puls) . . . . . „ 1 „ 32
Die neuesten Schriften von R. Wossidlo (Beltz) . . . . . „ 4 „ 136
Dargun. Festschrift zum Heimatfest . . . . . „ 4 „ 136
Parchimer Heimathefte . . . . . „ 4 „ 136

Abbildungen.

Bauernhäuser von Peckatel bei Penzlin . . . . . Heft 1 S. 1. 28. 29. 31
Eugen Geinitz . . . . . Heft 1 S. 2
Burg von Neustadt, Zustand 1923 . . . . . „ 1 „ 9
Burg von Neustadt, Zustand 1925 . . . . . „ 1 „ 11
Binderinnen und Tagelöhner aus dem Festzuge Malchin . . . . . „ 1 „ 19
Brautwagen aus dem Festzuge Malchin . . . . . „ 1 „ 21
General Haevernick . . . . . „ 1 „ 23
Bauernhaus von Rankendorf . . . . . „ 1 „ 30
Gadebusch nach Merian 1653 . . . . . „ 2 „ 34
Kirche von Gadebusch . . . . . Heft 2 S. 36. 37. 38. 39
Siegel des Fürsten Nicolaus II. . . . . Heft 2 S. 40
Siegel von Stadt und Rat Gadebusch . . . . . „ 2 „ 40
Grabplatte der Königin Agnes, Gadebusch . . . . . „ 2 „ 41
Grabplatte der Herzogin Dorothea, Gadebusch . . . . . „ 2 „ 42
Schloß Gadebusch . . . . . Heft 2 S. 43. 44
Rathaus Gadebusch . . . . . Heft 2 S. 45
Denkmünze auf die Schlacht bei Gadebusch . . . . . „ 2 „ 46
Wurten auf der Feldmark des untergegangenen Dorfes Gramsdorf, Stadtfeld Tessin . . . . . „ 2 „ 55
Güstrow 1642 . . . . . „ 3 „ 65
Pfarrkirche zu Güstrow . . . . . „ 3 „ 66
Dom zu Güstrow . . . . . „ 3 „ 67
Nordhalle des Doms, Güstrow . . . . . „ 3 „ 68
St. Gertruden-Kapelle in Güstrow . . . . . „ 3 „ 68
Schloß in Güstrow . . . . . „ 3 „ 69
Alte Häuser in Güstrow . . . . . Heft 3 S. 70, 71
Bauernhäuser von Banzkow . . . . . Heft 4 S. 97
Lärz . . . . . „ 4 „ 100
Wendischhagen . . . . . Heft 4 S. 101. 102
Retzow . . . . . Heft 4 S. 102
Neuendorf . . . . . „ 4 „ 104
Lichtenhagen . . . . . „ 4 „ 105
Papendorf . . . . . Heft 4 S. 106. 107
Schlemmin . . . . . Heft 4 S. 108
Kösterbeck . . . . . „ 4 „ 109
Zierzow . . . . . „ 4 „ 110
Zwei-, Drei- und Vierständerhaus . . . . . „ 4 „ 110
Bauernhäuser von Petschow . . . . . Heft 4 S. 111. 112
Hinrichsdorf . . . . . Heft 4 S. 114
Biestow . . . . . „ 4 „ 114
Stäbelow . . . . . „ 4 „ 116
Kl. Lüsewitz . . . . . „ 4 „ 117
Lüdersdorf . . . . . „ 4 „ 118
Althagen . . . . . „ 4 „ 121
Zierzow . . . . . Heft 4 S. 122. 123
Bülow . . . . . Heft 4 S. 124
Gr. Diegeln . . . . . „ 4 „ 125
Mummendorf . . . . . „ 4 „ 125
Plauerhagen . . . . . „ 4 „ 126
Kl. Molzahn . . . . . „ 4 „ 127
Vogtshagen . . . . . „ 4 „ 128
Von der Güstrower Trachtenschau . . . . . Heft 4 S. 132. 134. 135

VEREIN DER FREUNDE DER NATURGESCHICHTE IN MECKLENBURG



Bauernhaus von Peckatel b. Penzlin.

Mecklenburg.

Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg

(Landesverein des Bundes Heimatschutz.)

20. Jahrg. April 1925. № 1.

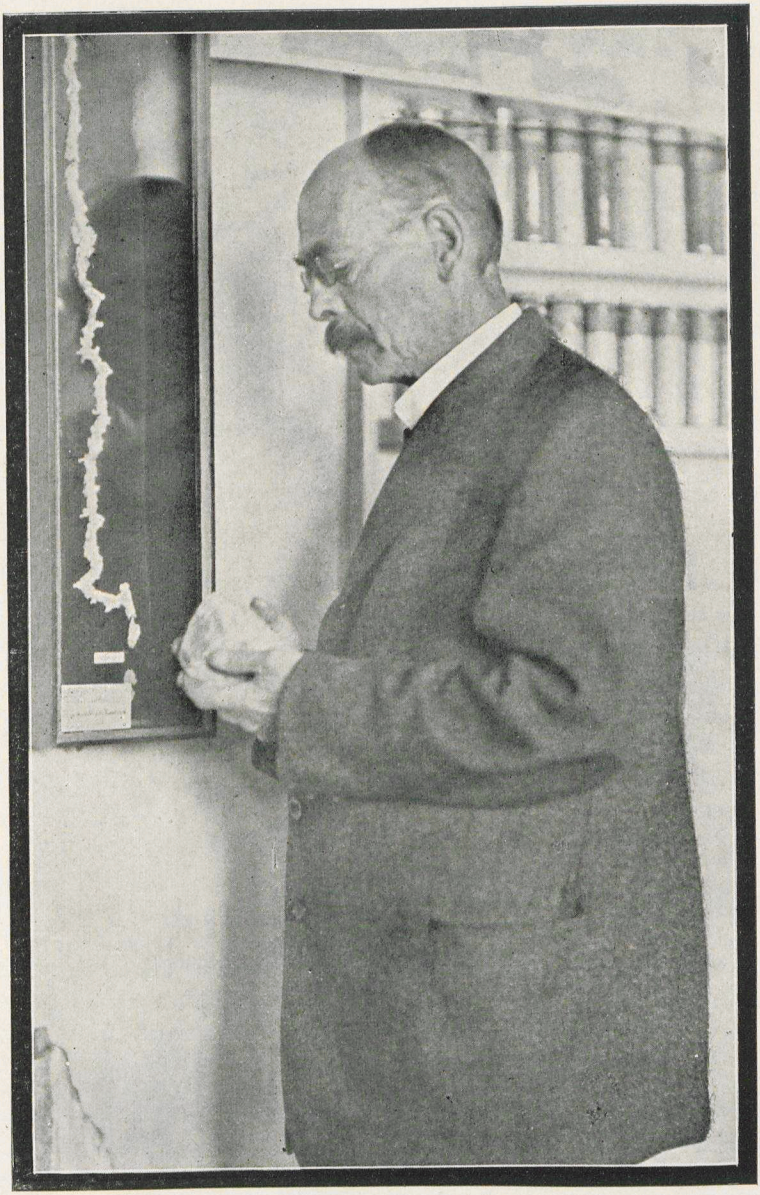
E. Geinitz †

Am 9. März d. J. ist im Kreise seiner Familie in Rostock der Geh. Hofrat Prof. Dr. Geinitz entschlafen. Eine Wagenfahrt in sein geliebtes Warnow-durchbruchtal bei Eikhof zu einer Untersuchung führte eine Erkältung herbei, deren Folgen er nach kurzer Krankheit erlegen ist. So hat den unermüdlichen, sich selbst nie schonenden Forscher der Tod mitten aus seiner Tätigkeit gerissen, ein rechtes Ende eines echten Forscherlebens. Die Universität Rostock verliert in Geinitz ihren Senior, das Land Mecklenburg seinen besten Kenner, der Heimatbund seinen Begründer, alle, die ihm näher standen, den selbstlosesten, treuesten Freund.

Franz Eugen Geinitz ist am 15. Februar 1854 in Dresden geboren. Sein Vater, Hofrat Dr. H. Br. Geinitz, war ein berühmter Geognost, Professor der Mineralogie und Direktor des Königl. Mineralogischen Museums, und so hat Geinitz früh die Richtung auf das Studiengebiet bekommen, auf dem sein Lebenswerk liegt. Nach dem Studium promovierte er schon 1876 mit einem mineralogischen Thema und ließ sich als Privatdozent für Geologie in Göttingen

nieder, folgte aber schon 1878 einem Rufe als außerordentlicher Professor nach Rostock, wo er 1881 ordentlicher Professor für Geologie und Paläontologie wurde. Es war für den Geologen eine äußerst fruchtbare Zeit. Das Eiszeitproblem war durch die Untersuchungen Geikies in den Vordergrund des Interesses gerückt, der Schwede Torell wies die Spuren des Inlandeises in Norddeutschland nach. Es war ein Neuland, das der junge Professor in Mecklenburg betrat und dem er die Arbeit eines Lebens gewidmet hat. Ein rüstiger, anspruchsloser Wanderer, mit scharfer Beobachtungs- und Kombinationsgabe und kühlem Urteil in der allgemeinen Deutung der Erscheinungen, hat er in zäher Geduld sich den Boden des Landes zu geistigem Eigentum gemacht und ist sein wissenschaftlicher Entdecker geworden. Daß es die Phänomene der Vergletscherung und ihrer Nachwirkungen waren, welche dem Boden unseres Landes seine Gestalt gegeben haben, war die Grundlage seiner Betrachtung, und in stetig und planmäßig fortschreitender Kleinarbeit hat er die entscheidenden Momente, Grund- und Endmoränen, Wasserläufe und Seen, herausgearbeitet, in Zusammenhang gebracht und gedeutet. Ein Eingehen auf die Ergebnisse ist nicht dieses Ortes. Durch Geinitz ist die mecklenburgische Landschaft zuerst und am besten erforscht geworden. Seine Ergebnisse sind längst in unsere Lehrbücher übergegangen und Gemeingut geworden. Darüber hinaus aber hat er sie für das allgemeine große Problem der europäischen Eiszeit verwertet und besonders die Aufstellung von Interglazialzeiten an ihnen geprüft, der gegenüber er bis zuletzt, mit immer neuen Gründen, für die Einheitlichkeit der nordeuropäischen Eiszeit eingetreten ist. Die Werke, in denen er seine Anschauungen zusammenfaßte, „Das Quartär Nordeuropas", Stuttgart 1904, und das handliche Büchlein „Die Eiszeit", Braunschweig 1906, sind die besten Führer auf dem schwierigen Gebiet, die wir besitzen, in ihrer knappen Fassung, der strengen Richtung auf das Tatsächliche und Vermeidung alles hypothetisch Konstruierenden ein Ausdruck seiner Persönlichkeit. Von den zahlreichen, Mecklenburg betreffenden Abhandlungen und Werken seien hier nur genannt: Seen- und Flußläufe 1886, Geologischer Führer durch Mecklenburg 1899, Grundzüge der Oberflächengestaltung 1899, Landeskunde von Mecklenburg 1907 und besonders als Abschluß die Geologische Übersichtskarte Mecklenburgs mit dem erklärenden Text Geologie Mecklenburgs 1922. In dem Geologischen Landesmuseum und der Geologischen Landesanstalt in Rostock hat er Institute geschaffen, welche den Mittelpunkt dieser Studien gebildet haben und weiter bilden werden.

Dem Lande Mecklenburg ist Geinitz noch mehr geworden als sein wissenschaftlicher Erforscher. Seine lieben Geschiebeblöcke haben ihn nicht nur erfreut, wo er sie in Kiesgruben, in Wald und Feld traf, sondern auch wo er sie zu Hünengräbern getürmt, zu Mauern an Dorfstraßen geschichtet oder zu alten Kirchengebäuden verbunden vorfand; der Raseneisenstein interessierte ihn auch an den Häusern im Südwesten, und den Salzlagern des Landes hat er viele Jahre als wissenschaftlicher Berater nahe gestanden. Für die wissenschaftlichen und praktischen Grenzgebiete seiner weitgreifenden Wissenschaft hat er stets nicht nur ein offenes Auge gehabt, sondern auch seine Arbeitskraft eingesetzt. Dankbar gedenkt auch der Schreiber dieser Zeilen der Zusammenarbeit, in der er sich so oft mit dem Geologen auf dem Gebiet der ältesten Kulturdenkmäler zusammenfand. Im Heimatbunde hat Geinitz auch die Organisation der umfassenden Aufgabe der Flurnamenforschung übernommen und durchgeführt. Ein ausgezeichneter Kollege, der, stets zur Arbeit bereit, zuverlässig und zielsicher, mit seiner Persönlichkeit zurückhielt, soweit die Sache es erlaubte, war er der gegebene Mann zur Leitung



Geheimer Hofrat Professor Dr. Eugen Geinitz, † 9. März 1925.

von Vereinigungen, in denen verschiedenartige Interessen zusammentrafen, und so ist er Jahrzehnte lang der Vorsitzende des Vereins der Freunde der Naturwissenschaften in Mecklenburg und der Herausgeber von dessen Archiv gewesen und ist es auch für die nun allgemeiner gehaltene Zeitschrift das Archiv Mecklenburg. Naturforscher geblieben.

Es ergab sich ganz von selbst, daß, als vor nun 25 Jahren der Heimatschutzgedanke seinen raschen Lauf durch Deutschland nahm, es Geinitz war, der ihm in Mecklenburg feste Form gegeben hat. In seinem traulichen Heim in der Augustenstraße in Rostock ist am 16. September 1905 unser Heimatbund begründet. Und auch die Organisation desselben, die Teilung der sachlichen Arbeit in fünf fachmännisch geleitete Arbeitsgruppen und ein die allgemeinen Geschäfte führender Vorstand, die sich nun seit fast 20 Jahren bewährt hat, ist sein Werk. Das Wirken Geinitz' innerhalb des Heimatbundes schildern hieße eine Geschichte desselben schreiben; an unserer Zeitschrift ist er von Beginn im Zeitschriftenausschuß tätig gewesen. In unserem Kreise wird ganz besonders sein Andenken in dankbarer, ehrender Erinnerung leben; mit Eugen Geinitz ist eine echte deutsche Forschernatur und ein vornehmer, warmherziger, guter Mensch von uns gegangen. R. Beltz.

Die siebzehnte Hauptversammlung des Heimatbundes Mecklenburg in Schwerin am 24. Januar 1925.

Nach zweijähriger Pause trat der Heimatbund wieder zu einer Hauptversammlung zusammen, welche in Schwerin im Vortragssaale des Archivs stattfand.

Nach der Eröffnung durch den Vorsitzenden, Herrn Amtshauptmann Reinhardt, hielt Herr Studienrat Dr. Folkers, Rostock, einen Lichtbildervortrag über Aufgaben und Ergebnisse der Bauernhausforschung in Mecklenburg.

Im geschäftlichen Teile erstattete der Schriftführer, Herr Studienrat Dr. Bibeljé, den Tätigkeitsbericht für 1924 (der über 1923 ist schon in der Zeitschrift 1923 S. 32 gegeben).

Bei den Wahlen wurde der bisherige Vorstand wieder gewählt und durch Herrn Rektor Dr. Wendt, Neubrandenburg, ergänzt.

Der Jahresbeitrag wurde auf 3 Mark festgesetzt.

Wie in früheren Jahren, will der Heimatbund in diesem wieder einen Ausflug unternehmen; als Ziel ist die Stadt Güstrow in Aussicht genommen. Die nächste Hauptversammlung soll in Neubrandenburg stattfinden.

Die einzelnen Arbeitsausschüsse hoffen, nun ihre Tätigkeit wieder aufnehmen zu können, und das Heft soll wieder, wie früher, in vier Heften jährlich erscheinen.

Studienrat Dr. Bibeljé, Bericht über die Tätigkeit des Heimatbundes Mecklenburg im Geschäftsjahr 1924.

Die Jahre vergehen. Fast zwei Jahrzehnte sind verflossen seit der Gründung des Heimatbundes Mecklenburg, zwei Jahrzehnte ruhiger, stetiger Arbeit, kaum unterbrochen durch die schweren Jahre des Weltkrieges, durch die noch schwereren in seinem Gefolge. Trotz der Ungunst der wirtschaftlichen Verhältnisse hat der

Heimatbund sich lebendig erhalten, während andere, weniger lebensfähige Gebilde rings umher niedersanken unter der Last der Zeiten. Was 1914 Gorch Fock von einem Hamburger Bruderverein des Heimatbundes gesagt hat, gilt auch für uns: „Er hat Großes geschaffen. Und wenn die Zeit jetzt für ihn ist, wenn sich jetzt überall das niederdeutsche Gewissen regt, wenn jetzt Sprachvereine, Zeitungen, Schulen pflegen, was sie einst kaum achteten und kannten, so darf er sich ein gut Teil dieser Wandlung geruhig zugute rechnen, denn seiner zähen Arbeit ist sie nicht zum letzten zu danken." Und auf der seit der Gründung beschrittenen Bahn wird der Heimatbund weitergehen. Noch immer harren ja viele und große Aufgaben der Lösung. Wir wollen uns ihnen unterziehen, hilft uns bei unserer Arbeit doch das Gefühl, daß wir vielen dadurch eine Freude machen und daß wir dadurch, daß wir Heimatgefühl wecken und pflegen, Dienst leisten am Vaterlande. — —

Erfreulicherweise wächst in unserer Heimat Mecklenburg das Heimatgefühl, das nach dem großen Kriege 1914—18 einen so gewaltigen Aufschwung genommen, noch weiter von Jahr zu Jahr. Das zeigt das stetige Anwachsen der Mitgliederzahl des Bundes. Allerdings ist durch die Inflationszeit eine gewisse Unruhe in die Mitgliederbewegung gekommen. Während dieser Zeit ist vom Bunde so gut wie gar kein Beitrag erhoben worden. Nun hat eine ganze Reihe alter Anhänger des Bundes, treuer und aufrichtiger Verfechter des Heimatgedankens, das letzte Heft unserer Zeitschrift, das unter Nachnahme zugestellt wurde, zurückgehen lassen. Wir haben einen Fehler gemacht: wir hätten schon im zweiten Hefte dieses letzten Jahrganges darauf hinweisen müssen, daß wir nun nach Stabilisierung unserer Währung wieder zu unserer früheren, langbewährten Einrichtung zurückkehren würden, nämlich, die noch nicht entrichteten Jahresbeiträge mit dem letzten Hefte des Jahrhanges durch Nachnahme einzuziehen. Das ist nicht geschehen; und so ist vielleicht mancher bei Eingang der Nachnahmesendung überrascht gewesen. Wenn aber dieser oder jener wirklich die Absicht gehabt hat, aus dem Heimatbunde auszutreten, so hätte er satzungsgemäß am Anfange des vergangenen Jahres dem geschäftsführenden Vorstande sein Ausscheiden anmelden müssen und hätte nicht erst noch die ersten Hefte der Zeitschrift annehmen dürfen.

Seit der letzten Berichterstattung hat der Tod wieder manchen treuen Anhänger des Bundes aus unserer Mitte gerissen, den nun schon lange die Heimaterde umfängt. Ein Begründer und nie versagender Freund des Heimatbundes, Herr Landesarchivar Dr. h. c. Ludwig Krause in Rostock, ist am 1. April vorigen Jahres einem traurigen Schicksal erlegen, ein Mann, der durch sein warmes, allseitiges Interesse und Verständnis für Natur und Geschichte seiner Heimat und durch ernst-wissenschaftlichen Sinn ein echter Heimatforscher, einer unserer erfolgreichsten, geworden ist. Außerdem sind folgende Mitglieder dem Bunde durch den Tod entrissen:Graf Bernstorff, Beseritz; Buchhändler Carl Beyer, Parchim; Schulze Burmeister, Bechelsdorf; Kommerzienrat Crotogino, Rostock; Ratsherr a. D. Dieterich, Grevesmühlen; Landdrost Drechsler, Dargun; Buchhändler A. Ehlers, Parchim; Sanitätsrat Dr. Fabrizius, Grevesmühlen; Geh. Kommerzienrat Francke, Schwerin; Professor Gillmer, Cöthen; Kirchenrat Hager, Stargard; Gewerbeschuldirektor Hallier, Rostock; General Haevernick, Wilhelmshöhe b. Kassel; Lehrer Jessel, Warnemünde; Fabrikbesitzer Dr. Koch, Rostock; Justizrat Lembke, Wismar; Rechtsanwalt Martens, Wismar; Konventualin von Modl, Kloster Ribnitz; Oberstleutnant v. Müller, Güstrow; Rentner Neckel, Doberan; Kaufmann Pechel, Waren; Malermeister Peeck, Doberan; Studienrat Peeck, Güstrow; Pastor Peek, Rostock; Amtshauptmann von Prollius, Wismar; Veterinärarzt Rassow, Teterow;

Alfred Schulze, Doberan; Pastor Radloff, Kreien; Postmeister Schwartz, Dassow; Fräulein Luise Sprengel, Waren; Kantor Timm, Dassow; Otto Uthke, Berlin; Kaufmann Dick, Rostock; Dr. Wex, Lübeck; Hofphotograph Wolff, Neustrelitz. (36 Mitglieder.)

Ausgetreten sind der Verein der Freunde der Naturgeschichte zu Rostock, der Kriegerverein Brunshaupten, der Badeverein Arendsee, der Lehrerverein Malchin, die Stadtschulbibliothek Grevesmühlen und folgende Mitglieder: F. Birckenstädt, Lindow; Hans v. Bülow, Tessin; Frau Kommerzienrat Crotogino, Rostock; Hans Däbel, Hamburg; Ortsvorsteher Döscher, Kobrow; Fräulein Emilie Ebert, Güstrow; Professor Dr. Falckenberg, Rostock; v. Flotow, Walow; Frau Marie Frehse, Neustrelitz; Lehrer Gleu, Sternberg; Kaufmann Haack, Rostock; Gutspächter Harms, Kl. Methling; Professor Dr Hoffmann, Rostock; Hünicken, Kaarz; Kaufmann Kayatz, Eldena; Pastor Koch, Hohen Sprenz; Wilhelm Koch, Hamburg; Otto Köpke, Neu Lübtheen; Prokurist Krakow, Güstrow; Seminarist Krüger, Neukloster; Revierförster Kumm, Wesenberg; Kaufmann A. Lange, Neukalen; Hofschiffbauer Lemm, Boizenburg; Sanitätsrat Dr. Lettow, Wustrow; Maurermeister Linz, Güstrow; Dr. med. Marten, Laage; Prof. Dr. Mönnich, Gehlsdorf; Kunstmaler Pflugradt, Stralsund; Frau v. Plessen, geb. Pauli, Doberan; Drost Prätorius, Dömitz; Schulze Redlin, Zölkow; Rentner Rohren, Waren; Rentner Schlapmann, Barlin; W. Schlichting, Schlemmin; Ingenieur Friedebert Schmidt, Gnoien; Schulze Schröder, Satow; Carl Schwanitz, Berlin; Oberbibliothekar Dr. Seelmann, Berlin; Kaufmann Stephan, Dömitz; Apotheker Steusloff, Bartenshagen; Seminarist Stintmann, Lübtheen; Fräulein Ella Trabant, Wittenburg; Regierungsbaurat Doß, Güstrow; Obersekretär Werth, Dargun; Frau Wernicke, Gehlsdorf; Seminarist Witte, Lübtheen; Kaufmann R. Witt, Malchin; Frau Dr. Eva Wolff, Feldberg; und sechs Mitglieder der Ortsgruppe Parchim. (55 Mitglieder.)

Als neue Mitglieder sind in den Heimatbund aufgenommen: zwölf Mitglieder in die Ortsgruppe Parchim, zehn Mitglieder in die Ortsgruppe Rostock, zwei in die Ortsgruppe Neustrelitz, fünf in die Ortsgruppe Bad Doberan (von diesen ist Herr Studiendirektor Reuter von Schwerin nach Bad Doberan übergetreten). Außerdem sind aufgenommen: Frau Postmeister Appel, Grabow, Kießerdamm; Müller Bechlin, Holldorf bei Gadebusch; Gerichtsassessor Dreyer, Schwerin, Friedrich-Franz-Str. 6; Schwester Anna Eberhard, Ludwigslust; Diakon Georg Fink, Ludwigslust; Oberverwaltungssekretär Frier, Grabow; Postrat Giese, Oppeln, Hafenstr. 19; Gärtnereibesitzer Grambow, Grabow; Amtsinspektor Greve, Ludwigslust; Graf Walter Hahn, Basedow; Studienrat Heyn, Schwerin, Cäcilien-Allee Studienassessor Dr. Hollmann, Schwerin, Körnerstraße; Studienrat Dr. Hoth, Schwerin, Friedrich-Franz-Str. 69; Fabrikant Kempcke, Gadebusch; Studienrat Kurz, Grabow; Oberbibliothekar Dr. Laue, Berlin NW. 7, Unter den Linden 38; Bergwerksbeamter Martens, Sondershausen, Güntherstr. 34a; Martin Möller, Altena bei Eldena; Martha Olms, Grabow; Studienassessor Dr. Rütz, Schwerin, Wittenburger Str. 102; Seminarist Seifert, Lübtheen, Malerstr. 3; Amtshauptmann Staecker, Grabow; Oberzollinspektor H. Winkenwerder, Wismar, Ulmenstraße; Frieda Ziegler, 401 Wheeler Hall, Campus, University of California, Berkeley (California), U.S.A.; J. C. Ziegler, 1209 Bluff Street, Wichita Falls, Texas, U.S.A. (Summa 53 Mitglieder.)

Neu gebildet hat sich am 15. Januar 1925 eine Ortsgruppe Gadebusch, der bereits 50 Mitglieder beigetreten sind.

Auch im verflossenen Geschäftsjahr hat der Heimatbund in mehreren Fällen durch rechtzeitigen Einspruch schöne alte Landschafts- und Städtebilder vor drohender Verunstaltung bewahren können.

Ende 1923 wurde dem Bunde von befreundeter Seite die Nachricht, das Stadtparlament von Boizenburg habe beschlossen, die alten Linden auf dem Stadtwalle niederzulegen, um Geldwerte zu schaffen, obwohl an anderen Stellen des Stadtbezirkes genügend Holz zur Verfügung stände. Daraufhin richtete der Heimatbund an den Rat und die Stadtverordnetenversammlung folgende Eingabe:

Es ist dem Heimatbunde bekannt geworden, daß die Niederlegung der Linden-Allee auf dem Walle von Boizenburg dort in Erwägung gezogen ist. Es ist unsere Pflicht, gegen diesen die Sache des Heimatschutzes auf das schwerste schädigenden Plan dringend vorstellig zu werden. Die alte Allee ist nicht nur ein Stück alter Stadtgeschichte, sondern auch ein hervorragender Schmuck von Landschaft und Stadt, deren schönem Bilde sie den charakteristischsten Ausdruck gibt. Mit ihrer Zerstörung würde die Stadt sich eines nicht wieder zu ersetzenden Wertes berauben, der sicher schwerer wiegt als der materielle Ertrag, von dem ja die sehr bedeutenden Kosten der Neuanlage noch in Abzug zu bringen sind. — Der Heimatbund richtet daher an den Rat und die Stadtverordnetenversammlung von Boizenburg die ergebenste und dringende Bitte, die Linden-Allee, deren Erhaltung eine Sache nicht nur einer ihrer idealen Güter sich bewußten Stadt, sondern jeden Freundes der mecklenburgischen Heimat ist, den vollsten Schutz gewähren zu wollen. Sollte unsere Mitwirkung, etwa durch Aufklärung in der Presse, dabei erwünscht sein, so sind wir dazu gern bereit und bitten um gefl. Mitteilung.

Unterschrift.

Unser Einspruch war von Erfolg. Von einer Abholzung des Walles wurde, wie uns der Rat der Stadt Boizenburg bald darauf mitteilte, wenigstens vorläufig abgesehen.

Eine ähnliche Nachricht wie aus Boizenburg kam im Januar 1924 aus Plau. Aus der Bürgerschaft der kleinen Eldestadt drang der Schrei der Erbitterung zu uns über die geplante Zerstörung eines der schönsten Naturdenkmäler der Stadt Plau. Auch hier hatten nämlich Rat und Stadtverordnetenversammlung den Beschluß gefaßt, die hundertjährigen Linden und Kastanien auf dem alten Walle niederzulegen. Der Heimatbund unterbreitete darauf unverzüglich dem Rate und der Stadtverordnetenversammlung in Plau die nachstehende Eingabe:

Die Stadt Plau hat als eine der ersten Städte des Landes auf die Bitte des Vorstandes des Heimatbundes ihren Beitrag auf 10 Mk. erhöht, was der Vorstand mit besonderem Danke gern anerkannt hat. Um so mehr hat der Vorstand es bedauert, daß ihm jetzt die Kunde geworden ist, Rat und Stadtverordnetenversammlung hätten beschlossen, die schöne Allee von hundertjährigen Linden und Kastanien auf dem Walle abzuholzen. Der Vorstand bittet, vor der Ausführung dieses Beschlusses dringend warnen zu dürfen, da sie sicher nachträglich selbst von denen, die heute dafür stimmen, bedauert und von allen, die nicht damit einverstanden sind, und den kommenden Geschlechtern hart verurteilt werden wird. Vielfache Erfahrungen haben gelehrt, daß die Städte in der Wegnahme alter Baumgruppen und Alleen nicht vorsichtig genug sein können, während solche, die dahingehenden Bestrebungen widerstanden haben, heute stolz auf den Erfolg sein dürfen. Man blicke doch auf den Wall zu Neubrandenburg, den Kamp von Doberan und

die Reste des Walles von Sternberg; welche unschätzbaren Werte besitzen diese Städte in diesen Anlagen! Mehr als andere Städte des Landes sollte aber die Stadt Plau darauf bedacht sein, selbst unter materiellen Opfern, ihr Landschaftsbild und alles, was das Stadtbild zu heben geeignet sein kann, zu erhalten, weil sie dadurch ihre Anziehungskraft als Kurort sicher vergrößern und damit der Einwohnerschaft materielle Vorteile verschaffen wird, gegenüber denen der augenblickliche Gewinn aus der Abholzung des Walles überhaupt nicht in Frage kommen kann. — Der Vorstand des Heimatbundes bittet darum den Rat und die Stadtverordnetenversammlung dringend, den Beschluß über die Abholzung des Walles wieder aufzuheben. Unterschrift.

Als Antwort kam schon am folgenden Tage ein Schreiben des Rates der Stadt Plau des Inhalts, Rat und Stadtverordnetenversammlung hätten schon am Tage des Eingangs unserer Eingabe den früher gefaßten Beschluß wieder aufgehoben, daß also die alte Allee als Zierde der Stadt erhalten bliebe.

Im März 1924 erhielten wir aus Dömitz die Nachricht, daß gelegentlich eines Umbaues im Kommandantenhause der Festung die prachtvolle, schwere Haustür entfernt werden sollte. Mit dieser Benachrichtigung war die dringende Bitte verknüpft, der Heimatbund möchte sich doch mit allen Mitteln dafür einsetzen, daß das alte, herrliche Portal erhalten bliebe, das einen besonderen Schmuck der Fassade bilde. Gleichzeitig kam noch von anderer Seite ein ausführlicher Bericht über die an der Festung in Dömitz geplanten baulichen Veränderungen, wo in dem Kommandantenhause aus der bisherigen Dienstwohnung des Landdrosten nach Aufhebung des Amtes Dömitz drei neue Wohnungen geschaffen werden sollten. Auch diese Eingabe an den Heimatbund schloß mit der Bitte, zu veranlassen, daß wenigstens das alte Portal diesem Umbau nicht zum Opfer falle. Der Heimatbund unterrichtete sich beim Meckl.-Schwerinschen Ministerium darüber, daß wirklich ein Umbau der Festungsgebäude in Dömitz geplant sei, und richtete in dieser Angelegenheit an das Meckl.-Schwerinsche Finanzministerium als die zuständige Behörde die nachfolgende Bitte:

25. März 1924.

Von seiten zweier Mitglieder des Heimatbundes in Dömitz ist unter dem 18. bzw. 20. ds. Mts. hierher mitgeteilt, daß beabsichtigt ist, im Haupthause der Festung Dömitz weitere Wohnungen einzurichten und aus diesem Anlaß auch das Äußere des Hauses zu verändern und insbesondere das Portal zuzumauern. Von beiden Seiten wird der Heimatbund ersucht, hiergegen vorstellig zu werden und seinen ganzen Einfluß geltend zu machen, daß das schöne Portal erhalten bleibe, das als besonderer Schmuck der Fassade zu erachten sei. Der Heimatbund kann sich diesem Wunsche nur anschließen; er würde es außerordentlich bedauern, wenn an diesem für die Kultur- und Landesgeschichte Mecklenburgs bedeutsamen Denkmal Veränderungen vorgenommen würden, die seinen Denkmalwert oder seine äußere Erscheinung in irgendeiner Weise beeinträchtigen. Er erbittet deshalb ergebenst Mitteilung über diese Angelegenheit und Berücksichtigung des Vorstehenden bei der weiteren Behandlung dieser Angelegenheit. Unterschrift.

Am 5. April ging darauf vom Meckl.-Schwerinschen Finanzministerium, Hochbauabteilung, die beruhigende und belehrende Antwort ein:

Das unterzeichnete Ministerium teilt auf die dortige Eingabe mit, daß die Verlegung der Eingangstür zum Kommandanturgebäude der früheren Festung Dömitz nicht mehr beabsichtigt wird. Im übrigen wäre die Befürchtung, daß Ver-

änderungen an dem nur kultur- und landesgeschichtlich, nicht kunstgeschichtlich interessanten Gebäude seinen Denkmalswert beeinträchtigen würden, durch geschickte Lösung des Fenstereinbaues leicht zu zerstreuen. Unterschrift.

So wird auch das alte, schöne Bild erhalten bleiben.

Leider ist „die geschickte Lösung" in einem anderen Falle nicht gefunden worden.

Am 20. April ging bei dem geschäftsführenden Vorstand des Bundes folgendes Schreiben des Rates der Stadt Neustadt ein:

Nach einem ministeriellen Projekt soll der zu der hiesigen alten Burg gehörige Wallgraben (sogenannter Karpfenteich) zu Zwecken des Landes-Elektrizitäts-Werkes zum Teil zugeschüttet werden. Da es sich bei der alten Burg um das älteste profane Bauwerk in Mecklenburg-Schwerin handelt, wäre es nicht zu verantworten, wenn ihr Anblick verschandelt würde. Wir halten letzteres nicht für ausgeschlossen und empfehlen daher eine Prüfung und ein evtl. Vorstelligwerden durch den Heimatbund Mecklenburg. Eile tut not, da der Plan unverzüglich in Wirklichkeit umgesetzt werden soll. Unterschrift.

Darauf ging nach Rücksprache des Vorsitzenden mit der maßgebenden Persönlichkeit im Ministerium an den Rat der Stadt Neustadt diese Antwort:

Dem Rat der Stadt Neustadt (Meckl.) teilt der Heimatbund Mecklenburg in Beantwortung seines Schreibens vom 19. April 1924 ergebenst mit, daß der Herr Dezernent im Ministerium in einer Unterredung mit dem Vorsitzenden des Heimatbundes (Herrn Amtshauptmann Reinhardt) erklärt hat, über eine Zuschüttung eines Teiles des Wallgrabens sei bisher noch nichts beschlossen; wenn der Frage nähergetreten werde, so solle der Heimatbund benachrichtigt werden.

Wir stellen dem Rat der Stadt Neustadt (Meckl.) anheim, uns auch von dort aus Nachricht zu geben, wenn die Angelegenheit greifbare Form annimmt.

Unterschrift.

Auf dieses Schreiben antwortete der Rat am 7. Mai postwendend wie folgt:

Ergebenst erwidern wir, daß der sogen. Karpfenteich (alter Wallgraben) bereits in einer Länge von etwa 45 m zugeschüttet wird. Das Bild der alten Burg leidet nach unserm Dafürhalten ganz erheblich hierdurch.

Weiter wird beabsichtigt, die Brücke, die neben dem sogenannten neuen Schloß, das als Barockbau Kunstwert besitzt, in den Schloßgarten führt, zu ententfernen und den Eingang in den Schloßgarten über einem Eldearm, der einer an der Bahnhofsstraße belegenen Sägerei gegenüber liegt, zu schaffen. Auch diese Maßnahme erscheint uns stilwidrig, und es dürfte das Gesamtbild von Schloß und Schloßgarten darunter leiden. Kein Schloßherr würde einen derartigen Eingang zum Schloßgarten angelegt haben!

Es ist bedauerlich, wenn derartige schöne und historische Stätten unseres engeren Vaterlandes in der hervorgehobenen Weise der Neuzeit zum Opfer fallen. Wir verstellen daher, von dort aus als sachverständiger Stelle die zweckdienlichen Schritte zu unternehmen. Wir selbst haben uns an das Ministerium des Innern gewandt. Unterschrift.

Darauf wurde der gesamte Briefwechsel zwischen dem Heimatbund und dem Rate der Stadt Neustadt in Abschrift am 10. Mai der Kommission zur Erhaltung der Denkmäler als der in erster Linie zuständigen amtlichen Stelle übersandt, die

sich nach einer am 1. Juli beim Heimatbund eingegangenen Nachricht wegen der Schädigungen des Burggeländes, die durch die Bauausführungen beim Landes-Elektrizitäts-Werk Neustadt herbeigeführt sind, an das vorgesetzte Ministerium gewandt hat. Erfolg haben diese Eingaben nicht gehabt. So hat also das Jahr 1924 ohne Verschulden des Heimatbundes auf dem Gebiete der mittelalterlichen Denkmäler ein trauriges Ereignis gebracht: die einzige erhaltene mittelalterliche Burganlage des Landes hat bei Erweiterungsbauten des Kraftwerkes Neustadt einen wesentlichen Teil ihres Charakters eingebüßt *). Der alte, malerische Aufgang ist verlegt und ein großer Teil des Wallgrabens zugeschüttet. Der Heimatbund hat, als die Sachlage bekannt wurde, unverzüglich bei der Leitung der



Burg von Neustadt, Zustand 1923.

Landeselektrizitätswerke und der amtlichen Stelle für Denkmalschutz, der Kommission zur Erhaltung der Denkmäler, Vorstellungen erhoben, das Verhängnis aber nicht aufzuhalten vermocht. Die Bauten sind mit größter Beschleunigung nach rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten ohne Rücksichtnahme auf ideelle Interessen durchgeführt. Es wird niemand in unserem Kreise in den Sinn kommen, die Berechtigung einer Anlage, die wirtschaftliche Werte schafft, zu bestreiten, auch wenn sie damit einer alten Burg näher rückt. Was den Fall Neustadt so beklagenswert macht, ist aber, daß hier über das Notwendige hinaus Schädigungen

*) Die Abbildung S. 9 zeigt den Zustand von 1923, die S. 11 den Zustand von 1925; das zugeschüttete Gelände liegt rechts im Bilde; eine Aufnahme desselben war zurzeit nicht angängig, da der Platz noch in Arbeit liegt.

erfolgt sind, die nicht wieder gut zu machen sind und die ein ehrwürdiges, in seiner Art einziges Stück alter Landesgeschichte entstellt haben. Nicht dem räumlichen Bedürfnis des Werkes ist der Wallgraben zum Opfer gefallen, sondern der Erledigung der Schuttmassen, die sicher ohne wesentliche Mehrbelastung auch anderswo untergebracht werden konnten. Wenn man mit der Schaffung eines der Burg wesensfremden Vorgeländes gar eine Verschönerung der Anlage verbinden zu können glaubt, so ist das ein Mißverständnis des Wesens alter Denkmäler, die nicht durch Zutaten verschönt, sondern in ihrer Eigenart bleiben wollen, wie sie sind. Der alte Wallgraben mit seiner natürlichen Vegetation war das Stück Poesie der Burg, und es ist kein Zufall, daß Aufnahmen der Burg, auch malerische wie die schöne Skizze Karl Malchins im Landesmuseum, gerade diese Stelle bevorzugen, und die Erregung in der Stadt Neustadt über den Verlust ihres „Karpfenteiches" ist begreiflich und berechtigt und berührt auch den Heimatbund. Man spricht so oft von Romantik der Heimatschutzbewegung und glaubt damit eine Kritik an ihr zu üben. Soll damit gesagt sein, daß die Heimatbünde auf die Erhaltung des Stimmungsgehaltes eines Denkmals entscheidendes Gewicht legen, so kann man sich die Charakterisierung gefallen lassen. Wir halten in der Tat dafür, daß der Wert eines Denkmals für die Öffentlichkeit (und das ist doch auch in der Formulierung der Denkmalschutzgesetzgebungen das Maßgebende) in erster Linie in dem besteht, was es ihr zu geben vermag, und daß das Gefühlsmoment bei allem, was öffentliches Denkmal heißt, gar nicht ausgeschaltet werden kann und darf. Will man aber mit der Charakterisierung als Romantik sagen, daß die heutige Heimatschutzbewegung weltfremd und kulturfeindlich sei, so ist das eine leere Behauptung ohne jede Kenntnis der in den Heimatschutzverbänden überhaupt und ganz sicher in unserem Heimatbunde maßgebenden, nie die Forderungen des praktischen Lebens verneinenden Gesichtspunkte und der tatsächlich in ihnen geleisteten Arbeit. In der Beurteilung des Falles Neustadt weiß sich der Heimatbund einig nicht nur mit dem Publikum, sondern auch mit den berufenen Vertretern des Denkmalschutzes.

Um eine für das ganze Land verbindliche Regelung des Schutzes alter oder künstlerisch wertvoller Landschafts- und Städtebilder herbeizuführen, war schon im Jahre 1923 aus Mitgliederkreisen, besonders vom Rate der Stadt Grabow, angeregt worden, der Heimatbund möchte dem Ministerien einen Entwurf für ein dahinzielendes Gesetz einreichen und um Erlaß eines „Landesgesetzes gegen die Verunstaltung von Landschafts- und Ortsbildern" bitten. Auch der Städtetag und der Ämterverband wandten sich in der gleichen Angelegenheit an den Heimatbund und baten um Einreichung eines entsprechenden Gesetzentwurfes, den auch diese beiden Körperschaften offenbar für außerordentlich notwendig und dringend erforderlich hielten. Ein entsprechender Entwurf, vom Leiter der Arbeitsgruppe 4 [1]), Herrn Geh. Oberbaurat Pries, nach dem Muster der in Preußen seit dem 15. Juli 1907 und in Sachsen seit dem 10. März 1909 bestehenden Gesetze ausgearbeitet, ging mit der Bitte um Prüfung und Vorlegung an den Landtag dem Ministerium Ende August 1924 zu. Dem Heimatbund ist noch keine Bestätigung des Eingangs noch sonst irgendeine Antwort zugegangen. Der Heimatbund, dem von gewisser Seite so oft vorgeworfen wird, daß er nicht genügend tue für die Erhaltung kunst-, kultur- und landesgeschichtlich wertvoller Naturdenkmäler und Ortsbilder, muß demgegenüber immer wieder darauf hin-

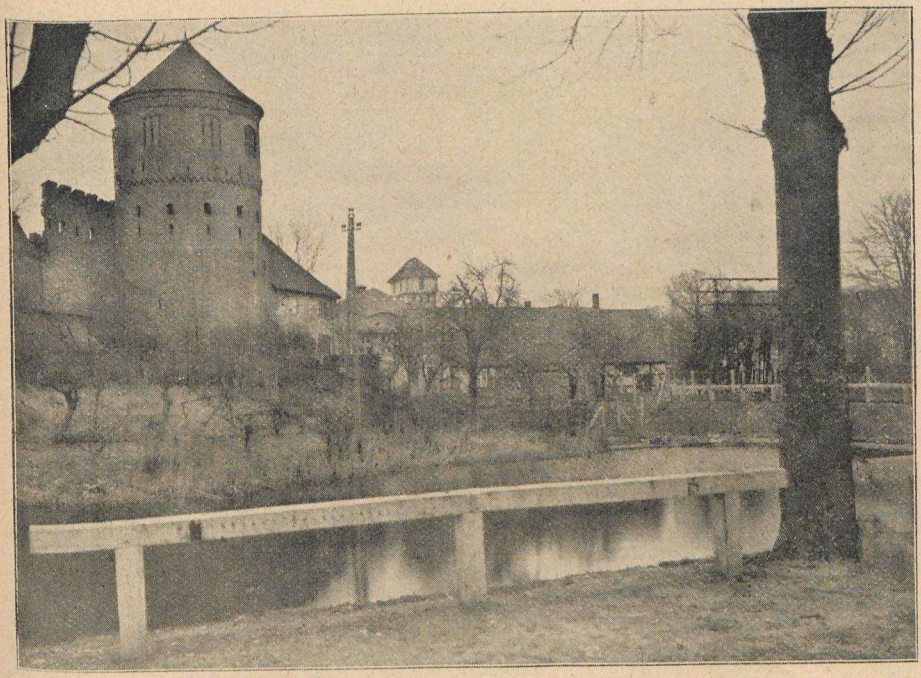
[1]) Kulturdenkmäler der geschichtlichen Zeit.

weisen, daß er in allen Fragen dieser Art nur beratende Stimme hat, und die hat er erhoben in vielen Fällen, ob er gefragt war oder nicht.

Ich will nicht den ganzen Gesetzentwurf vortragen; er wird im nächsten Heft unserer Zeitschrift abgedruckt werden. Nur einige Worte aus der Begründung.

Begründung
zum Gesetz gegen die Verunstaltung der Landschafts- und Ortsbilder.

Aus dem Artikel 150 der Reichsverfassung, der auf politisch neutralem Boden steht, ergibt sich, daß nach heutiger Anschauung die Schönheit der Landschafts- und Ortsbilder sowie der einzelnen Platz- und Straßenbilder ebenso wie



Burg von Neustadt, Zustand 1925.

die Denkmäler der Kunst und Geschichte als Gemeingut anzusehen sind, auch wenn sich die Gegenstände, aus denen die Bilder gestaltet sind, einzeln oder im ganzen im Besitze eines Einzelnen befinden.

Gegenüber Einzelnen, die sich dieser Erkenntnis verschließen, wird aber der Artikel 150 der Reichsverfassung nur durchgeführt werden können, wenn eine gesetzliche Handhabe gegen die Willkür des Einzelnen besteht.

Das hat schon vor dem Kriege 1914/18 in einer größeren Zahl deutscher Bundesstaaten zum Erlaß von Gesetzen gegen die Verunstaltung der Landschaft und der Ortsbilder geführt, unter denen hier nur das bekannteste und vielleicht älteste, das preußische vom 15. Juli 1907, genannt sei, das zusammen mit dem sächsischen Gesetze gegen die Verunstaltung von Stadt und Land vom 10. März

1909 auch zur Grundlage für den vorstehenden Entwurf zu einem solchen Gesetze für Mecklenburg-Schwerin gewählt wurde.

Der Entwurf schließt sich so eng an die genannten bewährten Gesetze an, von denen er in der Sache keine Abweichungen aufweist, daß es einer Begründung der einzelnen Bestimmungen, die bereits aus den Beratungen zweier deutscher Landtage ohne wesentliche Abweichungen untereinander hervorgegangen sind, nicht bedarf.

Daß die Organisation der Verwaltung und der Behörden redaktionelle Abweichungen von den Gesetzen anderer Länder bedingte, liegt auf der Hand, und daß daraus wieder eine veränderte Fassung hervorging, liegt nahe, war aber ohne Abweichungen in der Sache bzw. in den sachlichen Bestimmungen durchführbar.

Abweichend von dem preußischen Gesetze folgt der Entwurf dem sächsischen darin, daß die Bestimmungen auf alle Landschafts- und Ortsbilder, denen aus irgendwelchen Gründen ein geschichtlich-kultureller Wert beizulegen ist, angewendet werden kann, und nicht nur auf „hervorragende". Soweit hier bekannt, ist kein Landesgesetz dem preußischen in dieser Einschränkung, aus der sich erhebliche Zweifel und Bedenken schon sofort nach Erlaß des Gesetzes ergeben haben, gefolgt, und in beteiligten Kreisen wird diese Abweichung des sächsischen Gesetzes von dem preußischen, mit dem es sonst in der Sache zusammenklingt, allgemein als Verbesserung anerkannt.

Von den Arbeitsgruppen 1 (Boden und Landschaft) und 2 (Tier- und Pflanzenwelt) sind Tätigkeitsberichte beim Vorstande nicht eingegangen. Dagegen berichtete der Leiter der 3. Arbeitsgruppe wie folgt:

R. Beltz, Tätigkeitsbericht der dritten Arbeitsgruppe (vorgeschichtliche Denkmäler) 1923, 1924.

Da im vorigen Jahre keine Hauptversammlung stattgefunden hat, liegt der letzte Bericht (Heimatbundzeitschrift 1923 S. 11) zwei Jahre zurück, und es ist dieses Mal ein längerer Zeitraum zu überblicken. Das Ergebnis für die heimische Altertumskunde und Altertumspflege ist ein recht erfreuliches. Die Zahl der in Behandlung genommenen und neu bekannt gewordenen Altertumsstellen ist so groß wie seit langer Zeit nicht, und es sind nicht nur statistisch-siedelungsgeschichtliche Interessen, sondern auch tiefgreifende, zum Teil ganz neue Probleme der Vorgeschichtswissenschaft, welche dadurch Förderung erfahren haben. Das ist ermöglicht worden in erster Linie durch die Organisation des Heimatbundes. In ihm finden sich die Freunde heimischen Bodens, zu dem auch seine Einschlüsse an altem Kulturgut gehören, zusammen, und unsere kleine Zeitschrift ist das einzige Organ im Lande, welches die vorgeschichtlichen Vorkommnisse und ihre wissenschaftliche Deutung einem weiteren Interessentenkreise regelmäßig vermittelt. Von einer Zentralstelle allein kann Altertumspflege nicht ausgeübt werden; wir brauchen Mitarbeiter im Lande überall, welche die ja meist zufällig und unverstanden bei Bodenarbeiten zutage tretenden Neuerscheinungen beobachten, Altsachen bergen und ihre Erkundungen an eine Stelle leiten, wo sie bewertet und dem öffentlichen Interesse zugänglich gemacht werden können. Darin liegt ja der grundlegende Unterschied zwischen vorgeschichtlichen Denkmälern und Denkmälern geschichtlicher Zeit, daß diese bekannt, gewürdigt, zum größten Teil in öffentlichem Besitz und amtlichem Einfluß unterworfen sind, während vorgeschichtliche ununterbrochen neu auftreten und steter Gefährdung ausgesetzt sind, nur selten

richtig erkannt werden, ganz überwiegend auch in Privatbesitz liegen, so daß auf die freiwillige Tätigkeit in der vorgeschichtlichen Altertumspflege ein ganz anderes Gewicht fällt. Tatsächlich ist denn auch die amtliche Stelle für Denkmalschutz, auch vorgeschichtlichen, die Kommission zur Erhaltung der Denkmäler, nicht im stande, von sich aus wirksamen Denkmalschutz für die Bodenaltertümer zu üben. Da ihre Tätigkeit sich in rein amtlichen Formen vollzieht und darüber in der Öffentlichkeit gar nichts bekannt wird, ist sie in der Bevölkerung ganz unbekannt und wird selbst an behördlichen Stellen kaum beachtet; es hat fast ausnahmslos privater Initiative bedurft, um sie für Altertümer aktiv werden zu lassen und amtliche Schutzmaßnahmen herbeizuführen. Bei den sehr geringen Mitteln, welche der Kommission zur Verfügung stehen, ist das nur in sehr beschränktem Maße möglich. Da hat früher der Heimatbund eingegriffen, indem er die unerläßliche Vorarbeit jedes Denkmalschutzes, die Inventarisierung des Denkmälerbestandes, übernahm. Dem hat die Not der letzten Jahre ein Ende gemacht. So sind wir denn jetzt im wesentlichen auf private Mithilfe und Unterstützung angewiesen gewesen; und diese hat nicht versagt, im Gegenteil, sich so erfolgreich betätigt, daß es in der folgenden Aufzählung nicht möglich ist, allen freiwilligen Hilfskräften mit Namensnennung zu danken. Aus dem engeren Kreise des Heimatbundes sei nur der Tätigkeit der Ortsgruppe Parchim gedacht, die in vorbildlicher Weise ihr Gebiet durcharbeitet. Berichterstatter selbst hat Gelegenheit gehabt, einige nicht hinreichend durchforschte Landstriche, bei Grabow, Röbel und am Malchiner See, zu untersuchen; mit dem allgemeinen Ergebnis, daß überall eine unerwartet große Anzahl bisher unbekannter oder nicht beachteter Stellen verzeichnet werden konnten; von einer auch nur annähernden Vollständigkeit in der Kenntnis der vorhandenen Denkmäler, wie man sie doch für siedelungsgeschichtliche Forschungen braucht, sind wir noch weit entfernt. Selbst Denkmäler monumentalster Art, wie Hünengräber, Kegelgräber, Burgwälle, haben, wie die Erfahrung der beiden letzten Jahre zeigt, unbekannt bleiben können.

Ein Eingehen auf das Einzelne ist hier unmöglich; wir zählen die Stellen in der üblichen Reihenfolge vorgeschichtlicher Systematik auf.

I. Steinzeit.

An Hünengräbern sind neu bekannt geworden und erst zum Teil untersucht: Zurow b. Wismar, Panschenhagen b. Waren, Glasow b. Teterow, Karchower Mühle b. Röbel (2 Stück), Spitzkuhn b. Röbel, Drüsewitz b. Tessin; ein Fund von den Jülchentannen bei Röbel scheint einem zerstörten Hünengrabe zu entstammen. Das von Spitzkuhn und die altbekannten Hünengräber von Katelbogen bei Bützow schienen neuerdings gefährdet, weil das betreffende Gelände für Kleinsiedlungen aufgeteilt werden sollte, doch scheint die Gefahr, dank den Maßnahmen des Siedlungsamtes, gehoben.

Steinzeitliche Wohnstätten sind bekanntlich außerordentlich selten; die Siedlungsstellen der Zeit werden erkannt an den sog. Feuersteinwerkstätten mit ihrem meist massenhaften Kleingerät und Abfall. Da sind mehrere bisher leer scheinende Gegenden nunmehr als gut besiedelt erwiesen, so die Lübtheener Gegend bei Redefin und Belsch (Tiede-Schwerin, Pegel-Belsch), das ganze Eldeufer östlich von Parchim am Schwarzen Berge, bei Paarsch usw. (unsere Parchimer Freunde), die Gegend von Schwarz b. Röbel (Linshöft) und bei Malchin (Berg). Einzelne Funde stammen von Dobbertin, Weitendorf b. Sternberg und Alt-Gaarz.

In einem Moor bei Bütow b. Röbel sind sogar Anzeichen eines Pfahlbaues aufgetreten.

II. Bronzezeit.

Bei den stattlichen Grab- und Denkmalhügeln dieser stolzesten Periode unserer Vorgeschichte, den Kegelgräbern, sind mehrfache Untersuchungen zur Feststellung ihres Charakters und Inhaltes und auch Schutzmaßnahmen vorgenommen. Von den großartigen Gräbern, die Wismar in weitem Kreise umgeben, ist der Boyenberg bei der Klueßer Mühle leider zum großen Teile abgefahren und auch dem schönst gelegenen Grabe des Landes, dem Tridamsberg bei Martensdorf, drohte ein gleiches Schicksal, das aber noch abgewendet werden konnte; bei auffallenden Hügeln bei Grabow, in den Tannen bei Prislich, in den Mühlenstücker und Karstädter Tannen bleibt noch die nicht leichte Untersuchung, ob es sich um Dünen oder Grabhügelauftrag handelt; über eine ergebnisreiche Ausgrabung bei Parchim ist schon in unserer Zeitschrift berichtet (Kracht). Neu bekannt geworden sind Gruppen von Kegelgräbern bei Kolbow b. Grabow, Twietfort b. Plau, Dammwolde b. Plau, Zislow b. Malchow, Schwarzenhof-Levensorf b. Waren, Bütow b. Röbel, Darze b. Röbel und besonders Glasow b. Teterow. Von länger bekannten sind die hervorragenden Gräber von Görslow b. Schwerin und Mollenstorf b. Penzlin neu aufgenommen.

Stärker trat dieses Mal auch die jüngste Form der bronzezeitlichen Gräber, die oft schwer deutbaren Urnenfelder, hervor; erfolgreiche Ausgrabungen konnten bei Gr. Luckow b. Teterow (v. Maltzan), Mollenstorf b. Penzlin (v. Gundlach), Dipperow b. Röbel (Pastor Siegfried, Schulze Kugel) vorgenommen werden; auch Beobachtungen von Parchim, Markower Tannen, Bobzin b. Lübz, Barz b Teterow gehören wohl dahin.

Wohnstätten suchen wir aus der Bronzezeit noch immer, nur von Hagenow (Hagemann) wird etwas Derartiges gemeldet.

III. Eisenzeit.

Sehr groß ist die Zahl der Urnenfelder, dieser am meisten der Zerstörung ausgesetzten Denkmälergruppe, der wir ja leider nicht voll gerecht werden können, da die Mittel zu Ausgrabungen und zur Behandlung der Funde fehlen. Wir zählen sie hier unter der Eisenzeit auf, auch die noch nicht genügend gekennzeichneten, da die ältere Eisenzeit die Hauptperiode dieser Grabform ist: Camin b. Wittenburg, Warsow b. Wittenburg, Schwaberow b. Hagenow, Leussow b. Ludwigslust, Gallin b. Boizenburg, Karstädt b. Grabow, Ziegendorf b. Grabow, Steinbeck b. Neustadt, Stolpe b. Neustadt, Barkow b. Parchim, Paarsch b. Parchim, Sukow b. Crivitz, Witzin b. Sternberg, Hof Werle b. Grabow, Kolbow b. Grabow, Barkow b. Plau, Klaber b. Teterow, Lupendorf b. Malchin, Pisede b. Malchin, Gr. Kelle b. Röbel, Minzow b. Röbel, Gr. Lunow b. Gnoien.

Aus der römischen Eisenzeit ist neu nur das große Grabfeld von Bramow b. Rostock bekannt gegeben und zur Untersuchung gebracht, an Wohnstellen älterer Eisenzeit ein Fund bei der „Wendenburg" bei Plau (Wagner).

Das Hauptereignis der letzten Jahre ist die Entdeckung und Untersuchung des Burgwalls auf dem Wargentiner Berge bei Basedow (Pastor Voß), des ersten germanischen Burgwalls in Mecklenburg, aus der Zeit des Übergangs von Bronze- zu Eisenzeit, von dem aus auch Licht auf andere, schon länger bekannte Burgwälle (Kratzeburg, Kl. Luckow b. Teterow, Zislow, Ilow) fällt. Da in unserer Zeitschrift darüber schon berichtet ist, soll hier nicht weiter darauf eingegangen werden.

IV. Wendenzeit.

Im Zusammenhang mit den genannten Untersuchungen sind auch eine Anzahl wendischer Burganlagen neu geprüft: Ilow, Brenz, Parchim, Bölkow, Dipperow, Ludorf (Steinhorn), Sagel b. Malchin. Es sind Anlagen von extremer Verschiedenheit (typische Höhenburg Sagel und kleine Seeinsel Dipperow), deren Bedeutung noch der Aufklärung harrt. Den Ludorfer Wall hat man unlängst auch für Rethra in Anspruch genommen, aber ohne überzeugende Gründe. Dagegen wird man sich bei dem Teufelshorst bei Röbel, auf den neuerdings die Aufmerksamkeit gelenkt ist, schwer dem Eindruck entziehen, daß die Volkstradition, die hier eine Kultstätte aus der letzten Zeit des heidnischen Wendentums sieht, auf geschichtlichen Tatsachen fußt (aber nicht Rethra).

Wendische Wohnstätten (Wohngruben") sind gemeldet und zum Teil untersucht von Plau (Silbermühle), Pisede b. Malchin, Bredenfelde b. Stavenhagen, Minzow b. Röbel, Brünkendorf b. Ribnitz, Niekrenz b. Tessin, Skelettgräber von Mecklenburg (von besonderem Interesse, da offenbar zu dem Burgwall gehörend; Pastor Böhmer), Zierzow b. Grabow, Dipperow (wohl auch zum Burgwall), Bramow (auf dem oben genannten Grabfelde).

Auch zwei Schatzfunde von hervorragender Bedeutung, wie sie seit dem bekannten Schwaaner Funde 1859 nicht wieder aufgetreten sind, sind geborgen: Stavenhagen und Blumenhagen b. Neustrelitz (Karbe).

Es sind im wesentlichen nur Namen, die hier gegeben werden können, aber ihre Fülle zeigt, daß unsere Altertumsforschung lebt, und wir geben sie als eine Bitte an unsere Mitglieder, denen Denkmalpflege und Altertumswissenschaft den größten Teil von ihnen verdankt, auch weiterhin mitzuarbeiten, ihnen Inhalt zu verleihen.

Auch von der 5. Arbeitsgruppe (Volkskunde, Sprache, Trachten, Sitten und Gebräuche) ist ein ausführlicher Bericht vorgelegt.

R. Wossidlo, Bericht über die Tätigkeit der fünften Arbeitsgruppe in den Jahren 1921—1924.

Über meine Tätigkeit als Leiter der fünften Arbeitsgruppe habe ich zuletzt im Februar 1921 berichtet (vgl. Mecklenburg 16 S. 17 ff.). Seit dieser Zeit ist die Kenntnis des heimischen Volkstums um ein tüchtiges Stück gefördert worden. Meine Vortragsreisen führten mich in die verschiedensten Teile des Schweriner und Strelitzer Landes und boten eine vortreffliche Gelegenheit zu erfolgreicher Sammelarbeit. So konnte ich in Sülze in die sprachliche und volkskundliche Seite des früheren Salinenbetriebes eindringen, in der Friedländer Gegend die beim Tabacksbau üblichen Bräuche erforschen, in Boizenburg den Berührungen mit dem hannöverschen Volkstum nachgehen. Längeren Aufenthalt nahm ich 1922 in Warlow bei Ludwigslust, 1923 — nachdem die Regierung mir die erbetene Befreiung vom Berufsdienste gewährt hatte — in Ribnitz und Feldberg, 1924 in Lübtheen, Wustrow auf dem Fischlande, Mirow und Eldena. Vielfach gelang es, neue Mitarbeiter zu gewinnen. Die im letzten Bericht erwähnten Helfer blieben dem Sammelwerke treu.

An Volkssagen aus Mecklenburg liegen mir nunmehr nahezu 17 000 Stück vor. Die Schüler des Realgymnasiums in Bützow haben auch in den letzten Jahren — dank den unermüdlichen Anregungen des Herrn Dr. Barnewitz — manche wertvolle Sage geborgen. In der Umgegend von Neukloster war Herr Studienrat Staak mit großem Erfolge tätig. Gute Sagen aus der Eldenaer

Gegend sandte Herr Lehrer Baetke in Bresegard; Herr Lehrer Gehrtz in Lübtheen gestattete Durchsicht und Benutzung seiner wertvollen Sammlung.

Schon jene nackte Zahl wird eine Vorstellung von den Schwierigkeiten geben, die sich der Bearbeitung entgegenstellen. Irgendein Muster, wie man eines solchen Reichtums Herr werden könne, liegt nicht vor. Je größer die Fülle wird, desto klarer wird die Erkenntnis, daß die in heidnische Zeit zurückreichenden Göttersagen sich an ganz bestimmten, auch in anderer Beziehung bedeutsamen Stätten häufen und daß die heimische Volkssage mit einer ganz erstaunlichen Zähigkeit Erinnerungen an Zeiten bewahrt hat, in die das Licht geschichtlichen Erkennens nicht zu dringen vermag.

Von den vorslawischen Kultstätten hat sich der „Stadt Ramm", wo sich deutliche Spuren alten Sonnenkultes erhalten haben, neuerdings besonders das „Heidaal" bei Neukalen zugesellt, in dem Johann Hog'hoot haust. Neue, zum Teil höchst seltsame Sagenzüge hefteten sich an den Gälknœker-Rubrecht in der Rostocker Heide: es ist die merkwürdigste Sagenfigur nicht nur Mecklenburgs, sondern — ich sage das auf Grund umfassender Vergleichung der Sagenliteratur — ganz Deutschlands, weil hier mit unerhörter Deutlichkeit die Verdrängung eines älteren Kultes durch einen jüngeren zum Ausdruck kommt. In der Lebendigkeit der Einzelzüge, in der Schilderung der Gestalt, des Umgangs mit den Menschen usw. übertrifft diese Sagengestalt noch unser Petermännchen, dessen Wesen übrigens gleichfalls durch viele neue Sagen neues Licht empfangen hat.

Von den Kultstätten der slawischen Zeit sind neuerdings der Hopfenwall bei Bützow, der Wiwerbarg bei Malchow und der Boorssee bei Parchim besonders hervorgetreten. Auch um die Kirche in Wustrow, die auf einem slawischen Tempelwall erbaut ist, rankten sich neue, bedeutsame Sagen.

Von außerordentlichem Interesse sind die Feldberger Funde. Von dem Schloßberg am Breiten-Lucin, auf dem ja Schuchhardt Thietmars Riedegost gefunden zu haben glaubt, entdeckte ich neue Sagen, die die Heiligkeit der Stätte außer Zweifel stellen. Eine dieser Sagen scheint auf den Kultumzug von Götterbildern hinzudeuten. Doch ist in höchstem Maße beachtenswert, daß der eigentliche Mittelpunkt der Sagenbildung nicht der Schloßberg, sondern die Gegend um Carwitz—Conow herum ist, vor allem die Stätte, auf der die Ruine der alten Conower Kirche steht, bei der auch — genau wie bei dem anderen Conow bei Althof — das Tempelroß nicht fehlt. Ich werde in diesem Frühjahr meine Nachforschungen wieder aufnehmen; die ganze Umgegend will sorgfältig abgesucht sein, vor allem um festzustellen, wo die Neubrandenburger und Feldberger Sagen sich schneiden. Es wird überaus lehrreich und reizvoll sein, wenn die Überlieferungen von den Ufern der Tollense-Lieps, von denen ich ja bisher nur kleine Bruchstücke veröffentlichen konnte, und die von Feldberg geschlossen vorliegen, die beiden großen Sagenkreise miteinander zu vergleichen und die Abweichungen festzustellen. Eine Gestalt von so leibhaftiger, persönlich-handelnder Art wie der Schruckfoot im Pierbarg an der Lieps fehlt bei Feldberg vollständig. Auch von Martensmännern, wie sie bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts am 10. November (dem Festtage des Radegast) von Prilwitz und Hohenzieritz ausgegangen sind, hören wir bei Feldberg nichts. Das letzte Wort in der Rethra-Frage ist noch nicht gesprochen.

Die Kenntnis der heimischen F e s t b r ä u c h e, denen ich mich in den letzten Jahren mit besonderem Eifer zuwandte, ist auf eine ganz neue Grundlage gestellt worden: natürlich kann ich hier nur wenige Einzelheiten herausheben.

Die Heiligkeit der Zwölften bricht immer wieder in neuen Zügen durch. Auch für altbekannte Anschauungen finden sich neue, von dichterischem Reiz verklärte Formen: Wer in de Twölften den Duurnbusch upkrönt (d. h. Wäsche auf den Zaun hängt), mööt ok den Rosenbusch (auf dem Friedhofe) krönen.

Von neuem Weihnachts-Glauben ist etwa hervorzuheben die Vorstellung, daß der Hele-Christ in Carwitz auf einem Schimmel vom „Hauptmannsberg" geritten kommt, oder daß in Warnemünde in den Tagen vor Weihnachten der Julebock seine Gaben von dem Kirchturm den unten harrenden Kindern zuwerfe. In hohes Altertum reicht auch der früher in der Eldenaer Gegend geübte Brauch zurück, daß der Gabenteller nicht am Heiligen-Abend, sondern in der Silvester-Nacht herausgestellt wird, um von der Olljohrsmudder gefüllt zu werden.

Als neues Festgebäck begegneten mir bei Warlow—Kummer herum das Huurnstöterbrot, das der Sween (d. h. Schweinehirte), und das Liefbrot, das der Schäfer als Festgabe erhielt (beide Namen sind aus der Gestalt der Brote zu erklären) — während in der Neujahrsnacht das Marikenbrot gebacken ward, von dem alles Vieh seinen Teil erhielt. Auch das Fru-Wauf'-Spielen am Silvesterabend, das Herr Lehrer Köpcke bei Ramm herum entdeckte, ist beachtenswert.

Von neuen Osterbräuchen ist unter anderen zu nennen das Eiertrünneln auf dem danach benannten Eierberg in Plau. Überraschend war die Entdeckung, daß das Stüpen (d. h. der Schlag mit der Lebensrute) in bestimmten Teilen des Strelitzer Landes nicht (wie sonst überall in Mecklenburg) zur Fastenzeit, sondern am ersten Ostertage vorgenommen wird — wie in der angrenzenden Mark: diese Landstriche sind eben von der Mark her besiedelt worden. Eine eindringende Erforschung der geographischen Verbreitung der einzelnen Bräuche wird neben der Dialekt-Geographie helfen, die Siedelungsgeschichte unserer Heimat zu erhellen. Ob der Futtenkierl, der, aus Klettenblättern hergestellt, früher in Sandhagen und Schwichtenberg mißliebigen Mädchen aufs Dach gesetzt ward, aus Pommern entlehnt ist, bleibt zu untersuchen.

Von den neu entdeckten Erntebräuchen ist etwa hervorzuheben, daß das sogenannte „Binden" der Herrschaften früher auf den Gütern der Kröpeliner Gegend in der Form vorgenommen ward, daß zunächst Arme und Beine zusammengebunden wurden und dann der ganze Leib mit Ähren umwickelt ward — oder daß der aus der letzten Garbe hergestellte sogenannte „Wolf" in einzelnen Gegenden aufbewahrt und dann beim Erntefest in feierlichem Zuge durch das Dorf geführt ward — oder daß in Besitz, wie Herr Lehrer Pegel in Belsch ermittelte, früher oben auf der Erntekrone ein aus Pappe hergestellter Hahn (wie im Hannoverschen) angebracht ward: Professor Kück hat vermutet, daß mit diesem Erntebrauche unser mecklenburgischer Münzname Papphahn in Verbindung stehe. Der sogenannte „Schimmelreiter" hat früher in der Sülzer Gegend am Schluß des Umzuges die ganze Festgesellschaft besprengt — wie das in heidnischer Zeit durch den Priester geschah. Besonders eindringend habe ich mich mit der Flachskultur beschäftigt, und immer wieder staunen müssen über das quellende sprachliche Leben, das sich gerade auf diesem Gebiete offenbart.

Neue Hochzeitsgebräuche sind in verwirrender Fülle ans Licht gekommen. In dem fünften Heft der „Bökerie" habe ich eine Schilderung der ganzen Gruppe zu geben versucht. Aber seit dem Abschluß des Druckes im Juli v. J. sind schon wieder neue, bedeutsame Einzelzüge bekannt geworden.

Die Kenntnis der heimischen Mundart ist in den letzten Jahren in erheblichem Umfange erweitert worden. Hier ist vor allem Herr Karl Puls in Lank zu nennen, der in umfangreichen Beiträgen und neuerdings in allerlei Veröffentlichungen gezeigt hat, daß er die Sprache des Südwestens in ungewöhnlichem Maße beherrscht. Auch die Herren Baustian in Waren, Berlin in Schwerin, Gerhard Höppner in Parchim, Lehrer Gosselck und Rentner Kempe in Rostock u. a. m. haben wertvollen Stoff zusammengebracht. Mit größter Freude ist es zu begrüßen, daß die Rostocker Wörterbuch-Kommission, von deren Zusammentreten ich schon einmal kurz berichtete, nunmehr — mit dem Januar 1924 — unter Leitung von Professor Dr. Teuchert an die Arbeit gegangen ist. Ich habe ihr kürzlich drei größere Sendungen fertiger Zettel zugehen lassen und werde im kommenden Jahre fortfahren, das Wichtigste aus meinen Sammlungen in eine leicht benutzbare Form zu bringen.

Die von mir gesammelten Bauernaltertümer sind im August 1922 nach Schwerin übergeführt worden. Eine Auswahl von Tüchern, Hauben usw. ist inzwischen im Zunftsaal des Alten Museums zur Aufstellung gekommen. Auf dem Gebiete der Trachtenforschung habe ich in der Rehnaer und Ratzeburger Gegend und ebenso bei kurzen Vorstößen ins Gebiet der Biestower und Zeppeliner Tracht allerlei neue Einzelheiten feststellen können. Doch bleibt auf diesem schwierigen, mühsame Kleinarbeit erfordernden Gebiete noch viel zu tun. Mitarbeit ist dringend erwünscht. Die schöne Arbeit des Herrn Buddin über Brautkronen (im Schönberger Kalender 1923) empfehle ich verdienter Beachtung.

Neben diese auf Vermehrung wissenschaftlichen Erkennens gerichtete Sammelarbeit habe ich in den letzten Jahren in erheblich größerem Umfange als früher eine andersgerichtete Tätigkeit praktischer Art treten lassen. Durch zahlreiche Vorträge in der Volkshochschule, in der Wiligrader Bauernhochschule, in Jugendbünden und anderen Vereinen suchte ich den Reichtum heimischen Volkstums weiteren Kreisen zum Bewußtsein zu bringen und die Liebe zur Heimat zu vertiefen.

Mit der plattdeutschen Bewegung habe ich Fühlung zu halten versucht, auf dem Volkstage in Rostock, auf dem Verbandstage in Bützow und in plattdeutschen Vereinen Vorträge gehalten und angefangen, zusammen mit dem Leiter des Landesverbandes, Herrn Lehrer Gosselck in Rostock, die „Bökerie" herauszugeben (vgl. Mecklenburg 19 S. 32), um mit Hilfe solcher kleinen Hefte altes Volksgut auch in diejenigen Kreise, vor allem des Landvolkes, zu bringen, in welche Bücher nicht zu dringen pflegen.

Der von der Leiterin des Landfrauen-Verbandes, Frau von Böhl in Cramon, bei der Landwirtschaftlichen Ausstellung in Güstrow im Mai 1922 veranstaltete Trachtenfestzug, dessen Leitung mir übertragen ward, bot dann Gelegenheit, zum ersten Male in mecklenburger Landen die Schönheit alter Bräuche zu lebendiger Anschauung zu bringen. Die tiefe, nachhaltige Freude, die dieser Festzug ebenso wie die von Fräulein Hildegard Engel mit den Maiden der Wirtschaftlichen Frauenschule in Malchow dargestellte Spinnstube bei allen Besuchern der Ausstellung auslöste, gab mir den Mut, auch für den bald darauf in Rostock abgehaltenen Volkstag ähnliche Vorschläge zu machen. Ein Erntezug und ein Hochzeitszug werden ja wohl bei uns zu Lande immer den Kern solcher Festzüge bilden müssen [1]). Auf den beiden Heimatfesten in Lübtheen 1923 und 1924 hat

[1]) In Süddeutschland und Deutsch-Österreich ist es leichter, solche Festzüge und Aufführungen mannigfach zu gestalten. Auf einem großen, auch aus Bayern, Tirol,

der Leiter des dortigen Plattdeutschen Vereins, Herr Puls, den Rahmen durch Einfügung eines Pfingstzuges erweitert, den ich dann meinerseits für die von den Landwirtschaftlichen Vereinen in Malchin und Stavenhagen 1924 veranstalteten Feste übernommen habe. Über die Lübtheener Feste ist in unserer Zeitschrift schon berichtet worden (vgl. Mecklenburg 18 S. 34 ff. und 19 S. 62 f.). Bei den Festen in Malchin und Stavenhagen, die, von den Vereins-Ausschüssen mit großer Sorgfalt vorbereitet, sehr stark besucht waren, bekundete sich eine dankenswerte Opferwilligkeit: die Festwagen, die einzelne Dorfschaften der Umgegend und die Leitung der Stavenhagener Zuckerfabrik gestellt hatten, wurden auch verwöhnten Ansprüchen gerecht. Auch an anderen Orten, z. B. in Ludwigslust und Wiligrad, sind ähnliche Feste in kleinerem Rahmen abgehalten worden. Auf vielen Gütern ist in den letzten Jahren erfreulicherweise das Erntefest wieder nach



Binderinnen und Tagelöhner aus dem Erntezuge Malchin, 5. Juni 1924.

altmecklenburger Art — oft in alter Tracht — gefeiert worden. Alte Volkstänze und -spiele kommen überall, z. B. auf den Jugendtagungen, wieder zu Ehren.

Die kürzlich von Fr. Buddin vorgetragenen, in unserer Zeitschrift (Mecklenburg 19 S. 94 f.) abgedruckten Bedenken sind ja gewiß zum Teil, namentlich für die besonders eigenartige Rehna-Ratzeburger Tracht, berechtigt. Und eben weil ich die Schwierigkeiten in der Beschaffung und Benutzung echter Trachten voraussah, habe ich vor dem Kriege der Veranstaltung solcher Trachtenfeste stets widerstrebt. Allein in der jetzigen Not unseres Volkes müssen, so will mir scheinen, solche Bedenken zurückstehen. In den letzten Jahren hat sich gezeigt, daß solche Heimatfeste ein durch nichts anderes zu ersetzendes Mittel darstellen, Stadt und

Kärnten und der Steiermark beschickten Trachtenfeste in Salzburg am 16./17. August vorigen Jahres, an dem ich teilnahm, boten die Darstellungen der Alpenflora, der einzelnen, sagenumrankten Berge, des Jägerlebens usw., die Tänze der Vogel-Perchten, der Umlauf der Klöckler mit erleuchteten Kopfbedeckungen, der Schwertertanz der Bergknappen, das Aperschnalzen u. a. m. herrliche Bilder echten Volkstums dar.

Land zu einen und die von uns allen ersehnte Volksgemeinschaft vorbereiten zu helfen. Und die Vorführung alter Bräuche ohne Tracht ist ja nun einmal nicht angängig. Es werden also Wege gefunden werden müssen, um jene Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Den schlimmsten Auswüchsen läßt sich ja schon bei ernstlichem Willen begegnen. Um die Kenntnis der altheimischen Trachten zu fördern, hatte ich zu Anfang des Jahres 1924 dem Vorstande des Plattdeutschen Landesverbandes vorgeschlagen, in Verbindung mit einer „Anleitung zur Veranstaltung von Heimatfesten" ein Trachtenbuch herauszugeben mit genauer Beschreibung der einzelnen Trachten. Ich habe den Plan zurückgestellt, da ich seitdem, zumal nach den in Lübtheen gesammelten Erfahrungen, erkannte, daß die ganze Trachtenfrage der Klärung dringend bedarf, weil abzuwarten bleibt, ob die Beiderwandtracht, deren sich ja schon die städtische Mode bemächtigt hat, sich als Volkstracht zu behaupten vermag, und weil andererseits zunächst festgestellt werden muß, ob die von vielen gewünschte Neuanfertigung der Rehnaer oder Biestower Tracht zurzeit — nach dem Eingehen der auswärtigen Webereien, die früher die Bänder usw. geliefert haben — überhaupt möglich ist.

Die Übersicht über meine Tätigkeit wird gezeigt haben, daß auf die Dauer die Kraft eines Einzelnen allen solchen Ansprüchen nicht gewachsen ist. Ich habe mich in den letzten Monaten wieder ganz der wissenschaftlichen Arbeit zugewandt, und es ist dringend wünschenswert, daß sich jüngere Kräfte bereit finden, die Leitung der praktischen Heimatpflege zu übernehmen. Ich hoffe, daß aus den Kreisen der Bauernhochschüler solche Männer heranwachsen werden, die, von der Liebe zur Heimat getrieben, entschlossen sind, das Erbe der Väter in Ehren zu halten, und mit Klugheit und Vorsicht, aber zugleich mit festem Willen an die Bewahrung oder auch, wo es tunlich erscheint, an die Neubelebung alten Volkstums herangehen.

Daß auch in den Ortsgruppen reges Leben geherrscht hat, sagen die eingegangenen Berichte. Nur die Ortsgruppen Friedland und Sternberg haben unserer Bitte um einen Tätigkeitsbericht nicht entsprochen.

Doberan (76 Mitglieder) berichtet: Die Tätigkeit der Ortsgruppe beschränkte sich im letzten Geschäftsjahr auf das Heimatmuseum. Die Sammlung wurde, besonders durch die rastlose Arbeit von Herrn Kaufmann P. Starck, so vermehrt, daß die zur Verfügung stehenden Räume zu eng wurden. Auf unsere Bitte erhielten wir dann von der Landdrostei das letzte, bisher der Baubehörde reservierte Zimmer in der Bauhütte für Museumszwecke. Eine Stiftung von Herrn Lehrer Starck in Hamburg ermöglichte es uns, das Zimmer neu einzurichten. Eine in der letzten Mitgliederversammlung gewählte Kommission ist jetzt mit der Neuaufstellung der Gegenstände im Museum beschäftigt. Schröder.

Parchim (75 Mitglieder) berichtet: Die Ortsgruppe hat folgende Veranstaltungen getroffen: 1. 29. Febr. 1924: Generalversammlung. Vortrag von Herrn Kracht über Flurnamen der Neustadt in Parchim. Anwesend 12 Personen. — 2. 25. Mai 1924: Ausflug mit der Bahn nach Spornitz, von da Wanderung nach der alten Dorfstelle Primank, am Roten Bach entlang über Slate nach Parchim. 20 km. 15 Teilnehmer. — 3. 6. Jului 1924: Ausflug. Wanderung Möderitz, Malchow, Barwitz (Kirche), Matzlow, Mallinsche Burg?, Damm, Parchim. 25 km. 19 Teilnehmer. — 4. 31. August 1924: Ausflug nach der Lewitz. Dampferfahrt bis

zur Mittelschleuse. Marsch bis Friedrichsmoor. In derselben Weise zurück. 3 km. 17 Teilnehmer. — 5. 23. November 1924: Ausflug. Mit der Bahn nach Schwerin. Hier wird der Verein von Herrn Prof. Beltz durch das Altertumsmuseum geführt. 13 Teilnehmer. — 6. 6. Dezember 1924: Versammlung. Vortrag von Herrn Augustin aus Granzin über die 33er Gilde zu Parchim. 21 Teilnehmer.

Mohr.

Rostock (141 Mitglieder) hat verschiedene Ausflüge zu Besichtigungen unternommen.

Neustrelitz (93 Mitglieder) hat unter anderen einen Ausflug nach Feldberg zum Besuche des Schloßberges unternommen, auf dessen Höhe Herr Geheimrat Schuchhardt ja die Haupttempelstelle der Wenden, Rethra, gefunden zu haben meint.



Brautwagen aus dem Malchiner Festzuge, 5. Juni 1924.

Neubrandenburg (66 Mitglieder) berichtet, daß das Vereinsleben nach längerer Ruhe wieder zu pulsieren beginnt.

Ähnliche Nachrichten kommen überall aus dem Reiche. Der Deutsche Bund Heimatschutz hat seine Arbeiten in vollem Umfange wieder aufgenommen. Der Zeitschriftenaustausch wird allmählich wieder reger. Leider haben ja während der Inflationszeit eine große Zahl der Heimatsblätter ihr Erscheinen einstellen müssen. Neu hinzugekommen zu den Vereinen, mit denen der Heimatbund im Zeitschriftenaustausch steht, ist „Der deutsche Heimatbund Danzig", dessen Gründung wir auch vom nationalen Standpunkte aus besonders herzlich begrüßen.

Ich bin am Ende meines Berichtes über die Tätigkeit des Heimatbundes im Jahre 1924. Wir haben nicht alles erreicht, was wir wollten; aber durch die treue Mitarbeit unserer großen Zahl von Mitgliedern, von denen jeder einzelne schon durch seine Zugehörigkeit zum Heimatbunde mitschafft an der Pflege unseres volksverbindenden Besitzes, sind wir wieder ein Stück weitergekommen in der

Erweckung, Wahrung und Verbreitung des Heimatgefühls. Und daran wollen wir weiter arbeiten in dem Sinne, dem Goethe Ausdruck gibt mit den Worten:

Nicht verschmähen wir das Neue,
das die Geister emsig weben,
doch das Alte sei daneben
wohl bewahret unsrer Treue!

Ein Mecklenburger von echtem Schrot und Korn.

Dem Andenken General Haevernicks gewidmet

von Prof. Dr. Georg Steinhausen, Kassel.

Am 15. Mai 1924 ist in Kassel nach einer Operation Generalleutnant Oskar Haevernick verschieden, ein treuer Sohn Mecklenburgs. Seine letzten Worte waren plattdeutsche aus einem Gedicht Klaus Groths: „He much toletz nich mehr", und es entsprach seinem innersten Fühlen, wenn sein Sarg mit der mecklenburgischen Flagge bedeckt war. Im Herbst des seinem Tode vorangehenden Jahres hatte er noch einmal die alten „Füerstäden" in seiner geliebten mecklenburgischen Heimat aufgesucht, war mit vielen alten Freunden, Verwandten und Bekannten zusammengetroffen und erst gegen Weihnachten wieder heimgekehrt. Immer trug er diese Heimat im Herzen, und wo er, nachdem ihn seine Laufbahn von Mecklenburg fortgeführt hatte, jemand traf und sprach, der von der Waterkant' stammte, so flossen ihm leicht plattdeutsche Worte über die Lippen. Kam er aus seinen späteren Garnisonen in Urlaubszeiten nach Mecklenburg, so drückte er wohl dem ersten plattdeutsch sprechenden Schaffner, den er auf der Eisenbahn antraf, voll Freude ein kleines Geldgeschenk in die Hand.

Diese Heimatliebe hatte er in seiner Jugend eingesogen. Er stammte „von'n Lann", er war 1857 auf dem Gute Nienhagen-Schwiggerow geboren; 1860 kaufte der Vater, ein bekannter Pferdezüchter, das idyllisch gelegene Gut Magdalenenlust bei Güstrow. Hier, an dem schönen großen Inselsee, verlebte er seine Kinderjahre, bald mit den sommerlichen und winterlichen Reizen und Eindrücken des Sees vertraut; von hier aus besuchte er auch die Schule in Güstrow, zuerst die gute Vorschule des Küsters Peters und dann das Gymnasium, die Domschule, an der damals fast nur plattdeutsch gesprochen wurde. Dann kam er einige Jahre aus der Heimat fort, 1871 auf das Kadettenkorps nach Ploen, 1874 auf dasjenige in Berlin. Aber nachdem er 1876 als Avantageur bei dem Mecklenburgischen Füsilierregiment Nr. 90 eingetreten und 1877 Leutnant in diesem Regiment geworden war, konnte er die frischen Leutnantsjahre — 1884 wurde er auch Bataillonsadjutant — wieder in heimatlicher Luft, in Rostock, verleben. Eine längere Unterbrechung gab es für den 1887 zum Oberleutnant Avanzierten durch das Kommando zur Kriegsakademie in Berlin 1887—1890, das ihm nicht nur militärische, sondern auch geistige und künstlerische Anregungen — er war dafür äußerst empfänglich — in Fülle bot. Hindenburg war damals sein Taktiklehrer. Nach seiner Rückkehr zum Regiment wurde er 1892 Hauptmann beim detachierten Bataillon in Wismar, kam aber nach seiner Verlobung mit der Tochter des damaligen Senatspräsidenten v. Maltzan wieder nach Rostock zurück. Im November 1894 schlug dann die Abschiedsstunde von Mecklenburg. Er wurde Kriegsschul-

lehrer in Neisse. Aber er kam später (1899) wieder in die Nähe der Heimat, nach Stralsund zum Regiment 42. Von 1903—1904 war er dann überzähliger Major beim Regiment 167 in Kassel, um darauf wieder an die Waterkant', diesmal in das Mecklenburg benachbarte Lübeck als Bataillonskommandeur im Regiment 162, zu kommen. Hier hat er sich äußerst glücklich gefühlt.



General Haevernick †.

Rasch sei seine weitere militärische Laufbahn skizziert: 1908 Kommandeur der Kriegsschule in Hersfeld — wie als Lehrer in Neisse zeigte er hier seine starke Anlage zum Erzieher, die er dann auch als Regimentskommandeur besonders bewährte —; 1912 Kommandeur des Füsilierregiments Nr. 37 in Krotoschin — er gab diesem Grenzregiment solchen Ruf, daß 1913 achtzehn Junker als Nach-

wuchs da waren, was der Kaiser besonders gerühmt hat —; im Kriege dann am 22. August 1914 bei Longwy mehrfach verwundet; 1915 Generalmajor und im Juni dieses Jahres Kommandeur einer Landwehrbrigade; am 10. August in Rußland wieder verwundet; am 24. März 1916 wieder Kommandeur seiner Brigade, später einer anderen; Anfang 1917 Kommandeur der 223. Infanteriedivision; September 1918 Generalleutnant; April 1919 verabschiedet.

Seine militärischen Qualitäten waren hervorragend. Seine Erfolge als Erzieher wurden schon hervorgehoben; er trat ferner durch seine geistige Befähigung hervor, und er war ein vortrefflicher Führer. Im Frieden zeigte er sich als solchr noch 1913 beim Kaisermanöver in Schlesien. Am Hauptmanövertage entschied er durch entschlossenes Zugreifen im entscheidenden Augenblick und erfolgreichen Angriff auf eine Bergstellung die Lage im entgegengesetzten Sinne, als die Manöverleitung plante. Der Kaiser, der auf dem Berge hielt, rühmte sein Eingreifen in ganz besonderem Maße. Im Kriege zeigte er sich als vorbildlicher Führer gleich am 22. August in der Schlacht, in der er so schwer verwundet wurde. Als nach stundenlangem Kampf sich die gelichteten Reihen durch Nachbartruppen zum Zurückgehen mitreißen ließen, sprang er auf eine Mauer und spornte mit gezogenem Säbel die Mannschaften zum Wiedervorgehen an, indem er gleichzeitig einen Hoboisten „Vorwärts" blasen ließ. In schweren Kämpfen später in Rußland und schließlich wieder in Frankreich bewährte er seine Führereigenschaften immer aufs neue. Seinen Truppen war er dabei immer ein sorgender Vater, wie schon als Kompagniechef.

Und doch war er nicht nur Offizier. In ihm lebten von früh an starke geistige Neigungen, nicht allein literarische, sondern vor allem auch geschichtliche, insbesondere kunst- und kulturgeschichtliche und auch volkskundliche Neigungen. Schon als junger Offizier beschäftigte er sich mit heimischen und nordischen Altertümern und suchte dänische, norwegische und ostpreußische Museen auf. Im Manöver suchte er in den Dörfern vorhandene Denkmäler auf und ließ sich von Pfarrer und Einwohnern alte Überlieferungen erzählen und alte Familienstücke zeigen. Bald fing er auch selbst an, Altertümer zu sammeln. Gern verkehrte er mit Archivaren, Bibliothekaren und Museumsbeamten, wie etwa mit dem Landesarchivar Dunkelmann, mit dem er auch gemeinschaftliche Reisen unternahm. Viel beschäftigte er sich mit der Mecklenburgischen Geschichte, und so war er auch der gegebene Verfasser einer Geschichte seines Regiments (Nr. 90) von 1748 ab. Wo er weilte, kümmerte er sich um die vorhandenen Kunst- und Geschichtsdenkmäler, griff aber auch gern und eifrig ein, wenn es ihre Bewahrung vor dem Verfall oder ihre Erhaltung in ordentlicher Verwaltung galt. In Rostock hat er den Ausbau der Kirche zum Hlg. Kreuz angeregt, der dann mit Hilfe des Herzogs Johann Albrecht durchgeführt wurde. In Neisse hat er zahlreiche verborgene und ungehobene Schätze aus Kirchenböden und Rumpelkammern, auch aus privatem Besitz, ans Licht gebracht und ist der eigentliche Gründer des dortigen Kunst- und Altertumsvereins und des mit dessen Hilfe entstandenen Museums gewesen, das sich dann später, zumal durch die Fürsorge des Geh. Rats Dittrich, weiter vortrefflich entwickelt hat. In Lübeck gab er sich wieder viel mit Museumsfragen ab, ist für die Heranziehung eines ordentlichen Fachmannes eingetreten und hat den Ausbau des alten St. Annenklosters für Museumszwecke vorgeschlagen, ein Vorschlag, der bekanntlich auf fruchtbaren Boden gefallen ist.

In Verfolgung dieser Interessen ist er dann auch literarisch hervorgetreten. In den Neisser Jahresberichten hat er 1904 eine Abhandlung: „Aus der kerami-

schen Sammlung des Neisser Museums" veröffentlicht, in der er nach einem Überblick über die keramische Technik im allgemeinen einen solchen über die schlesischen Fabriken, über schlesische Hochzeitsteller und die Magdeburger keramische Fabrik gab. In Lübeck hat er 1908 einen dort gehaltenen Vortrag: „Museumsfragen in Lübeck; Erhaltung der Kunstschätze Lübecks" veröffentlicht. Die hier entwickelten Gesichtspunkte und aufgestellten Forderungen zeigen seinen idealen Eifer und sein sachliches Verständnis.

Nach einer ganz anderen Seite hin ist er dann im Kriege schriftstellerisch aufgetreten, nach einer Seite, die gerade in Mecklenburg besonderen Widerhall finden mußte, als plattdeutscher Schriftsteller. Kein Zweifel, daß gerade die erschütternd ans Herz greifenden Kriegserlebnisse die innerste Saite seines Herzens, die plattdeutsche, zum Klingen brachten. Er mußte von diesen Erlebnissen sprechen, und das konnte er recht nur plattdeutsch. Und wie anders schreibt er da als in jenen oben genannten, sachlich-nüchtern gehaltenen Abhandlungen in hochdeutscher Schriftsprache! „Ut de irste Tid von dat Kriegsjohr 1914" ist der Titel seines wirklich lesenswerten Schriftchens (Güstrow, Opitz, 1916). In frischem, natürlichem Plauderton, kleine Anekdoten einmischend, launig und dann wieder ernst ans Gemüt greifend, erzählt Haevernick von der Fahrt ins Feld, den ersten Märschen in Feindesland, jener ersten Schlacht und seiner Verwundung, dem Transport zum Verbandplatz und weiter zum Feldlazarett und so fort. Seine humoristische Ader tritt etwa in der Schilderung seines Schmerzenslagers in einer kleinen Waschküche, in der er mit andern zunächst untergebracht war, hervor. In dem kleinen Raum stand „en lütt Isenpump", die in der Nacht und namentlich am Morgen mehr als hundert Krankenträger benutzten. „Jedwer pumpt enzelt un jedwer let ok de Husdör open stahn. Kein' wog hakenrein unner 200 Pund, un mit dit Gewicht trampelten 's in uns' Kök rinner."

Vortrefflich ist auch die Skizze, die er in „Plattdütsch Land un Waterkant" (3. Jahr, Blatt 3) hat erscheinen lassen: „Granattrechters (Frühjohr 1917 up'n Cornillet)". Äußerst lebendig und anschaulich wird alles geschildert, etwa der Marsch der Träger „in de Düsternis rin mit ehr swore Dracht up'n Puckel". „Jede Nacht is de Weg, denn 's sick säuken möten, wedder ganz anners." Und dann „so'n Schüttengraben in't Trechterfeld". Zu mehreren ist's noch zu ertragen. „Man blot ganz allein, dat is slimm un gräsig, wenn so'n entzeldes Worm gottverlaten in' Trechter sitt". Und weiter das „Abgrasen" der Stellung durch die französische Artillerie. Oder der feindliche Angriff nach vorhergegangenem Trommelfeuer und, nachdem er abgeschlagen, das Vorgehen der Unsrigen — alles in der Sprache des Herzens wiedergegeben.

Sein plattdeutsches Herz entdeckte er im Kriege selbst immer wieder, sobald er Truppen niederdeutscher Herkunft unter sich hatte oder mit einzelnen Niederdeutschen zusammentraf. Im März 1916 — in der Zeit der Schlacht von Baranowitschi — hatte er beim Begehen der vorderen Stellungen wegen plötzlichen Einsetzens wütenden feindlichen Artilleriefeuers in einen Unterstand treten müssen, in dem viele Mannschaften bereits Deckung gesucht hatten. Da erzählte er den Leuten unter Begleitung des Trommelfeuers plattdeutsche Geschichten, um ihre Stimmung zu heben.

Seitdem er in Kassel im Ruhestand lebte, mühte er sich eifrig, die dort lebenden Niederdeutschen zusammenzubringen. So entstand die „Plattdeutsche Vereenigung" in Kassel, die bald zahlreiche Mitglieder zu schönen literarischen und Unterhaltungsabenden vereinigte und die seinen Verlust aufs tiefste betrauert.

Die tiefe Heimatliebe, von der Haevernick erfüllt war, war ihm aber immer nur ein Stück seiner großen Liebe zum gesamten deutschen Vaterlande. Auch mit der Pflege der Heimatliebe durch die „Plattdeutsche Vereenigung" wollte er vor allem vaterländische Arbeit leisten. Auf solche Weise wollte er auch zum Wiederaufbau Deutschlands beitragen. Dieser lag ihm seit dem Zusammenbruch leidenschaftlich am Herzen. Er war ein Vorbild dafür, wie jeder persönlich Wiederaufbauarbeit leisten kann. Überall suchte er zu helfen und zu dienen, überall die gesellschaftliche Kluft zu überbrücken, überall näherte er sich den Leuten niederen Standes, die ihn auch bald verstanden. Politisch war er eifrig tätig, aber immer stand ihm das Vaterland über der Partei. Daß Deutschland wieder gesund und frei und stolz werde, war sein heißester Wunsch, dem er auch noch auf dem Sterbebette Ausdruck gab.

Die Wurten im mecklenburgischen Flurnamenverzeichnis.

Von E. Geinitz (†).

Ueber Wurten finden wir in unserer — leider noch nicht vollständigen — Flurnamensammlung ausgiebige Auskunft. Das niederdeutsche Wort Woort, Wuurt, auch wohl Wuurst (verwandt mit Werder = Insel) bezeichnet ursprünglich eine flache Erhebung, die Sicherheit und Schutz gegen aufsteigende Wasser gewähren soll. In der Marschgegend heißen die auf solchen Erhöhungen Wohnenden die Wurtsaten, auch Wurstfriesen. Ich habe in der Diluvialgeologie den Namen Woort (statt des hier auch gebräuchlichen Wortes Horst für inselförmig aus Mooren herausragende höhere Stellen von „gewachsenem" Boden eingeführt) [1]). Solche Stellen sind vielfach schon von der prähistorischen Bevölkerung für Anlagen gesicherter Plätze benutzt worden, ebenso wie bei der späteren Besiedelung des Landes. Und sie erhielten dann ihre Namen. Viele solcher Plätze sind nach dem Namen des dort Ansässigen genannt (so mag sich der sprachunkundige Reisende, der in Friesland über die Bahnstation des Dorfes „Witzwort" seine Scherze macht, belehren lassen, daß dies die gleiche Ortsbezeichnung wie Witzenhausen ist).

In unserer Sammlung finden sich nicht weniger als 125 Nummern mit Wurt. Die Schreibweise ist verschieden:

Wurd, Wurt, Wurth, Wuurt, Wuurth, Wurst, Wust,
Woordt, Woorth, Wohrd, Wohrt, die Wörte, Word, Wort, Worth, Woert, Wörd, Wörde, up den Wörden, Wörder, Wörte, Wörtel,
(?Worl, Wörl, Wörng, Wohrnsbarg),
Waurd, Waurdt, Waurt, Waurth, Waurten, Wauhrd, Wauert, Waur.

Die Benamsung bezieht sich auch auf Wiesen oder Ackerstücke, dann auch auf Hügel; außer den Personennamen wurden auch andere Nutzungs- sowie die Bodenverhältnisse damit verbunden. Bei allen diesen Orten wird sich wohl eine Beziehung zu kleinen, inselartig aus moorigem Boden aufsteigenden Punkten erweisen lassen. Teilweise mögen dann die Namen auch auf die nähere Umgebung, für an solchen Inseln herumführende Wege usw., ausgedehnt sein.

[1]) Geinitz: Die Seen, Moore und Flußläufe Mecklenburgs. Güstrow 1886, S. 7.

Wir finden:

Apteker-, Brünings-, Buern-, Buk sin-, Davids-, Discher-, Gekel sin-, Holländer-, Hus-, Jäger-, Kahls-, Keibels-, Kirchenworth, Köster-, Küster-, Kragens-, Labes-, Müllers-, Piper-, Pfarr-, Prediger-, Rüdings-, Schmied-, Schrievers-, Schulten-, Schulzen-, Weßlings-, Witwen-;

Bickbeern-, Dannen-, Häuner-, Kuhwurst, Kauwust, lütt un grot-, Rüben-, Sand-, Steinern-, Wüste-;

die Wörden, auf den Wörden, hinter der Wörde, hinnerste Wörde, Drei Wörden, Scheiw-, Kohdamms-, in der Pfeffer-, Welt-;

Wördenacker, -berg, -kaveln, -koppel, -kuhl, -länder, Waurweg, -wiesen, -wisch.

Mitteilungen.

Naturschutz. Auch Mecklenburg-Schwerin besitzt seit 14. Juni 1923 ein Gesetz, das die rechtliche Möglichkeit bietet, den Naturschutz zu sichern, und das wir deshalb auch vom Heimatbund aus begrüßen. Es lautet (Reg.-Bl. 1923 Nr. 74):

§ 1. Das Staatsministerium kann im Interesse des Naturschutzes Anordnungen zum Schutze von Tier- und Pflanzenarten und Naturschutzgebieten, sowie zur Vernichtung schädlicher Tiere und Pflanzen erlassen, und zwar auch für den Meeresstrand und das Küstenmeer.

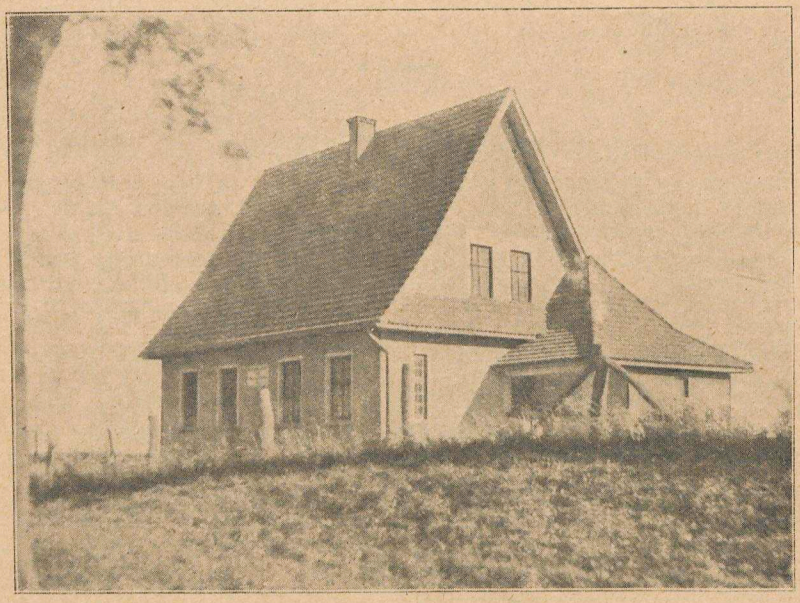
§ 2. Übertretungen der Anordnungen werden mit Geldstrafen von 300 bis 300 000 Mark oder mit Haft bestraft.

Naturschutzgebiete. In „Denkmalpflege und Heimatschutz" 1924 S. 1 wird über den Stand der Naturdenkmalpflege in Preußen berichtet. Mit hoher Befriedigung sehen wir, wie die Staatliche Stelle, des unvergeßlichen Conwentz herrliches Werk, der diese seit 1906 untersteht, es verstanden hat, trotz aller Nöte der Zeit gerade jetzt, wo das preußische Gesetz vom 8. Juli 1920 eine neue gesetzliche Grundlage geschaffen hat, neue, sehr bedeutungsvolle Gebiete zu gewinnen. Wir müssen uns hier begnügen, die in Preußen unter den Schutz jenes Gesetzes gestellten Gebiete aufzuzählen: Siebengebirge am Rhein, Lüneburger Heide in den Kreisen Soltau und Wiesen, Neandertal bei Düsseldorf, Buschmühle bei Frankfurt a. O., Schloßpark Groß Lichterfelde (Auenwald), Peist und das „verlorene Wasser" Kr. Liegnitz (Endmoränen), Tschokke Kr. Liegnitz (Flachmoor), Kleine Schneegrube im Riesengebirge (höchster Basaltdurchbruch in Deutschland, mit alpinem Charakter), Heimkehle bei Ufstrungen im Südharz (größte Gipshöhle in Deutschland), Wildscheuer im Oberlahnkreis (Höhle in Devonkalk, wichtige vorgeschichtliche Fundstelle), Gänsewerder bei Hiddensee (Vogelschutzinsel), Morsumkliff auf Sylt (versteinerungsreiche Tertiärschichten), Nordzipfel von Sylt, besonders Ellenbogen (Vogelschutzgebiet). Bz.

Zur Frage der **Pflasterung unserer Städte** (Mecklenburg 1923 S. 24) ging folgende Mitteilung ein: Der Marktplatz in Dömitz ist im Jahre 1850 gepflastert. Es ergibt sich dies durch die aus Kopfsteinen eingesetzte und umrandete Jahreszahl 1850 in das aus Findlingen bestehende Pflaster des Platzes. Carl Stephan, Dömitz.

Arbeiterwohnungen auf dem Lande. Bei meinen geologischen Wanderungen, die mich seit mehr als 40 Jahren so ziemlich in alle Winkel Mecklenburgs geführt haben, gab es sich von selbst, daß ich auch meine Beobachtungen an den verschiedenartigen menschlichen Wohnungen machte; hätte ich gewußt, daß diese Beobachtungen einmal statistisch zu verwerten wären, hätte ich mir ausführliche Notizen gemacht. Nicht bloß das Herrenhaus oder das des kleinen Grundbesitzers und Häuslers, auch die Katen der

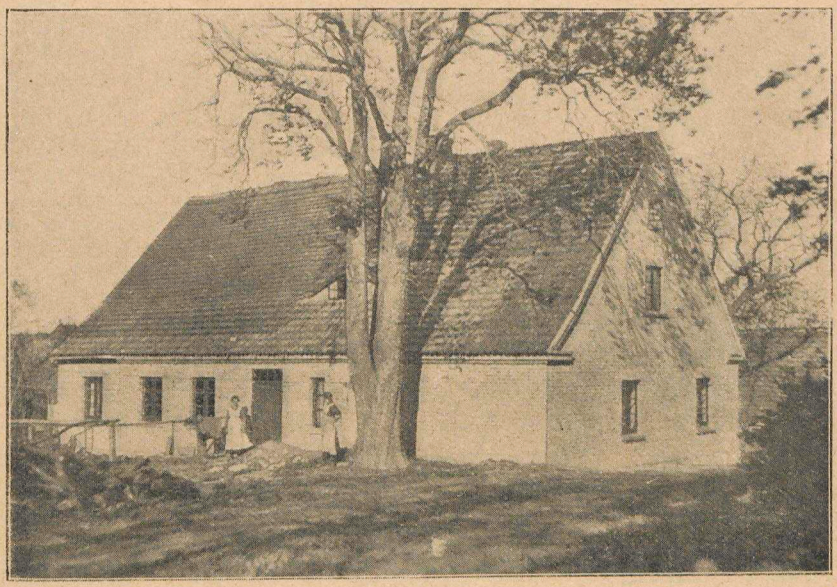
„kleinen Leute“ und die Schnitterwohnungen, sogar die Hütten der Steinschläger (Monarchen) in den Chausseegräben gehören zu dem Gesamtbild. Gerade kürzlich hatte ich meine Freude an den schmucken Neubauten, welche als Werkwohnungen eines Rittergutes die Straße zieren, als mir ein Artikel in Nr. 210 der Meckl. Volkszeitung „Kultur auf mecklenburgischen Rittergütern“ in die Hände kam, der parteipolitisch die Verhältnisse in schwarzen Farben schildert. Auf politisches Gebiet begebe ich mich nicht, aber wenn die genannte Zeitung auf der nächsten Seite in einem Gedicht sagt, „der Wahrheit diene treu zu jeder Frist“, so möchte ich den Schreiber jenes Aufsatzes daran erinnern, daß solche geschilderten Zustände wohl nicht zu verallgemeinern sind, daß sie vielmehr als verschwindende Relikte vergangener Zeiten zu betrachten sind, deren Verbesserung allerdings wünschenswert ist. Jeder unbefangene Kenner des Landes weiß, daß die ländlichen Arbeiter bei uns durchschnittlich besser wohnen als die städtischen. Gewiß, es gibt noch „elende Hütten“, die nur noch malerischen oder Altertumswert



Bauernhaus von Peckatel b. Penzlin.

haben, und zwar nicht bloß auf Rittergütern, auch in Dorfgemeinden und Städten. Aber wir finden doch recht sehr häufig im „Dorf“ der Ritterschaft auch anmutende Häuser, nicht bloß aus den letzten zehn Jahren stammend, sondern schon lange vom Grundherrn für seine Leute erbaut. Es sei z. B. an den Räucherkaten in Rankendorf erinnert, dessen kirchenähnlicher Bau einst das Ärgernis eines geistlichen Herrn erregte. Meist sind es nur einfache Bauten, die „ein- oder mehrhischigen Katen“, oft noch aus alter Zeit stammend, mit einfachen Mitteln hergestellt, aber ihrem Zweck entsprechend. Freilich gehört dazu auch eine gewisse Mitarbeit der Bewohner: Sauberkeit und Ordnung. Gar freundlich erscheint der niedere Bau mit seinem kleinen, blumengeschmückten Vorgarten oder den blumenbesetzten Fenstern, mit der Bank vor der Tür, auf der der Alte sitzt oder die Frau ihre häuslichen und Küchengeschäfte besorgt, wo die Kinder sich fröhlich tummeln, während auf der Umzäunung die Kleider oder Töpfe sonnen — ein Idyll für den Beschauer und für den Bewohner. Auf anderen Gütern sieht man wieder die Neubauten im neuen Geschmack, der ja unsere bodenständige Bauart nach und nach verdrängen wird. E. Geinitz (†).

Bauopfer. Auch bei uns im Lande kommt immer wieder einmal die Nachricht, daß bei Arbeiten an alten Hausfundamenten Tongefäße gefunden seien. Weitere Untersuchungen darüber haben noch nicht stattgefunden. Wie fruchtbar solche werden können, zeigen Aufsätze in den Mitteil. d. Liegnitzer Gechichtsvereins H. 5 und in „Denkmalpflege und Heimatschutz" 1923 S. 51, wo Geh. Justizrat Hahn und Baurat Schütte, beide in Liegnitz, über den überraschenden Erfolg, den dort die Fürsorge für solche Erscheinungen gehabt hat, berichten. Die Deutung dieser Befunde, meist holzumkleidete oder gemauerte Schächte, die bis 13 m tief in den Boden reichten, mit Töpfen, Bechern, Krügen, Schüsseln, ist zweifellos die, daß es sich um Opfergaben handelt, die man den Hausgeistern darbrachte. Das hat sogar in einer neuerdings bekannt gewordenen Schrift eines Frater Rudolfus aus dem Zisterzienserkloster Rauden in Schlesien, die zwischen 1235 und 1250 geschrieben sein wird, urkundliche Bestätigung gefunden. Die Hausgeister werden dort Stetewaldin, d. h. Stättewalter, genannt; sicher sind diese ursprünglich



Bauernhaus von Peckatel b. Penzlin.

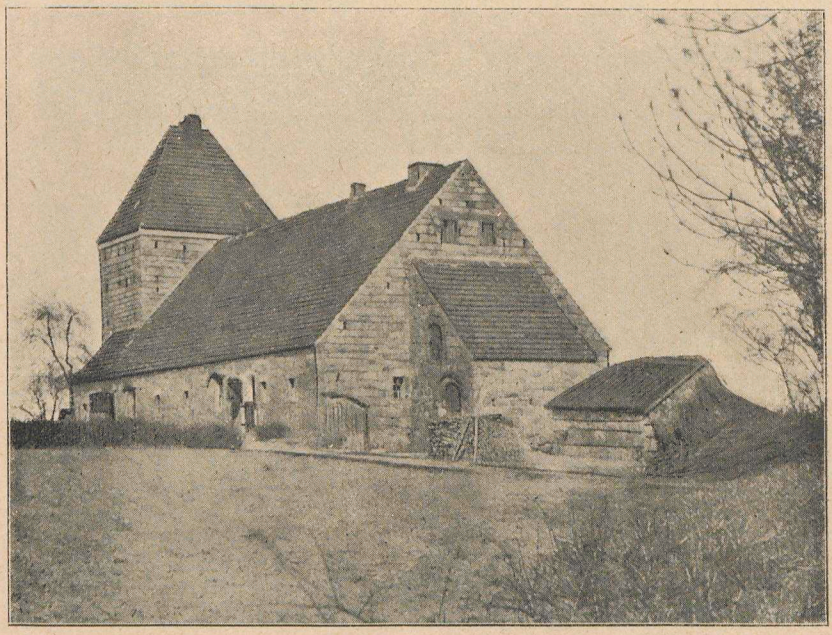
„Unterirdische", Erdgeister. Die Gefäße mußten neu sein und wurden mit Speise und Trank gefüllt; auch Speisen ohne Gefäße, z. B. Eier, kommen vor.

Ein sehr hübsches Beispiel eines Bauopfers aus Mecklenburg teilt Herr Studienrat G. Staak-Neukloster mit: Beim Durchbau des Klostergebäudes hier im Jahre 1901/02 fand man in einer Wand in einem eigens dazu ausgesparten Raum eine Katze und einen Frosch eingemauert. Die Katze ist, völlig zur Mumie eingetrocknet, heute noch im Klostergebäude, dem jetzigen Forsthof, zu besichtigen. Der Frosch ist leider verloren gegangen. — In Lübtheen (Apotheke) ist unlängst ein Ei unter der Schwelle gefunden. Bz.

En Sommerdrom. Schrewen int Venusjohr 1920 von Thies Ruge. Drückt un verleggt int Jupiterjohr 1924 von Emil Köhn, Swerin. — Thies Ruge; wecker is dat? Dat is ein Dichtersmann. För alldags heit hei H. A. K. Krüger. Dat is deisülwig, wecker dei plattdütsch Literaturgeschicht schräwen hett, dat Best up dit Rebeit. Krüger bringt väl Tied dormit tau, Bespräkungs oewer Bäuker tau schriwen un Dichterlings ihr Saken dörchtauseihn. Dor is hei äben Meister in. Un nu wiest hei sülwen sien

Kunst in den „Sommerdrom". Dei Titel is bescheiden un düdt up Lyrik hen, oewer dat sünd Stimmungsbiller von ne ganz eigen Urt. Dei oll Mann in dei 15 Gesängen denkt mit Smusen an sien Jungkierlstied trügg. Krüger hett ne licht Hand un weik Fedder. Sien Striche sünd sien treckt un malen Biller von wunnerbor Zortheit. Dat Bauk is in stille Stunnen schräwen, un in stille Stunnen will dat ok läst warden. Denn hett einer wat dorvon. Doch ein Deil föllt mi up: Dei Sinn is ruhig un ähendrächtig un dei Takt läwig un flink. Dat will sick nich recht tausamensinnen. Odder kann doch ein Marsch as Dodenliedmelodi nahmen warden? Na, dat is man dei Form. In'n ganzen is dei „Sommerdrom" ein Stück ureigenste Urt in disse Tied, dei männigeinen Freud maken ward.

Korl Puls.



Bauernhaus von Rankendorf.

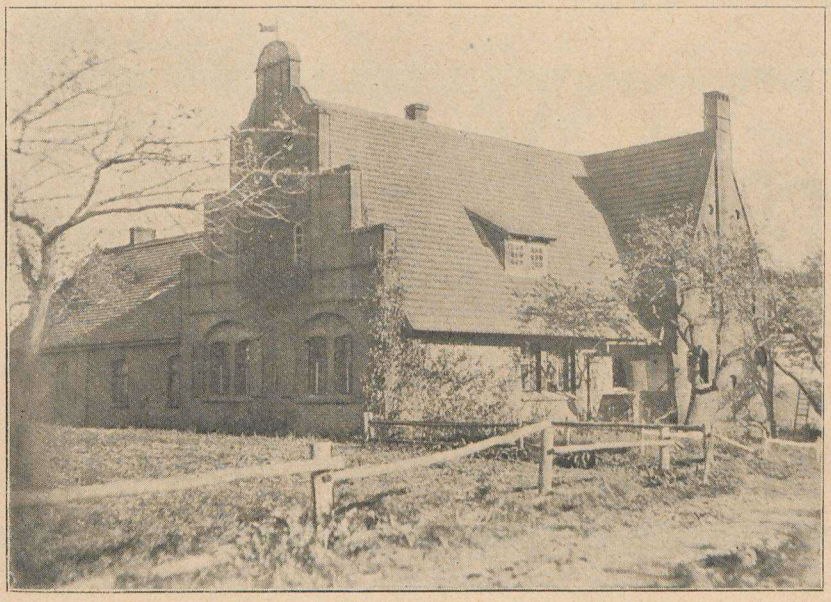
„Niedersachsenbuch 1924—25." Richard Hermes Verlag, Hamburg. — Dat „Niedersachsenbuch" is heil beleiwt worden. Dat makt dei „niederdeutscher Kürschner". Dit Johr bringt hei ein Verteiknis von dei Dichters un Schriftstellers, plattdütsche Uruppföhrungen, plattdütsche Bühnen un Späldälen un „Niederdeutsche literarische Jahresrundschau". Ick mügg dissen Klenner unnod missen. Un doch finn ick ein Hoor in em. Dei „Proben niederdeutscher Dichtung" un Biller schinen up Hermes-Verlag tausnäden tau sien. Hermann Boßdorf sall nich dümpelt warden, wenn sien Theaterstück för den Lannen ok nich in Frag kamen, oewer ümmer un ümmer wedder Boßdorf vörsett't kriegen — einmal warden mal satt. Vermissen dauh ick Rudl. Kinau. Wenn dat „Niedersachsenbuch" Allplattdütschland ümfaten will, dörwt ein Kinau doch nich fählen!

Korl Puls.

Hofstaetter-Berthold-Nicolai, Wägen und Wirken. Ein deutsches Lese- und Lebensbuch für Mecklenburg und Pommern, bearbeitet von den Studienräten Dr. Dahms (Stettin), Dr. Decker (Schwerin) und Zander (Stettin). 5 Teile. Teubner 1924.

Die heutige Jugend hat es schwerer als die der Vorkriegszeit, weil sie an dem Ernst und der Armut unserer Tage mitzutragen hat. Als mir aber dies Werk in die

Hände fiel, fühlte ich doch etwas wie Neid, wenn ich „Wägen und Wirken“ mit den Lesebüchern verglich, die wir benutzten. So leicht war uns der Weg nicht gemacht zur allgemeinen Bildung und zum Verständnis der Literatur. Ein Meisterwerk haben wir in diesen fünf Teilen eines deutschen Lese- und Lebensbuches vor uns. Es fällt kein Meister vom Himmel: eine große Arbeitskraft steht hinter diesen Büchern, aber die Arbeit hat sich gelohnt. Meisterhaft ist die Auswahl, die immer nur das Beste nahm. In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister. Meisterhaft ist auch die Zusammenstellung, die das Ausgewählte unter große Gesichtspunkte brachte. Es muß das Werk jedem Schüler aus einem Lesebuch zu einem Lebensbuch werden, das er nach beendigter Schulzeit nicht in die Rumpelkammer wirft, sondern an einen hervorragenden Platz in seiner Bücherei stellt, um es oft und immer mit innerem Gewinn wieder vorzunehmen. Als besonderer Vorzug des Werkes verdient seine soziale Seite hervorgehoben zu werden. Es ist ja der Grundfehler unseres Volkes, daß es so zerklüftet ist in Klassen und Parteien und Berufs-



Bauernhaus von Peckatel b. Penzlin.

gruppen. Da baut nun dies Werk eine Brücke, indem es an der Hand einzelner Lesestücke den Schüler hineinblicken läßt in das Leben und Treiben der andern Volksschichten. Das ist ein Weg zum Verstehen und damit zu einer besseren Volksgemeinschaft. Was von dem Werk im ganzen gilt, gilt auch von dem Heimatteil. Die Grenzen der Heimat sind weiter gezogen, und das ist gut so. Allzu eng war bisher das Heimatgefühl des Mecklenburgers. Wer von jenseits der Grenze kam, wurde schon Ausländer gescholten. Nun wird es der Jugend klar, daß hinter dem Berge auch noch Menschen wohnen, die uns so nahe verwandt sind im Denken, Dichten und Trachten. Das wird ein gutes Gegengewicht sein gegen den sogenannten Lokalpatriotismus. Aus diesem Teil des Lebensbuches erkennt man deutlich die Künstlerhand, die gewogen und dann gewählt hat. Man meint den heißen Schlag des Herzens zu spüren, das mit allen Fasern an der Heimat hängt und das beseligende Gefühl der Heimatliebe auch in die Herzen der Jugend pflanzen möchte. Nur einer solchen Hand und einem solchen Herzen kann es gelingen, der Jugend den Boden der Heimat heilig zu machen. Es müßte eine merkwürdige Jugend sein, die sich nicht durch den Heimatteil des Lebensbuches angetrieben fühlte, die Heimat und alles, was in diesem Worte liegt, gründlich kennen zu lernen. Die Jugend, der man dies Buch in die Hand gibt, wird sicherlich sagen — um einmal haus-

backen zu reden: Das schmeckt nach mehr. Und so ein zuversichtliches Glückauf dem neuen Werke! Ernst Hamann, Alt-Gaarz.

„Quellen der Heimat für Schule und Haus". Herausgegeben vom Heimatbund für das Fürstentum Ratzeburg. — Dit sünd ok enzelte Bagens, dei as Läsbauk in dei Schaulen mit brukt warden koenen. Bäther sünd rutkamen: „Aus Dassows Vergangenheit", „Auf der Burg Schlagsdorf", „Sagen aus dem Süden", „Sagen aus dem Norden" un „Ut unsen plattdütschen Blaumengorn". Dei Stoff is heil prächtig utsöcht worden. Dit sall jo ok dei Anfangsarbeit tau dat Ratzebörger Heimatbauk sien. Recht so, Ratzebörger Landslüd! Man wider, son Kierls dauhn uns' Heimat nödig upstunns! Karl Puls.

Der für dieses Heft bestimmte Aufsatz über Wurten mußte wegen Raummangels zurückgestellt werden.

Am 2. Januar 1925 ist in Schwerin der Herr Geh. Kommerzienrat

Carl Francke

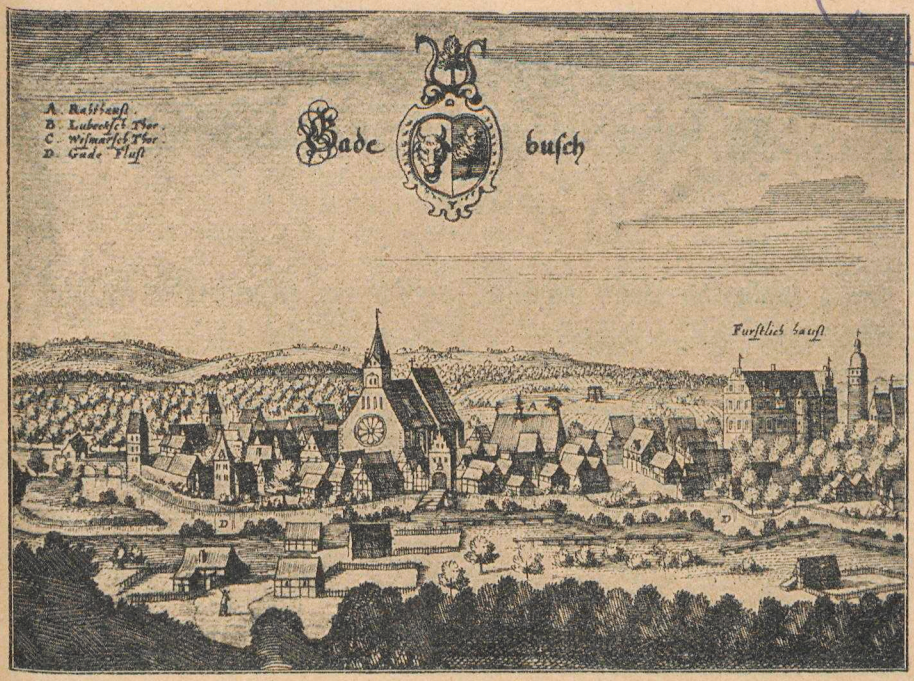
im 87. Lebensjahre entschlafen. Seine unermüdliche und weitgreifende Tätigkeit hat sich auch in den Dienst der Landeskunde und Heimatpflege gestellt. Die Kunst- und Geschichtsdenkmäler von Fr. Schlie und die Vorgeschichtlichen Altertümer von R. Beltz verdanken ihre Ausstattung und gesamte technische Herstellung dem praktischen Sinn und hingebenden Interesse, das er ihnen als Besitzer und Leiter der Bärensprungschen Hofbuchdruckerei gewidmet hat, und auch unserer Heimatbundzeitschrift ist er ein Berater bei ihrer Begründung und ein stets hilfsbereiter Freund gewesen. Sein Andenken wird uns in dankbarer, ehrender Erinnerung bleiben.

In der Hauptversammlung am 24. Januar d. J. ist der Mitgliedsbeitrag auf jährlich 3 Mark festgesetzt. Wir bitten um Zahlung an die Adresse des Kassenwartes, Herrn Professor Mulsow, Schwerin, Friedrich-Franz-Str. 53, unser Konto bei der Mecklenburgischen Sparbank, Schwerin (auch durch Depositen- und Wechselbank, Schwerin) oder Postscheckkonto des Heimatbundes Mecklenburg, Schwerin, Hamburg Nr. 8078. Bei Nichtzahlung wird der Betrag in üblicher Weise durch Nachnahme bei Sendung des letzten Heftes erhoben werden. — Dringend bitten wir, Veränderungen der Adresse anzugeben.

Schriftleitung: Professor Dr. Beltz-Schwerin, Geh. Oberbaurat Pries-Schwerin.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. C. Lüttgens in Schwerin.
Druck und Verlag der Bärensprungschen Hofbuchdruckerei.

DER FREUNDE DER NATUR IN MECKLENBURG



Gadebuſch nach Merian 1653.

Mecklenburg.

Zeitſchrift des Heimatbundes Mecklenburg

(Landesverein des Bundes Heimatſchutz.)

20. Jahrg. Mai 1925. № 2.

Der Stadt Gadebuſch zu ihrer Siebenhundertjahrfeier

gewidmet.

Der Heimatbund Mecklenburg.

Der Stadt Gadebusch zur siebenhundertjährigen Jubelfeier.

Stille Stadt, die rings umfassen
Grüne Hügel, sanftgeschwellt —
Klein die Häuser, eng die Gassen,
Friedefern der lauten Welt,
Schmücke dich mit bunten Blüten,
Flicht dir Eichenlaub ins Haar,
Die der Zeitenstürme Wüten
Trotzte siebenhundert Jahr'!

Schon in jenen grauen Tagen
Hast du träge nicht geruht,
Da die Möllner Schlacht geschlagen:
„Frühwach" heißt du, Godebud!
Sandtest ohne Federlesen
Auch die Deinen in die Schlacht,
Da dem dänischen Räuberwesen
Bornhöved ein End' gemacht.

Ja, es ging um deutsche Dinge
In dem langverrauschten Streit;
Für das Ostseeland die Schlinge
Hielt der Däne längst bereit.
Alle Zeit durchschritt die Kunde,
Wie man brav den Kopf ihm wusch:
Heut noch in des Volkes Munde
Lebt „der Dän' vor Gadebusch"!

Die vor siebenhundert Jahren
Neuen Glückes sich gefreut,
Ach, wohin sind sie gefahren,
Deren Werk du feierst heut —
Doch, wie sich die Jahre häuften,
Oft ward ihre Sorge neu,
Und in gut und bösen Läuften
Immer bliebst du deutsch und treu!

Und es rauscht aus großen Tagen
Noch um dich der Harfe Spiel,
Wie im Wald bei Rosenhagen
Deutschlands edler Sänger fiel,
Der, daß frei sein Deutschland werde,
Helle Flammenlieder sang —
Dreimal heilig ist die Erde,
Wo sein Heldenherz verklang! — —

Sich in alte Zeit versenken,
Das ist gut und das ist recht;
Starker Väter soll gedenken
Ein zerbrochenes Geschlecht,
Daß die Kraft ihm wiederkomme,
Die den Weg zur Höhe weist,
Und der alte, kühne, fromme,
Ewigjunge deutsche Geist!

Paul Warncke.

Gadebusch.

Von R. Beltz.

Wenn die Stadt Gadebusch in diesem Jahre ein Siebenhundertjahrfest begeht, so ist das nicht eine Erinnerungsfeier an ihren Geburtstag, sondern an ihr Eintreten in die urkundlich beglaubigte Geschichte. Die Stadt selbst ist älter, und jenes erste geschichtliche Ereignis, welches dem Jahre 1225 seine Bedeutung gibt, ist eine Ehrung für die Stadt, der Dank des Landesfürsten für treue Hilfe; der greise Heinrich Burwy, der Sohn des ersten christlichen Fürsten Pribislav, gewährt ein Gesuch, wie es in der Urkunde heißt, civium de Chotebuz, qui fideliter nobis in negotiis nostris astiterunt, d. h., der Bürger von Gadebusch, die uns in unseren Streitigkeiten treu zur Seite gestanden haben oder, wie es in der alten plattdeutschen Übersetzung heißt, „die uns gedrüwlich in unsern geschäften bystandt gedahn". Damals bestand also schon ein bürgerliches Gemeinwesen, und es war bedeutend genug, dem Fürsten eine wertvolle Hilfe zu werden.

Wie weit diese Stadt zurückgeht und wann überhaupt an diesem schönen Stück Erde, wo heute aus anmutiger Hügel-, Wald-, Wiesen- und Flußlandschaft das Städtchen freundlich herausschaut, Menschen zuerst sich zu dauernder Siedlung niedergelassen haben, verliert sich im Dunkel der Vorzeit.

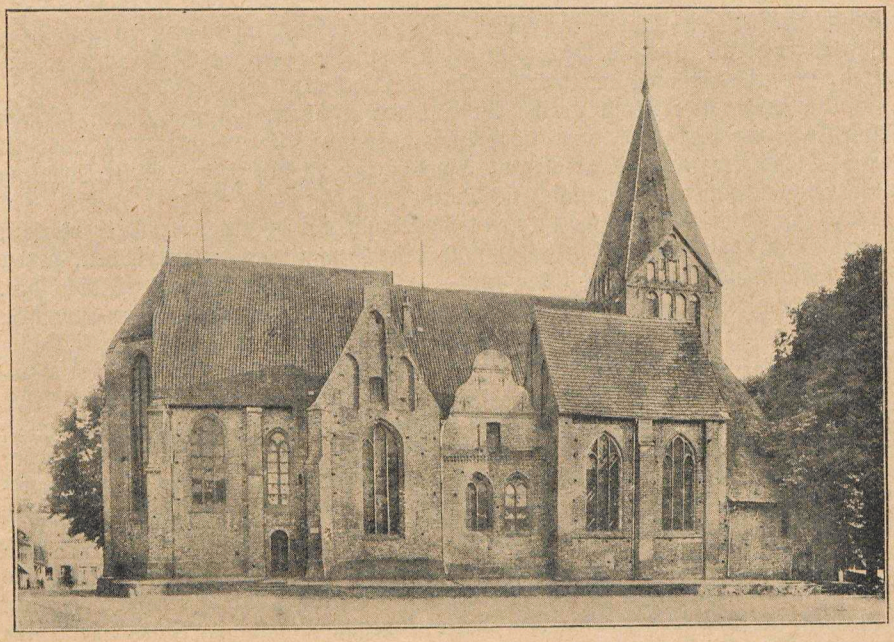
Sicher ist in der Wendenzeit Gadebusch ein bedeutender Ort gewesen; die Höhe, auf der das Schloß steht, muß eine Burg getragen haben, deren Spuren allerdings die stetige Benutzung und Bebauung des Platzes verlöscht hat. Einen Rest alten Wendentums hat die unberührte Gadebuscher Heide bewahrt; bei einer Ausgrabung im Jahre 1898 ergab sich in einem Hügel eine seltsame Anlage: eine ovale Setzung größerer Steine von 7 × 5,50 m, in der eine vierseitige Erhöhung aus kleineren Steinen 60 cm hoch errichtet war; auf dieser lagen, wie auf einem Paradebette, zwei Leichen, geschmückt mit dem eigentümlich wendischen Schmuckstück, dem bronzenen Schläfenring; in dem Raum zwischen der Erhöhung und dem Steinkranz lagen regellos acht Leichen und in einer Brandgrube zerbrannte Gebeine, wohl die Gefolgschaft, vielleicht auch Totenopfer; das Ganze eine wendische Begräbnisstelle aus der letzten Heidenzeit, nach 1000 n. Chr.

Sonst ist von wendischer Hinterlassenschaft nichts erhalten. Aber die Volkstradition hat die alte Bedeutung des Platzes in der Wendenzeit nicht vergessen und sieht in ihm eine dem Gotte Radegast, der seinen Namen dem hier entspringenden Flüßchen gelassen habe, geweihte Stätte, in dem schönen bronzenen Radfenster der Kirche seine silberne Krone, in den geschnitzten Wappenbildern mit Stierkopf in der Kirche Götzendarstellungen. Das sind Deutungen, die im einzelnen nicht haltbar sind, es gilt aber hier, wie bei den meisten an eine bestimmte Stelle geknüpften Sagen und Überlieferungen, daß nicht ihr Inhalt, sondern das Vorhandensein alter Tradition überhaupt das wesentlichste ist. Eine altheilige Stätte der Wendenzeit ist, auch aus allgemeinen Gründen, bei Gadebusch sicher vorauszusetzen.

Wendisch ist auch der Name, der, mit geringen orthographischen Abweichungen, früher Godebuz lautete. Mit „Gottes Busch" hat das nichts zu tun; aber auch die dem Wendischen entnommene Deutung „[Ort] des guten Wesens" trifft nicht zu. Die Namensbildung ist ganz deutlich: gode ist Adverb zu goda = „Zeit", heißt also „zeitig, früh", buz heißt „wach", das Wort ist ein Personenname, den einfachen Namen Buß haben wir ja noch heute, und der Sinn ist „zeitig wach"; will man einen noch heute gebräuchlichen Personennamen suchen, so mag

man es mit „Frühauf" übersetzen. Daß wir für diese Deutung keinen geringeren Gewährsmann als Bismarck haben, darüber am Schluß. Personennamen als Ortsnamen sind im Wendischen allgemein, an eine religiöse Deutung des „Frühauf" als Morgenstern oder Sommersonne braucht man nicht zu denken. Das wendische Godebuz ist im Städtenamen beibehalten, während die beiden Schwesterstädte Ratzeburg und Wittenburg früh ihre wendischen Namen (wohl Ratibor, Belgard) verdeutscht haben; später hat man es sich zu dem deutsch klingenden Gadebusch mundgerecht gemacht und, da man die wendische Bedeutung nicht mehr verstand, den Busch auch in das Stadtwappen aufgenommen.

Nun zur Geschichte der Stadt. Gadebusch gehörte nicht zu dem Obotritenlande, sondern zu dem Lande der Polaben, und so ist es, als der Sachsenherzog



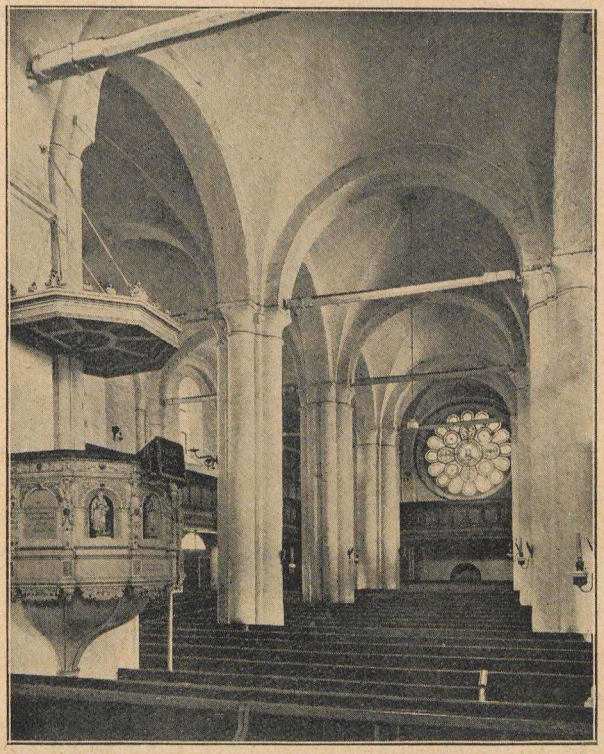
Kirche von der Nordseite.

Heinrich der Löwe den deutschen Einfluß weiter vorschob und an der Reichsgrenze im Jahre 1142 eine deutsche Grafschaft gründete, ein Teil dieser Grafschaft Ratzeburg geworden. Gadebusch wie Wittenburg wurden deutsche Grenzburgen gegen die unabhängigen Wenden des Obotritenlandes, Gadebusch ist zeitweilig auch Sitz des Grafen gewesen. In dieser Grafenzeit, die bis 1201 dauerte, werden auch schon deutsche Ansiedler herangezogen und wird der Kern eines bürgerlichen Gemeinwesens gelegt sein. Keine mecklenburgische Stadt ist älter.

Früh ist Gadebusch auch der Ausgangspunkt für die kirchliche Organisation des Landes geworden. 1154 war im Polabenlande das Bistum Ratzeburg begründet, unter dem auch das Land Gadebusch stand; neben der Ratzeburger Grafenburg erhob sich bald darauf der herrliche Dom, im romanischen Stil der Zeit, gleichzeitig und gleichartig mit dem Braunschweiger gebaut. Anderer Art ist die schöne Kirche in Gadebusch, geweiht dem Jakobus, zu dem später noch

Dionysius trat. Der feste Ziegelbau mit hohem Granitfundament ist eine dreischiffige Hallenkirche typisch westfälischen Stils, die Stützen Bündelpfeiler mit Würfelkapitälen, auf denen Gurtbögen ruhen, besonders schön das Südportal mit seinen, im Lande einzigen Kapitälen, eigenartig das Radfenster mit bronzenen Speichen an der Westwand, das Ganze ein edles Werk reinsten romanischen Stils, dessen Wirkung spätere Anbauten nicht geschmälert haben. Es ist der älteste Steinbau in Mecklenburg. Als Zeit wird die Wende des Jahrhunderts angesetzt; die Kirche könnte also noch in die Grafenzeit hineinreichen.

Und nun tritt Gadebusch auch ein in die großen geschichtlichen Zusammenhänge. Es ist eine schicksalschwere Zeit; es handelt sich um nichts Geringeres als um die Entscheidung, ob die wendischen Ostseeländer deutsch oder dänisch werden sollen. Mit kluger Benutzung der Wirren im deutschen Reiche hatte König Knut II. seine Herrschaft auch über Mecklenburg ausgedehnt und den Titel „König der Slaven" annehmen können. Die beiden mecklenburgischen Fürsten Heinrich Burwy I. und Nikolaus I. hatten seine Oberherrschaft anerkennen müssen und führten nun auch für ihn den Kampf gegen den noch widerstrebenden Ratzeburger Grafen Adolf von Dassel; bei Waschow bei Wittenburg kam es 1201 zum erbitterten Kampfe. Nikolaus fiel, aber der Sieg blieb den Mecklenburgern. Die Grafschaft Ratzeburg wurde zerschlagen, als Siegesbeute fiel Heinrich Burwy das Land Gadebusch zu. So beginnt 1201 für Gadebusch eine neue Zeit, die mecklenburgische. Die Burg wurde nun eine Residenz der mecklenburgischen Fürsten, und als der alternde Heinrich Burwy im Jahre 1219 seine beiden Söhne zu Mitregenten annahm, nahm der jüngere Nikolaus (II.) seine dauernde Residenz auf der Burg zu Gadebusch, wo ihn auch ein trauriges Schicksal getroffen hat; er fiel 1225 „von deme loghenhuse" (oder lugenhus = Erker, Balkon) zu Tode. Dieser Gadebuscher Nikolaus hat ein bleibendes Denkmal hinterlassen: den Stierkopf als mecklenburgisches Wappen. Die Fürsten vor ihm führten den



Inneres der Kirche gegen Westen.

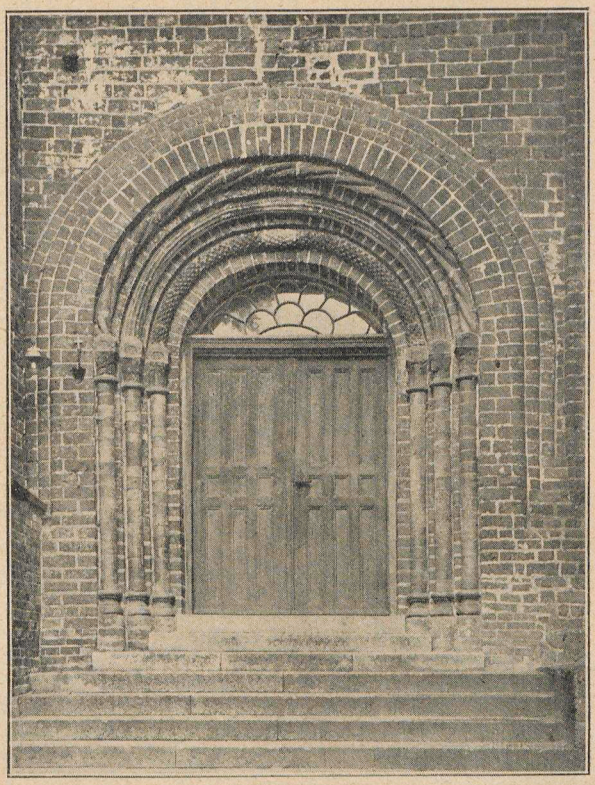
Greif. Was ihn zu dem Wechsel veranlaßte, wissen wir nicht; aber gleichzeitig erscheint auch derselbe Stierkopf, nur ohne Stirnreif, in derselben Siegelform, der eines Schildes, als Stadtwappen von Gadebusch in dem schönen erhaltenen Stempel mit der Umschrift sigillum burgensium de Godebuz, und es liegt der Gedanke nahe, daß es doch eine alte Bedeutung des Stieres im Gadebuscher Lande, vielleicht noch aus wendischer Heidenzeit, ist, die hier eingewirkt hat. Auch hierin ist Gadebusch eine ganz altertümliche Stadt: an Alter wird das Gadebuscher Siegel nur von dem Schweriner übertroffen. Eingefügt sei hier, daß später im Stadtwappen der Stierkopf mit der Krone als Herrschaftszeichen versehen wird und zu ihm als sog. redendes Wappen der Busch (in Mißverständnis des Ortsnamens) tritt; das geschieht zuerst in einem ebenfalls erhaltenen Stempel vom Anfang des vierzehnten Jahrhunderts mit der Umschrift secretum consulum de Godebuz, also einem Ratssiegel (Abb. S. 40).



Inneres der Kirche gegen Westen.

Das Todesjahr des Nikolaus fällt in eine Zeit, welche den Abschluß bedeutungsvoller Kämpfe und eine Großtat deutscher Kleinfürsten brachte, die Abschüttelung der Dänenherrschaft. Nicht das Reich hat die Ostseeländer dem Deutschtum gewonnen, sondern die Fürsten aus eigener Kraft unter Führung des ruhmreichen Grafen Heinrich von Schwerin. Mit kühnem Entschluß hatte Graf Heinrich sich 1223 der Person des Königs bemächtigt; dessen Statthalter in Nordalbingien, Graf Albrecht von Orlamünde, der auch den Restteil der Ratzeburger Grafschaft verwaltete, zog zu seiner Befreiung aus, gegen ihn eine Koalition der kleineren Fürsten, zu denen jetzt auch der alte Heinrich Burwy und seine Söhne Heinrich Burwy II. und der Gadebuscher Nikolaus gehörten. Bei Mölln kam es im Januar 1225 zu einer erbitterten Schlacht, in der der junge Heinrich Burwy die Mecklenburger führte und die mit einem völligen Siege der Verbündeten endete. Die berühmte Schlacht bei Bornhöved 1227 hat dann den Abschluß gebracht; seitdem ist Mecklenburg ein deutsches Land. Und hier setzt die Urkunde von 1225 ein, von der wir ausgegangen sind. Es darf wohl als sicher gelten, daß die

negotia, in denen die Gadebuscher Bürger den Fürsten beigestanden haben, die Befreiungskämpfe gegen die Dänen, insbesondere die Schlacht bei Mölln, sind. Das erste Eintreten der Stadt Gadebusch in die Geschichte ist die Mitwirkung zu einer der größten geschichtlichen Entscheidungen des Mittelalters, ein Ruhmestitel, wie ihn keine zweite mecklenburgische Kleinstadt aufzuweisen hat. Nun zum Inhalt der Urkunde, deren genaues Datum nicht bekannt und deren Original leider verloren ist, doch sind die erhaltenen alten Abschriften und Übersetzungen (in das Plattdeutsche; wir geben eine unten in der Anlage) zuverlässig. Danach verleiht Heinrich Burwy den Bürgern auf ihren Wunsch dieselben Vorrechte, die früher Kaiser Friedrich I. den Bürgern von Lübeck und König Waldemar von Dänemark den Bürgern von Mölln verliehen hatte. Den Inhalt der Vergünstigungen bilden weitgehende Handels- und Verkehrsfreiheiten, welche z. B. Zollfreiheit bis zur Elbe zusichern. Gadebusch muß also damals eine Handelsstadt gewesen sein und wird an dem Handelsverkehr von Wismar und den Elbhäfen teilgenommen haben.



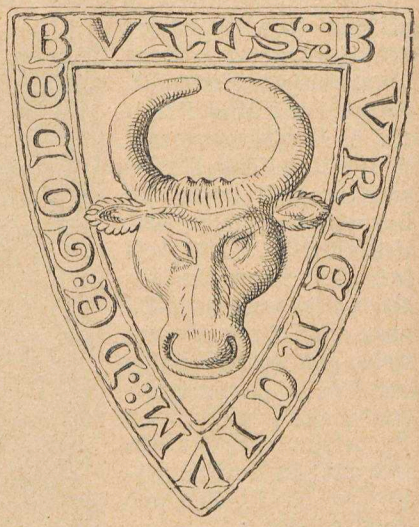
Südportal der Kirche.

Als nach dem Tode des alten Heinrich Burwy, der seine Söhne überlebte, 1227 die Enkel das Land teilten, kam Gadebusch mit der Herrschaft Mecklenburg an den ältesten, Johann I., den man ohne erkennbaren Grund den Theologen genannt hat, während er im Volke mit dem wendischen Namen Knese Janecke bekannt war. Unter ihm hören die alten Landesburgen Mecklenburg und Ilow auf, Residenzen zu sein; Johann verlegt seinen Sitz nach Wismar und daneben nach Gadebusch. Damals hat die Burg auch einen dauernden fürstlichen Haushalt erhalten, denn Heinrich fand seinen jüngeren Bruder Johann II. mit dem Lande Gadebusch ab. Dieser hat dann auch an der viel umstrittenen Vormundschaft und Regentschaft teilgenommen. Auch sein Sohn Heinrich I. „der Pilger" (1264—1302) hat besondere Beziehungen zu Gadebusch gehabt, und als er 1271 seine infelix peregrinatio antrat, die ihn 27 Jahre von der Heimat fern halten sollte, diesen in einer Urkunde Ausdruck gegeben, welche die ehrenden Worte Heinrich Burwys'

bekräftigt; in der alten Übersetzung heißt es: „unsern getrüen Börgern in der Stadt Gadebusch . . . derowegen dath sey uns allethied gaudwillig und true, so oft wir es von ihnen begehret, Dienste geleistet und gethan hebben." In diese Zeit (1283) fällt auch ein besonderes Ereignis, eine Schlacht zwischen Gadebusch und der Stepnitz, in der die tatkräftige Regentin Anastasia und die mecklenburgischen Fürsten den Ansturm eines starken Fürstenbundes unter Führung des Markgrafen Otto von Brandenburg siegreich bestanden. Von Johann munkelte man seltsame Dinge: er



Siegel des Fürsten Nicolaus II. († 1225).



Siegel der Stadt Gadebusch.

soll ein Geistlicher gewesen sein, und Ernst von Kirchberg schreibt hundert Jahre später: Der ubete wunderliche werg. Welcher Art diese waren, ob die Burg etwa schon damals einen fürstlichen Alchimisten gesehen hat wie später in Christoph, darüber schweigen ihre stillen Mauern. Johann starb 1299 und ist wahrscheinlich auch in Gadebusch begraben, das erste Mitglied der Fürstenfamilie, das hier seine Ruhe gefunden hat.



Siegel des Rates der Stadt Gadebusch.

In der Folgezeit, unter Heinrich II., dem Löwen, oder Albrecht II., dem Großen, gewinnt Mecklenburg hohe politische Bedeutung als führender Territorialstaat an der Ostseeküste, und in Gadebusch, das die gerne besuchte Nebenresidenz blieb, ist manche Staatsaktion vollzogen, die glänzende Versammlungen weltlicher und geistlicher Würdenträger dort zusammengeführt hat. Zeugnis sind die zahlreichen dort ausgestellten Urkunden. Als 1358 Albrecht II. die Grafschaft Schwerin wieder mit dem mecklenburgischen Lande vereinigt, erhält begreiflicherweise die alte Feste Schwerin den Vorrang und Gadebusch tritt zurück. Unter Albrecht II. „dem Großen" hat Mecklenburg die Höhe seiner Machtstellung erreicht. Sein Sohn

Albrecht (III.) ist 25 Jahre lang König von Schweden gewesen. Als sein Reich dort zusammengesunken war, ist er, ein gebrochener Mann, 1395 in seine Heimat zurückgekehrt und hat seinen Wohnsitz in Gadebusch genommen. Dort ist er 1412 verstorben und in Doberan begraben, nicht in der Gadebuscher Königskapelle, die nach ihm genannt ist. Diese war erst eine Stiftung seiner Gemahlin Agnes, einer braunschweig-lüneburgischen Fürstentochter, die bald nach 1430 gestorben ist; ihr schöner Grabstein, eine Sandsteinplatte mit Messingplatteneinlage, welche die Figur der Fürstin, das mecklenburgische und braunschweigische Wappen und die Evangelistensymbole darstellen, schmückt die Königskapelle. Auch sonst hat das Königspaar bauliche Änderungen an der Kirche vorgenommen: der Ostchor ist damals in dem gotischen Stil der Zeit umgebaut. In diese Zeit werden auch die drei anderen Kapellen an der Nordseite der Kirche fallen. Jünger ist ein anderer hervorragender Schmuck der Kirche, der bronzene Taufkessel mit drei tragenden Engelsfiguren und Reliefs mit Darstellungen aus der heiligen Geschichte, welcher durch Inschrift als Stiftung des Heinrich Koppelmann 1450 gesichert ist; der schöne Flügelaltar, der jetzt im Landesmuseum sich befindet, ist eine Stiftung der bei Gadebusch und Rehna angesessenen Familie v. Bülow: ein Tafelwerk mit Flügeln und Darstellungen aus der Legende der Eltern der Maria; es ist ein sehr feines, in freundlichster Farbengebung strahlendes Werk des Lübecker Malers Her-



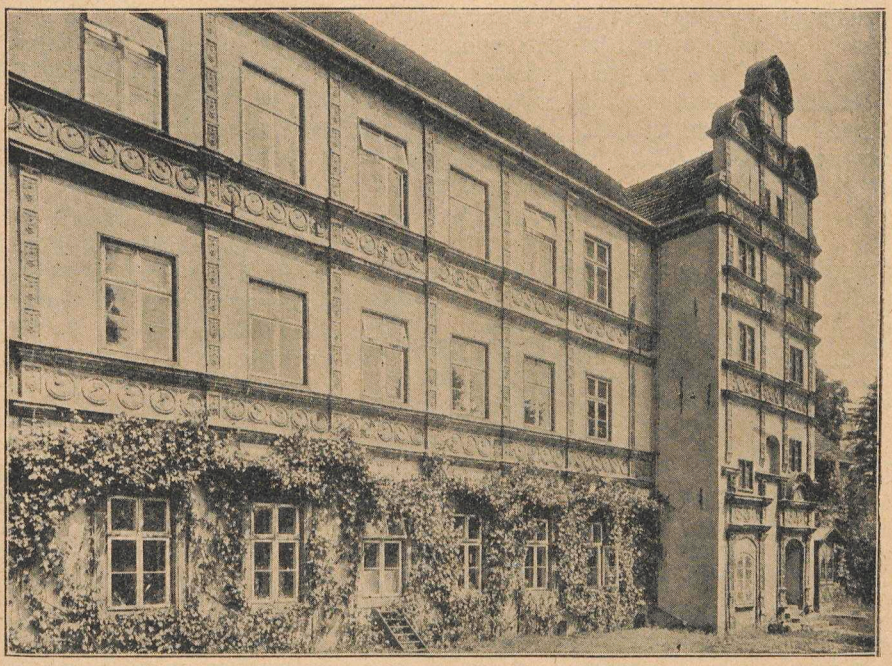
Grabplatte der Königin Agnes († 1430).

mann Rohde vom Ende des 15. Jahrhunderts. Nur wenig älter ist die steinerne Grabplatte der Herzogin Dorothea, † 1491, ebenfalls in der sog. Königskapelle. Dorothea war die Tochter des ersten Hohenzollern in der Mark, des Kurfürsten Friedrich I., und jung mit Herzog Heinrich (IV. „dem Dicken") vermählt; nach dem Tode ihres Gemahls 1477 erhielt sie Gadebusch als Leibgedinge und hat dort und im Kloster Rehna den Rest ihrer Jahre verbracht.



Grabplatte der Herzogin Dorothea († 1491.)

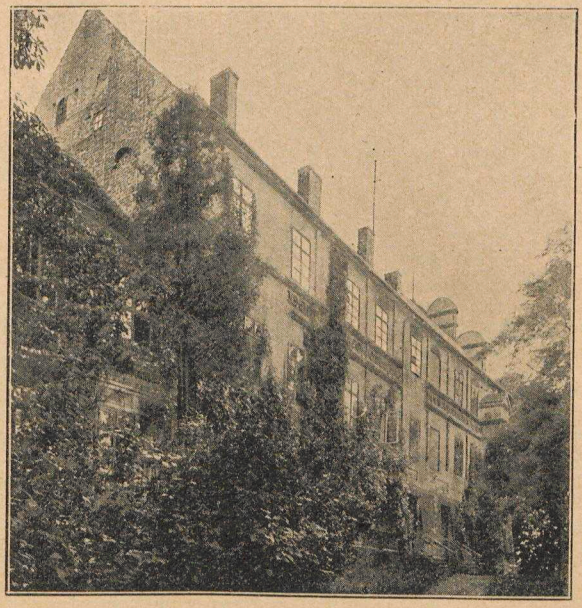
Damit schließt die Zeit des Mittelalters ab. Gern würden wir uns in die alten städtischen Verhältnisse hineinversetzen, aber es sind doch nur vereinzelte Nachrichten, die aus der fernen Zeit hinüberschallen, ein volles Bild städtischen Lebens gestalten sie nicht. So hat man nur die ungefähre Bevölkerungszahl der Stadt um 1500 auf 740 Einwohner berechnet; damit ist sie von den Kleinstädten, die berechenbar sind, außer dem noch einmal so großen Malchin die größte (zum Vergleich diene, daß Schwerin damals 2500 Einwohner hatte, Parchim annähernd ebensoviel). — Auch über das Erwerbsleben wissen wir nichts Greifbares; die Lage der Stadt war ja für Handelsverbindungen sehr günstig: zwei wichtige und freie Verkehrsstraßen trafen hier zusammen, die von Lübeck in das mittlere Mecklenburg (zunächst Schwerin) und die wichtige Salzstraße von Lüneburg nach Wismar. Wie weit die Bürgerschaft sich das zunutze gemacht hat, geht aus den Urkunden nicht hervor; der Reiseverkehr aber war ein sehr lebhafter, von Versammlungen und Aufenthalt fürstlicher Persönlichkeiten auf dem gastlichen Schlosse ist immer wieder die Rede. — Das Aussehen der Stadt hat ein Stich des 17. Jahrhunderts (Merians Erben 1653) festgehalten (s. S. 33); es ist ein anziehendes Bild einer malerischen mittelalterlichen Stadt mit Wällen, Türmen und befestigten Toren, selbst der Galgen fehlt nicht; das Schloß hat noch seinen hohen Turm, und außer der Kirche weisen noch andere Gebäude auf geistliche Stiftungen. — Solche werden auch urkundlich bezeugt. Schon bald nach 1300 wird ein Nonnenkloster (Beguinenstift), ein Heiligengeiststift und Georgshospital genannt, zur Zeit der Königin Agnes (um 1400) wird vor den Toren der Stadt, in Jarmstorf, ein der hlg. Gertrud geweihtes Stift genannt, wohl auch eine Stiftung der Königin, und außerdem eine Hlg. Kreuz-



Schloß, Stadtseite.

kapalle. Nur vom Beguinenstift ist die Lage (am früheren Jungfernstieg, jetzt „am Wehr", Bobsiensches Haus) einigermaßen gesichert, die anderen sind schon im Anfang des 17. Jahrhunderts eingegangen und ihre Stätte dann vergessen.

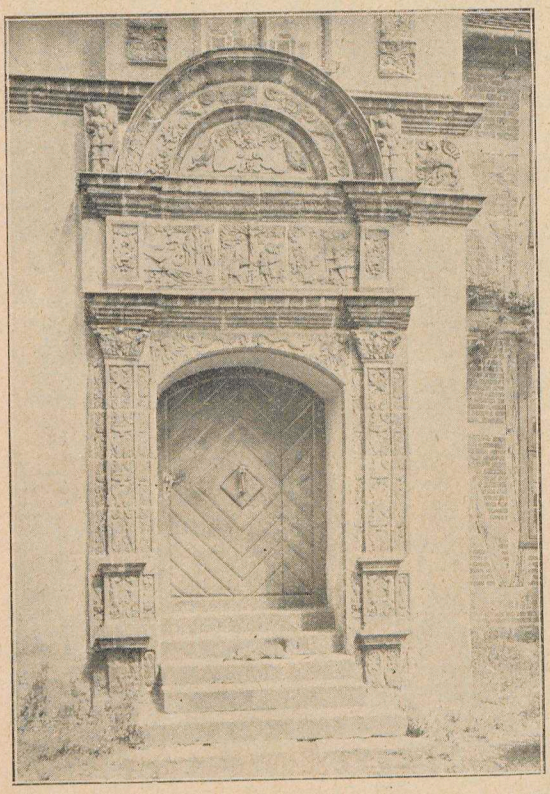
So trat auch Gadebusch in die Zeit der Reformation ein. Diese hat sich hier nicht reibungslos vollzogen. Vielleicht war es die große Zahl geistlicher Stiftungen, die der alten Kirche hier einen Rückhalt gab. Der Pfarrherr Joachim von Jetze war ihr leidenschaftlicher Vor-



Schloß, Hofseite.

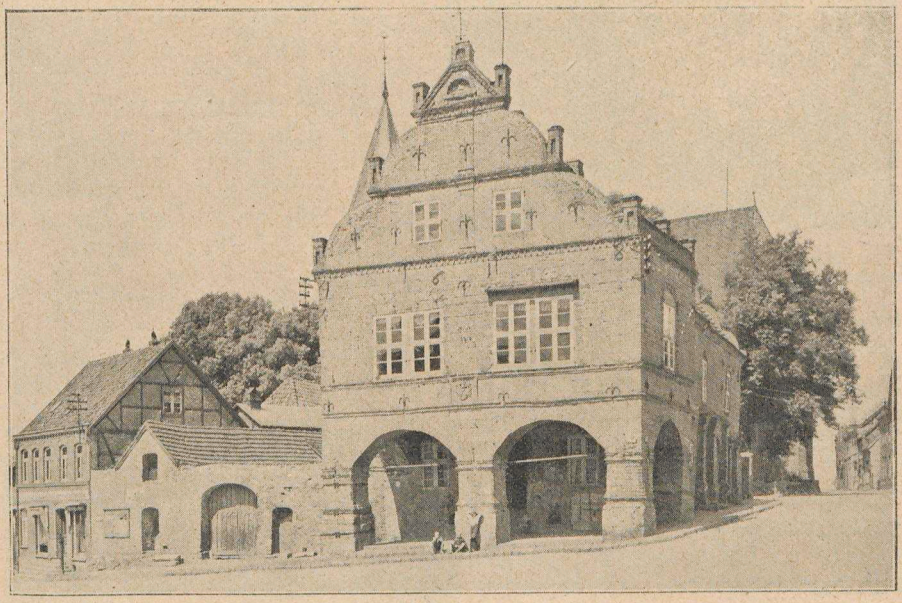
Vorkämpfer; er war ein hochmögender Herr, der sogar Kanzler des Herzogs Albrecht zu Güstrow gewesen war und außer der Pfarre zu Gadebusch auch die Propstei des Nonnenklosters zu Eldena inne hatte. Es kam zu wüsten Szenen in der der Reformation geneigten Gemeinde, denen erst der junge Herzog Johann Albrecht gleich nach Antritt der Regierung 1547 ein Ende machte, indem er Joachim von Jetze seines Amtes enthob und einen sonst unbekannten Heinrich Storbeck als ersten evangelischen Pfarrer einsetzte.

Bald darauf hat zum zweiten Male auf dem Gadebuscher Schlosse ein politisches Abenteuer seinen Abschluß gefunden. Wiederum schien dem mecklenburgischen Fürstenhause sich die Aussicht zu bieten, eine Machtstellung an der anderen Seite der Ostsee zu begründen. Das Erzstift Riga war lutherisch geworden, der greise Erzbischof Wilhelm brauchte eine junge Kraft, es in die neuen Bahnen zu leiten und die Verhältnisse in Livland zu regeln. Der unternehmende, weitschauende Herzog Johann Albrecht wußte seinen jungen Bruder Christoph, der zum Bischof von Ratzeburg gewählt war, dessen mageren Einkünfte zum fürstlichen Haushalt nicht genügten, in die Stellung eines „Koadjutors" zu bringen. Christoph kam in eine Lage von ungeheurer Schwierigkeit: vier Staaten, Rußland, Polen, Schweden, Dänemark, streckten ihre Hand nach Livland, und der 18jährige, ganz unpolitische Herzog war nicht der Mann, ihrer Herr zu werden. Christoph, in einer unglücklichen Erziehung verdorben (er hatte seine jungen Jahre als Geisel am französischen Hofe verlebt), war eine haltlose Natur, starrköpfig, impulsiv und leicht erschlafft, und hatte es bald mit allen Parteien verdorben. Die verzweifeltsten Anstrengungen seines Bruders waren umsonst, Christoph geriet in polnische Gefangenschaft, die er sechs Jahre getragen hat. 1569 kehrte er zurück, die politische Rolle war ausgespielt, und seine Brüder, die regierenden Herzöge Johann Albrecht und Ullrich, fanden ihn mit den Ämtern Gadebusch und Temzin ab. In Gadebusch hat er sogleich, dem bauluſtigen Geist der Zeit entsprechend, sich das schöne Schloß errichtet, welches noch heute das hervorragendste Bauglied im Stadtbilde und eines der bedeutendsten Bauwerke seiner Zeit dar-



Portal das Schlosses.

stellt. Der Baumeister Christoph Haubitz war schon an den von Johann Albrecht errichteten Fürstenhöfen in Wismar und Schwerin tätig gewesen, und wie diese ist auch das Gadebuscher Haus ein edler Bau der neuen nordischen Renaissance: ein Rechteck, dreistöckig, in dem edlen Schema und Gliederung italienischer Renaissance, mit reichstem, ebenfalls auf italienische Muster zurückgehenden Terrakotteschmuck an Portalen, Pilastern, Gurtgesimsen. In diesem Hause hat der unruhige Geist Christophs seinen Frieden gefunden. Seine Beschäftigung richtete sich auf mineralogische und chemische Fragen, im Schlosse hatte er sein eigenes Laboratorium („Diesteliergemach") mit allem chemischen und alchimistischen Zubehör, und suchte mit Schachten und im Geröll der Flüsse edle Mineralien, auch der Eisengewinnung ging er nach und hat Hammermühlen errichtet. Aber auch für das städtische Leben hat der Herzog Interesse gezeigt. Er gilt als der



Rathaus.

Begründer der Gadebuscher Schützenzunft; im Schützenhause hängt sein Bild, vom Großherzog Friedrich Franz II. der Zunft geschenkt. Christoph ging hier auch bald nach Fertigstellung des Hauses eine Ehe mit der neun Jahre älteren dänischen Prinzessin Dorothea ein, die schon nach zwei Jahren durch ihren Tod gelöst wurde, und als 44jähriger eine zweite mit der schwedischen Prinzessin Elisabeth, einer Enkelin Gustav Wasas, um die er schon 19 Jahre vorher geworben hatte. Elisabeth brachte einen reichen Brautschatz mit und hat ihrem Gemahl auch, als er 1592 starb, durch den Belgier Robert Coppens das prunkvolle Marmordenkmal des Schweriner Doms errichten lassen, in dem sie selbst aber nicht begraben ist, sie starb auf einer Reise in ihrer Heimat 1597.

Aus der Folgezeit bleibt noch zu erwähnen, daß 1618 dem alten Rathause eine offene Halle (Laube) und ein Treppengiebel, welche den Marktplatz so malerisch abschließen, vorgebaut wurden. An dem östlichen Pfeiler der Laube

ist nach der Seite der Steinstraße noch das Eisen des Prangers mit dem Wirbel zur Befestigung des Halseisens erhalten.

In die großen Weltbegebenheiten ist die Stadt auch später noch mehrfach hineingezogen. 1675 fand hier eine Besprechung des Großen Kurfürsten mit dem König Christian V. von Dänemark statt, die gegen Schweden gerichtet war und große politische Folgen gehabt hat, und der alte Gegensatz von Schweden und Dänemark ist noch einmal bei Gadebusch zum Ausdruck gekommen, indem 20. Dez. 1712 der schwedische General Stenbock die gegen das damals schwedische Wismar rückende dänische Armee unter Führung des Königs Friedrich IV. schlug. Die gefallenen Offiziere sind in der Kirche vor dem Altar begraben. Es war ein bedeutendes geschichtliches Ereignis, das in Schweden seinen Ruhm bewahrt hat. Zur Erinnerung an die Schlacht bei Gadebusch wurde in Stockholm eine Denkmünze geprägt; sie hat 51 mm Durchmesser und zeigt auf der Vorderseite das Bild Karls XII. mit der Umschrift: „Carolus XII D. G. Rex Sueciae", auf der Rückseite über einer von einzelnen Hügeln eingerahmten offenen Landschaft, in deren Mitte der Gadebuscher Kirchturm aufragt, stark bewölkten Himmel und auf einem Ausschnitt des Tierkreises über dem Bilde des Steinbocks den Sonnengott mit seinem Viergespann, auf einem um diesen Teil herumlaufenden Bande die Worte „Lusus et Jubila Suecis". Unter dem Landschaftsbilde „Dani et Saxones Deo ultore a Stenbokkio ad Gadebusch sub solst. brum. a. 1712 victi". Zum Zweihundertjahrjubiläum ist die Denkmünze nachgeprägt und Stücke an die Regimenter, die damals teilgenommen haben, verteilt; ein Stück ist auch in Besitz des Herrn Amtshauptmann Reinhardt gekommen, und so können wir hier eine Abbildung geben. — Auch die Wirren unter der Regierung des Herzogs Karl Leopold haben die Stadt stark berührt, indem sie 1734 bis 1768 an Hannover verpfändet wurde und hannoversche Garnisonen aufzunehmen hatte. 1806 kamen die Franzosen bei der Verfolgung der Blücherschen Abteilung des preußischen Heeres nach Gadebusch



Denkmünze auf die Schlacht bei Gadebusch av.



Denkmünze auf die Schlacht bei Gadebusch rv.

und haben die Stadt geplündert; am 26. August 1813 fiel Theodor Körner in der Nähe von Gadebusch bei Rosenberg.

Als die Verkehrsverhältnisse durch die Anlage der Eisenbahnen sich änderten, ist Gadebusch ein stilles Landstädtchen geworden und im Lande halb vergessen, wie in folgendem, von Herrn Amtshauptmann Reinhardt mitgeteilten Geschichtchen: In meiner Vaterstadt Doberan lebte in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhundert ein alter Schuster, dessen Sohn in die Fremde ging. Nach einiger Zeit wurde der Vater von Bekannten gefragt, wo sein Sohn sei. Der Alte erwiderte: „Min Saehn? Min Saehn is wit, wit von hier, min Saehn is in Gadbusch, hew' min Lewdag nich von Gadbusch hürt." (Gadebusch ist von Doberan kaum zehn Meilen entfernt.) Aber die Fülle von Begebenheiten, vielfach von einer weit über die Landesgeschichte hinausgreifenden Bedeutung, und von geschichtlichen Erinnerungen, die es beleben, und Baudenkmäler, welche die alte Zeit lebendig erhalten, geben der lieblichen Idylle einen geschichtlichen Gehalt, wie sich dessen keine zweite mecklenburgische Kleinstadt rühmen kann. Und wie die Geschichte sich mit den Forderungen der Gegenwart verknüpft, dafür noch zwei kleine Berichte, die wir ebenfalls dem Herrn Amtshauptmann Reinhardt verdanken, in denen zwei unserer Größten mit Gadebusch sich berühren. Während des Rückzugs des Blücherschen Korps von der Elbe durch Mecklenburg nach Lübeck entwickelte Scharnhorst in Gadebusch in einem Gespräche mit Müffling zum ersten Male seine Gedanken über die Heeresreform, indem er erklärte, daß die Teilnahmlosigkeit des gemeinen Soldaten unter den niederschlagenden Erfahrungen der letzten Wochen doch der schwerste, der letzte Grund alles Unglücks sei, und daß es jetzt gelte, die Armee so umzugestalten, daß sie sich eins wisse mit dem Vaterlande. — Als die Mecklenburger am 18. Juni 1893 eine Huldigungsfahrt zum Fürsten Bismarck machten, waren einige Herren aus Gadebusch früh morgens nach Friedrichsruh gefahren und hatten dort das Glück, den Fürsten auf seinem Morgenspaziergang in den Wald zu treffen. Der Fürst redete sie an und fragte nach der Herkunft; auf die Antwort „aus Gadebusch" entgegnete er nach kurzem Nachdenken: „Das klingt ja russisch; wenn ich Ihnen das Wort übersetzen soll, möchte ich sagen: ‚fix fertig'. Mögen die Gadebuscher Bürger sich immer so erweisen, wie der Name ihrer Stadt sagt."

Anlage.

Alte Übersetzung der Urkunde von 1225.

Von Gottes Gnaden Burwinus ein Herr tho Mecklenborg: Allen den disse Bref getaget, Glück und Heil. Tho deme wy de Handelung edder Geschäfte, so by Unsere tyden geschehen, in Schriften verfahtet, väler und grooter besorglicher Unglückseeligkeit können vorkammen, so sy allen unsern gemenen Untersaten wießlich, dat wy mit vollbarth unsern Kindern Hinricksen und Claussen durch Beede der Börger von Gadebusch, de Uns getrüwlich in unsern Geschäften Bystand gedahn, densülwen deh Fryheit welken weyland Kayser Friderick den von Lübeck nahgegewen, und Waldemarus Könick tho Dänemarck den Möllenschen mitgedehlet. De Artikul edder Fryheit sünd disse: Dey Börger von Gadebusch mögen tollenfrie an disse Siet de Elwe in und uth reisen, Köhpen und verköhpen, und so Jemand ümme welckerley Saken und Mißhandlung geschehn möge belanget; schall deysülwige vor den Richter dor ditt geschüet, ohne Dörstrickung oder

Anholdinge sick entschuldigen. Wat de Becker, Knackenhauer ofte Bruwer edder Beerschenke verbreecken, dorvon schölln twee dehle den Börgern und dath drüdde dehl dem Richter bethalet warden, und wath tho underholdung gemeines Fredens gegewen ward, schall dey Hälfte dem Richter und dat äfrige den Börgern bethalet warden, und wat vor gewinste eines Klägers kumpt, davon schall dath drüdde Dehl de Richter, dath drüdde Dehl de Kläger und dath drüdde Dehl de Börger nehmen. Krahmer und Kohplüde ut wath Riecke und Städe dar kamen, mögen köpen und verköpen allein dat sey den geböhrlichen Tollen entrichten, et mag ok wer dath will in dee Stadt Sülver verbuiten, doch nicht in gegenwardikheit des Münters und seiner Behüsunge, und so Jemandes dey Wege mit Mählen oder andere Verhinderung versperde, mögen sey uth unsere Gewalt und Befehl nedder warven unde den Weg äepen, Item so ein Knecht öft eigen Mann in dey Stadt kam und ein Jahr lang sich darin entholde, schall ewicklich gefryet sien, und oft Jemandes densülven üm de Eigenschop wolde beklagen, schal aldor und nirgend anders tho rechte stahn. Item wath von Holde up der Erden ofte stande tho Führe oder tho buwen denstlick gefunden, mögen sey nehmen un dat geneten unde gebruken. Item so Jemandes ohne Erwen alda verstörwe, schall dat Nalath des Verstorwenen, infall dor Niemand ümme dathsülvige sprecken, nah Verlop eines Johres dey Hälfte des Nalaths de Richter und deth ander Dehl de Börger dorsülvest nehmen.

Gegewen und geschrewen durch Austachium dem Notario Anno 1225.

(L. S.)

Vom Rat in Gadebusch.

Von Amtshauptmann Reinhardt.

Abgesehen von den im Ratsarchiv aufbewahrten alten Urkunden reichen die Akten des Rats im allgemeinen nicht über das Jahr 1750 zurück. Die Akten über den Ratsstuhl beginnen mit der Nachricht vom Tode des Bürgermeisters Laurentius am 24. Mai 1752. Einem von mir aufgefundenen Aktenstück mit der Überschrift „Einige Nachrichten von der Stadt Gadebusch, und zwar von denen Magistrats-Personen", anscheinend aus den 1760er Jahren, entnehme ich folgendes, indem ich dazu bemerke, daß das hier beschriebene Wahlverfahren und die sonstigen Bestimmungen bis zur Einführung der (Boccius'schen) Stadtverfassung von 1835 gegolten haben.

„Von vielen undenklichen Jahren her" hat der Rat bestanden aus sechs Personen, davon sind gewesen zwei Bürgermeister (consules) und vier Ratsmänner; wenn einer derselben verstorben, haben die übrigen das Vorrecht und freie Wahl, „wie ihnen noch von Sr. Herzogl. Durchl. in anno 1753 aufs neue confirmiret ist", einen aus der Bürgerschaft wieder zu erwählen, ohne daß sie erstlich bei Sr. Herzogl. Durchl. darum Anfrage tun dürfen, nach geschehener Wahl aber müssen Bürgermeister und Rat das gehaltene Protokoll Serenissimo zur Approbation einsenden, und muß der neu Erwählte die Confirmation bei Herzogl. Regierung suchen, auch die Kosten davon selbst übernehmen.

Die Ratswahl geschah in folgender Form:

Wann einer aus dem Ratskollegio verstorben, so lässet E. E. Rat, wann es die Zeit und Umstände leiden wollen, erstlich in der Kirche vor der Wahl von

der Tantzel bitten, darauf gehen die übrigen Ratsglieder zum Rathause, votiren alsdann darüber, und gehet selbiges von dem Jüngsten an, der worthabende oder älteste Bürgermeister hat alsdann die Freiheit, zwene Stimmen zu geben. Der Gewählte wird nun durch den Ratsdiener zur Kirche geholt, wo die Herren des Rats ihn erwarten und vor den Ratsstuhl unter der Rose führen, wo ihm vom Bürgermeister die auf ihn gefallene Wahl verkündigt wird, wozu ihm der gegenwärtige Rat nicht allein gratuliert, sondern auch ermahnt, sich jederzeit, als einem Ratsglied gebühret, gegen seine Herren Kollegen zu bezeigen.

Darauf gehen sie mit dem Gewählten auf das Rathaus, alwo der neue Ratsherr den Bürgermeister- und Ratsherrn-Eid ablegt. Nachdem dies geschehen, muß der Neuerwählte dem Rat „einige Ergetzlichkeit von etliche Bouteljen Wein, Weißbrodt u. dgl. presentiren".

Des Sonntags darauf versammelt sich der Rat vor der Hauptpredigt auf dem Rathause, um selbigen in die Kirche zu bringen, „woselbsten er mit einigen Presenten wieder aufzuwarten schuldig ist", alsdann bringet ihn der gesamte Rat bei öffentlicher Musik in die Kirche. Nach geendigtem Gottesdienst führen sie ihn wieder aufs Rathaus, woselbsten er gleich wie vor der Predigt „seine Schuldigkeit abzulegen verbunden ist". Des Nachmittags wird es gleichfalls also gehalten wie Vormittags, außer daß keine Musik in der Kirche ist.

An die Herren Prediger, Schulkollegen usw. muß der Elektus folgendes des Sonnabends vorher bezahlen:

einem jeden Pastoren vor Bitte und Dank	3 Mk. (= 1 Rtlr.),
dem Herrn Rektor	2 „
dem Herrn Kantor	2 „
dem Küster	1 „
dem Kuhlengräber	12 ßl.

An den Herrn Organisten und die Musikanten

dem Herrn Organisten	4 Mk.
den Musikanten	2 „

An denen Ratspersonen muß er entweder vor oder nach der Einführung in der Kirche folgendes an „douceur" bezahlen:

dem ältesten Herrn Bürgermeister	20 Rtlr.,
dem jüngsten Herrn Bürgermeister	10 Rtlr.,
den übrigen Herren des Rats einem jeden auch	10 Rtlr.,
dem Ratsdiener einen neuen Rock.	

Für die Herzogl. Confirmation wurden 5—10 Rtlr. gezahlt.

Nachhero ist er noch schuldig und gehalten, dem gesamten Magistrat und deren Familie auf einen gewissen Tag, den er selbst dazu ansetzen kann, eine gute Mahlzeit zu geben.

Über die Rats-Verrichtung heißt es in den Nachrichten:

Die beiden Herren Bürgermeister führen das Wort ein Jahr ums andere, bei versammeltem Ratskollegio im Rathause, wenn entweder der Rat allein oder wenn auch die Bürgerschaft mit zugegen, muß der worthabende Bürgermeister den Vortrag tun und zu Protokoll diktieren. Ist in Stadtangelegenheiten nötig, daß von den Ratspersonen welche zu verschicken, solche hat er zu ernennen die Vollmacht, wie auch nichts desto weniger die Bürgerschaft in dgl. Fällen zu deputieren und zu befehlen, welche er will. In Sachen, das Bürgermeister, Gericht

und Rat angehet, hat er gleichfalls das „pre“ und den Rang über den Stadtvoigt und müssen die Herzogl. Mandate und andere rescripta zuerst an ihn gesandt, aber nicht einseitig von ihm, sondern im Rathause in pleno gebrochen werden. Wann von auswärtigen oder einheimischen Leuten Geburts-, Kauf- und andere Briefe wie auch Pässe und Wegebriefe gesucht und verlangt werden, selbige müssen gleichfalls die Bürgermeister erteilen, wofür sie auch den Genuß haben, keineswegs aber sich in anderen Stadtaffären der Unterschrift Bürgermeister und Rat bedienen, wann die anderen Herren des Rats nicht mit darum wissen.

Das Stadtsiegel ist dem worthabenden Bürgermeister anvertraut und in Verwahrung gegeben. Bei Kontrakt- und Inventarienaufnahmen ist der älteste Bürgermeister der Richter und die beiden jüngsten Rats-Verwandten Assessores. Der älteste Rats-Verwandte ist Kämmerarius und führt mit den beiden Kasse-Bürgern die Rechnung über alle Einnahmen und Ausgaben, und ist schuldig und gehalten, alle Jahr auf Trium regum vor Bürgermeister, Rat und Bürgerschaft die Rechnung abzulegen, und muß Bürgermeister, Rat und Bürgerschaft bei abgelegter Kasse eine Mahlzeit geben, welche ihm aber von der Stadt bezahlt werden muß. Der andere Rats-Verwandte ist Bauherr, muß auf die Stadtgebäude, Hirtenhäuser, Torbuden, Brücken, Dämme, Gruben, Wehre und dgl. das notwendige observieren, was gemacht werden soll, mit gesamtem Rat überlegen, soviel möglich alles mit Stadtwerksfuhren und Handdiensten bestreiten, damit keine Fuhr- noch Handdienste vor Geld gehalten werden dürfen, was die Handwerker bei der Stadt fordern, aufs genaueste verdingen, nichts weniger auf die Arbeitsleute gute Achtung geben, daß die Zeit nicht mit Faulenzen zugebracht wird, die Rechnung nicht allein unterschreiben, sondern auch auf das sorgfältigste nachsehen und an den Cammerario zur Bezahlung senden. Das Bauholz in unserm Stadtholz mit den Kasse-Bürgern anschlagen, wofür ihm auch der Abfall gehört. Wann die Mastung im Holz besehen wird vom Bürgermeister, Rat und einiger Bürgerschaft, muß er ihnen eine Mahlzeit zu essen geben, wofür ihm ein Baum im Holz gegeben wird und ? Schweine in die Mast mehr zu jagen erlaubt ist.

Die beiden jüngsten Rats-Verwandten sind die Gerichtsassessoren und müssen mit den Stadtrichtern die Gerichtsverwaltung tun, der Stadtrichter diktiert das Protokoll und einer von den Rats-Verwandten muß das Unterschreiben verrichten.

Des Rats Salarii und Besoldung.

Was des Rats Salarium anbetrifft, so sind sie fast überhaupt von der Stadt allesamt gleich hoch salariret, indem ihnen in den Stadtregistern jährig einem jeden 22 Mk. ausgeworfen ist, außer daß der Kämmerarius gedoppelt, also 44 Mk. bekommt, sonsten hat ein jeder Bürgermeister 1 Stück Acker von 10 Schfl. Aussaat, ist belegen im Witterieschlag, beider Bürgermeister Acker liegen ein beim andern. Der älteste Bürgermeister hat eine Wiese vor dem Lübschen Tor dicht an der Bleiche, der jüngste Bürgermeister hat seine Wiese auch vor dem Lübschen Tor hinter dem Töpferofen, und ist selbige Wiese mit dem Caemmerario seiner in Communion wegen der Mastung.

Bei Jahrmärkten gehört dem Rat das Stättegeld und teilt sich der Rat und kriegen die Bürgermeister von einem Rtlr. soviel als die Ratsherren.

Wann Einer zum Bürger angenommen und gemacht wird, selbiger muß dem Rat 2 Gulden 12 ß erlegen, davon bekommen die Bürgermeister die 12 ß vorab, müssen aber dem Stadtdiener 4 ß davon abgeben, in das übrige gehen sie mit zu gleichen Teilen.

Anno 1750 hat Se. Durchl. der Herzog Chr. Ludewig dem Magistrat eine Zulage von 100 Mk. für jeden Bürgermeister und 60 Mk. für jeden Ratsherrn von der Stadt vermacht; weil aber Bürgerschaft dawider protestiert, haben sie sich endlich ad protocollum dahin verglichen, daß ihnen der zehnte Teil von der Licent zufließen sollte, welche dann solchergestalt verteilt wird, wann ein Bürgermeister 10 ß bekommt, erhält ein Ratsherr 6 ß.

Über Bürgermeister, die in den erhaltenen Akten nicht genannt sind, habe ich gelegentlich folgenden ermitteln können: Lukas Hammer aus Bitterfeld war Bürgermeister von 1620—1650.

In einem Bruchstück des alten Stadtbuchs werden drei Bürgermeister des Namens von der Wettering genannt; der erste Jakob v. d. Wettering ist vor 1619 gestorben, sein Sohn Johann lebte von 1586 bis 1668; er war Ratsherr seit 1641 und Bürgermeister seit 1650. Ein dritter Bürgermeister Wettering kommt in dem genannten Stadtbuch in den Jahren 1720 und 21 vor.

Ein Nachfolger Joh. Wetterings war Hinrich Nassau 1670—1743, Ratsherr seit dem 2. April 1702, Bürgermeister seit 1715, † 17. April 1743. Sein Epitaph hängt in der Kirche an der Südseite des Chors, und von seinem Hause ist noch ein Teil erhalten — Hinterhaus des Bäckermeister Mett'schen Grundstücks an der Färberstraße —; in dem Torbalken der Einfahrt ist eingeschnitten: „Anno 1705 Hinrich Nassau, den 16. Juni".

Wie oben gesagt, beginnen die Akten über den Ratsstuhl mit der Anzeige vom Tode des Bürgermeisters Laurentius am 24. Mai 1752.

Neben ihm werden genannt als zweite Bürgermeister Kuhberg und Fromm.

Bürgermeister Leonhard Ludwig Saniter findet sich von 1773—1791. Er gehörte zu der bekannten Rostocker Kaufmannsfamilie.

Sein Nachfolger wurde sein Schwiegersohn E. A. G. Koch. Er ist der in Beyers Roman „Pascholl" eine Hauptrolle spielende Bürgermeister Koch.

Unter ihm arbeitete nach seiner Rückkehr aus den Freiheitskriegen, zunächst als Stadtsekretär, sein Sohn Christian Koch, der am 8. August 1821 Ratmann und am 26. April 1830 Adjunkt seines Vaters wurde und am 22. Juni 1872 als Geheimer Hofrat starb.

Ihm folgte Wilhelm Piper (vorher Bürgermeister in Warin) bis zum 30. September 1879, wo er Amtsrichter in Gadebusch wurde. Er starb als Oberamtsrichter in Rostock.

Sein Nachfolger war Amtsauditor Freiherr Wilhelm von Langermann und Erlenkamp vom 1. Oktober 1879 bis 30. September 1889.

Ihm folgte Amtsassessor Ernst Reinhardt vom 1. Oktober 1889 bis 31. Dezember 1921.

Seit dem 15. Juli 1923 ist Hans von Blücher Bürgermeister.

Wurten.

Von G. Staak, Neukloster.

Der Flurname Wurt, Waurt, Wort, auch Wart ist in Mecklenburg ziemlich verbreitet. So findet er sich in der Umgebung Neuklosters in den Dörfern Pernieck, Lübbersdorf und Lüdersdorf als Bezeichnung für Ackerstücke in unmittelbarer Nähe der Gehöfte. „Dat is dat Land, dat tau'n Hus hürt, hat anne is jo de Kommün," erklären die Leute. Eine andere volksetymologische Erklärung ist: „Dat is dat Land, wo 'n dat Wurt (verbum) von'n Hus ut noch verstahn kann."

In gleicher Bedeutung findet sich „de Wurt" in Neubukow als Bezeichnung für etwa 20 Gärten, welche zwischen dem Stadtrand und dem Hellbach liegen. Weiter in Zapel und Klinken bei Crivitz; in Wulfsahl (achter bei Wauden, den Hecken am Dorfrand); in Spornitz (Waud, Waudenweg, jetzt innerhalb der Siedlung)[1]) bei Parchim; in Silz (Wurtkaveln am Fleesensee) und Nossentin bei Malchow; in Kieve bei Röbel; in Buchholz an der Müritz; in Deven (Wart) bei Waren; in Damm bei Alt Kalen; in Dargun; gleichfalls in der Malchiner und Ribnitzer Gegend, in Baumgarten, Tarnow, Zeppelin bei Bützow, Holthusen bei Schwerin, Wölschendorf bei Rehna, Kossebade bei Crivitz, Sahmkow bei Kartlow, Botelsdorf bei Gadebusch.

In der Umgebung von Boizenburg begegnet Wurt in zweifacher Bedeutung. In Greven bezeichnet man damit die kleinen Ackerstücke hinter den Gärten, welche den Häuslern gehören. Dagegen heißt in der Teldau, z. B. in Dorderhagen, der Hügel, auf dem das Gehöft liegt, de Wurt entsprechend der Benennung in den Elbmarschen.

Die jetzige Bedeutung von Wurt in Mecklenburg erscheint somit klar als Bezeichnung für das Land in unmittelbarer Nachbarschaft des Hauses. Mit diesem bildet es eine Grundeinheit. Zur Zeit des Flurzwanges stand es wahrscheinlich außerhalb der Flurordnung. Wo eine Dorfwehr oder Reste einer solchen vorhanden sind, liegt sie innerhalb derselben. (Vgl. Pernieck, Neubukow, Wulfsahl.)

Archivrat Schildt erklärt in M. J.-B. 56 S. 188 de Wurt als „Ackerstück, welches sich unmittelbar an die Gehöfte und Gärten anschließt"[2]).

Bemerkenswert ist, daß der Flurname Wurt in dem ganzen südwestlichen Winkel Mecklenburgs, in der Umgebung von Hagenow, Lübtheen, Dömitz, Lud-

[1]) Dazu schreibt Herr H. Kracht (Parchim): In Spornitz sind die Namen „de Waur" und „de Waurenweg" oder „Waudenweg" gebräuchlich. Beispiele: Is jug Mudder tau Hus? Ne, sei 's in'e Waur. — Gaht man hüt abend den Waurenweg, dor is't am drögsten. — „De Waur" ist ein Ackerblock, der sich im Norden des Dorfes unmittelbar den Hausgärten der Gehöfte anschließt und teilweise bis zur Bahnlinie Parchim—Spornitz hinanreicht. Im Osten wird er von dem Weg begrenzt, der von der Kirche zum „Waurenweg" führt, im Westen von der Dorfstraße und ihrer Verlängerung zum Bahnhof. Der „Waurenweg" verbindet die Häuslersiedelung, „den Sandbarg", mit dem Bahnhof und durchschneidet „de Waur". 'De Waur" umschließt einen Teil der Hausgärten. Eine Reihe von Bauernstellen hat nämlich nur einen kleinen Hausgarten unmittelbar am Gehöft, das fehlende Stück liegt „in'e Waur". Künstliche Erhöhungen sind hier wohl nicht vorhanden, auch nicht gewesen. Das Gelände fällt vom Dorf („vom Anbarg") her ziemlich stark und gleichmäßig zur Bahnlinie hin. — Ich habe diese beiden Namen früher mit Wodan und „Fru Waur" in Verbindung zu setzen versucht, bin nun aber schon seit mehreren Jahren der Ansicht, daß sie auf Wurte zurückgehen.

[2]) Prof. Reincke-Bloch erklärte in seinem Kolleg über Verfassungsgeschichte W. als Haus und Hof, als Sondereigentum, abgekehrt vom Gemeinschaftseigentum. (Studienrat Chrestin, Kiel.)

wigslust, Neustadt, nach den bisherigen Zeugnissen nur ausnahmsweise vorzukommen scheint[3]). Nachfrage an Ort und Stelle muß da Aufklärung schaffen. Die Seminaristen aus dieser Gegend sind seit Jahren von mir gefragt worden. Ihnen war der Ausdruck völlig unbekannt.

Ein historischer Rückblick an der Hand des M. U.-B. erbringt das Vorkommen des Ausdrucks Wurt in Wismar, weiter in den Dörfern Bantow, Benz, Metelsdorf, Klüssendorf, Teschow, Mecklenburg, Lübow bei Wismar; ferner in Warin, Rethwisch bei Doberan, Rostock, Dierkow bei Rostock, Kl. Grenz und Dorbeck bei Schwaan; in Marlow, Sülze, Kuhs und Kobrow (?) bei Laage, in Woltow bei Tessin, Küsserow bei Alt Kalen, Ritzerow und Kastorf (?) bei Stavenhagen, Themnitz und Zierzow bei Neubrandenburg; Wokern bei Teterow, Grüssow, Walow, Kogel bei Walchow, Roggentin bei Wredenhagen, Daschow und Wend. Priborn bei Plau; in Dobbertin, in Jülchendorf bei Sternberg; in Parchim zum Burglehen gehörig, in Sukow[4]) und Paarsch bei Parchim[5]).

Auch hier fehlt die ganze Südwestecke Mecklenburgs mit der Umgebung von Hagenow, Lübtheen, Dömitz, Ludwigslust, Neustadt. Damit ist jedoch noch immer nicht die Möglichkeit gegeben, die Wortgrenze festzulegen oder sichere Schlüsse auf die Besiedlung zu ziehen. Erst wenn umfangreichere Ergebnisse vorliegen, kann das geschehen.

Die historische Bedeutung von Wurt ist in den Urkunden nicht überall klar, durchweg aber ist Wurt als die Hofstelle mit dem unmittelbar daneben liegenden Ackerland aufzufassen[6]). Das zeigt sehr anschaulich ein Kaufvertrag aus Zierzow bei Neubrandenburg vom Jahre 1353, M. U.-B. 7761: „— mynen hof vnde vere höven vnde twe wörde, de buten tunes ligheu to Cyrtzowe, dar Dancquard vnde Clawes Holdan vppe wönen; des scal jewelik vor syne wört twintich hönre to pacht . . . . gheuen."

Die außergewöhnliche Lage der beiden Wurten buten tunes wird hervorgehoben, gewöhnlich lagen sie also innerhalb der Dorfwehr. Auf ihnen wohnen zwei Pächter, die entsprechend dem geringen Umfang ihrer Grundstücke eine verhältnismäßig kleine Pacht zu leisten haben. Die Wurten sind hier also Gehöfte.

Die Wurt wird durchaus geschieden von den anderen Grundeinheiten: Eine Wismarsche Urkunde vom Jahre 1357 (M. U.-B.) berichtet aus dem Dorfe Bantow: Item Claus Hamme colit I. mansum et unum proprie wort et I. cotland. Wort, die Hofstelle, gilt hier als Eigentum, im Gegensatz zu der Hufe und dem Katenland, Ackerstücken in der Feldmark, welche wahrscheinlich Pachtung waren.

---

[3]) Bei Neustadt in Blievensdorf und Muchow. Nach Mitteilung des Herrn Pastor Romberg in Gr. Laasch bei Ludwigslust ist er dort allgemein.

[4]) Der Hintergarten der Pfarrhufe, eingefriedigt mit Feldsteinmauer, Name Worth oder Wurth. (Studienrat Chrestin, Kiel.)

[5]) Außerdem nach Umfragen in Parchimer Schulen in Redlin, Rom, Damerow, Tramm, Burow, Brook, Lutheran, Kossebade, Gischow, Slate, Dütschow, nicht in Marnitz, Ziegendorf, Kolbow, Stresendorf, Karrenzin, Jamel; in Tramm und Redlin spricht man Waur. (H. Kracht, Parchim.)

[6]) Herr Augustin (Granzin) macht auf eine Stelle des Stadtpfandbuches Parchims nach Clemans Chronik aufmerksam. Die Pfänder waren Grundstücke, Häuser, Budden (casae), wozu Acker gehörte, Speicher, Scheunen, Hufen, march, Morgen, jugeri, Wohrde, areae, Küchen- und Kohlgärten. Die preußischen Edikte, betr. Reform und Regulierung der bäuerlichen Verhältnisse aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts (vgl. z. B. Edikt, die gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse betreffend, vom 14. Sept. 1811) enthalten regelmäßig die Bezeichnung, und zwar in folgender Reihenfolge: . . . Ländereien an Äckern, Hörten, Wiesen, Hufung und Holzung.

Eine gleiche Bemerkung findet sich in derselben Urkunde einige Zeilen weiter: Juxta istum Depelowe iacet unum proprie wort, qui autem illud colit, dabit 1 pullum fumigalem.

Auch diese Wurt ist Eigentum; deshalb ist die Abgabe, ein Rauchhuhn, außerordentlich gering. Auch hier handelt es sich — das zeigt die Abgabe — um ein Gehöft.

Durchweg gehört zu jedem Hof bzw. Katen eine Wurt. So verpfändet Bernhard, Fürst v. Werle, 1352 (M. U.-B.) 7658) 10 hoven in dem dorpe tu Retzowe, mit eren worden unde dar sulwes viif koten mid eren worden vnde dat kotzedenland.

Auch hier wird unter Wurt die Hofstelle mit dem unmittelbar daneben gelegenen Acker zu verstehen sein.

Bemerkenswert ist es, daß eine besondere Abgabe von der Wurt, dem Wohnplatz, erhoben wird, de worttins oder dat wortgeld, Wurt also als besondere Grundeinheit gefaßt wird.

In manchen Dörfern mag es sich auch um eine besondere Gruppe ländlicher Siedler handeln, wie das im Mittelalter in Schleswig-Holstein der Fall war, wo die Wortseten eine Klasse zwischen den Hufnern und den Kötnern bildeten.

Auch bei Reuter findet sich der Ausdruck Wurt, wenigstens finde ich ihn in dem Reuterlexikon der Hesseschen Ausgabe, leider ohne nähere Bezeichnung [7]).

Eine Verengung der ursprünglichen Bedeutung Gehöft liegt heute insofern vor, als nur noch der Acker am Hofe, nicht mehr die ganze Hofstelle innerhalb der Dorfwehr als Wurt bezeichnet wird. Eine erhöhte Lage ist nirgends, auch historisch nicht, grundleglich für die Benennung. Auch die friesische Wurt hat wohl ursprünglich nur allgemein dem Gehöft, erst später gewohnheitsgemäß dem erhöhten Hofplatz gegolten. Auch hier liegt dann eine Bedeutungsverengung eines wohl allen niederdeutschen Stämmen gemeinsamen Ausdrucks vor.

Weitere Mitteilungen.

Eine sehr willkommene Ergänzung zu den obigen Ausführungen gibt Herr F. Wessel, Parchim, über Beobachtungen auf der Feldmark des untergegangenen Dorfes Gramsdorf, Stadtfeld Tessin:

Gefunden habe ich die Namen in den Akten von 1574 schon. — Ob die Bewohner aus Friesland stammen, weiß ich nicht. Die damals vorkommenden Personennamen sind allgemein verbreitet, zum Teil wendische Ortsnamen.

Um Aufwürfe oder Einfriedigung handelt es sich nach der umstehenden Skizze nicht. Vom Wiesentale aus gesehen haben diese beiden natürlichen Höhen einige Ähnlichkeit mit den friesischen Wurten. — Von einem Gewerbeschüler hörte ich, daß in Poppendorf bei Rostock eine schwache Erhöhung auf dem Felde auch Wurt heiße. Alle andern Schüler kannten das Wort nicht. (Sie stammen aus dem südlichen Mecklenburg.)

Hier haben wir also „Wurten" als Namen für natürliche Erhöhungen, anscheinend ohne Zusammenhang mit Gehöften. Es ist nun eine Aufgabe der Flurnamenforschung, weiteres Material zu suchen. Jedenfalls spricht das oben Mitgeteilte dafür, daß Wurt ursprünglich einfach Erhöhung heißt (= Werder), dann

[7]) Die Stelle steht Reis' nah Belligen K. 27 „un rep, bet dat de Schult ut sin Wurth kam". Dazu gibt Reuter selbst die Erklärung: „Wurth, ein gewöhnlich nahe bei der Hofstelle gelegenes, eingefriedigtes Stück Land", setzt also das Wort nicht als allgemein bekannt voraus. (E. Voß, Doberan.)

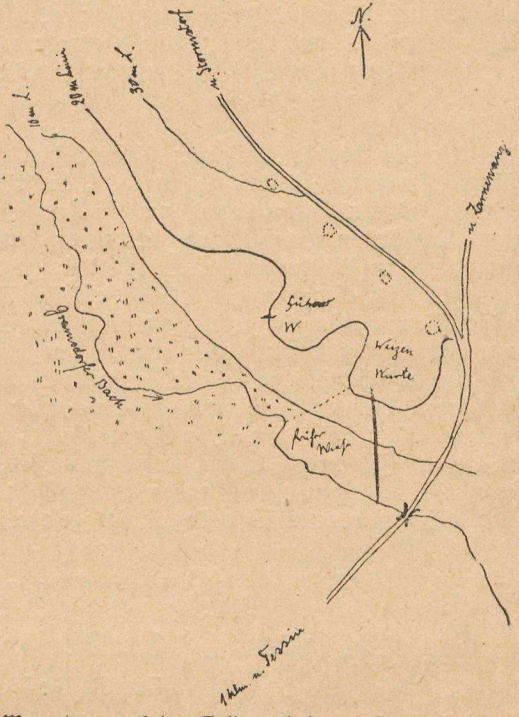
auf die künstlichen Auftragungen für Gehöfte in tiefen Niederungen übertragen und erst dann Gehöft mit Nutzländerei überhaupt geworden ist.

Dahin weist auch eine Mitteilung aus der Gegend von Dassow, die Herr R. Hagemann (Hagenow) gibt. Dort ist Wurte ein ganz allgemeiner Name für kleinere natürliche Erhebungen im sumpfigen Gelände.

Statt Grabenburt sagt man auch zuweilen Grabenwurt. Hier ist Wurt entschieden als aufgeworfenes Land, als Böschung aufzufassen. Hier besteht also Verbindung zu der friesischen Auffassung. Das war auch die Auffassung von E. Geinitz. (S. oben S. 26.) Bz.

Auf die Frage über „Wurten" erlaube ich mir zu bemerken, daß diese Bezeichnung von Acker, Weidestücken, z. T. mit Obstbäumen bepflanzt, eingefriedigt ist durch aufgeworfene Wälle oder roh zusammengetragene Felsen, Findling-Mauern, bewachsen mit Dorn, in Nähe der Gutshöfe und Bauerngehöfte häufig zu finden ist im Anklamer und Demminer Kreise. Diese Wurten werden als Weideland für Jungvieh usw., für im Herbst einzumietende Vorräte, Kartoffeln usw., benutzt, und wird der Name „Wurten" für „Aufbewahrungsort" für den Ackerbautreibenden bezeichnet.

A. Heydemann, Major a. D. (Wismar).



Wurten auf der Feldmark des untergegangenen Dorfes Gramsdorf, Stadtfeld Tessin.

„Worthland", hier der offizielle Ausdruck für solchen Acker, welcher nicht der Schlagordnung unterliegt, welchen also der Eigentümer bestellen kann wie er will, im Gegensatze zu „Acker" im engeren Sinne, bei dessen Bestellung er sich nach der Schlagordnung richten muß. Der Ausdruck kommt so in mehreren Ortssatzungen, im Stadtbuche usw. vor. Plattdeutsch sagen die Leute „Wurt" oder „Wurthland". Ich nehme an, daß der Ausdruck auch in den Satzungen anderer Städte in gleicher Weise vorkommt, da die eine Stadt vielfach von der andern abgeschrieben hat.

F. Kähler, Bürgermeister (Laage).

In Uelitz, Kr. Hagenow, kommt der Name Word, Wurd, Wurte für ein Stück Pfarracker vor. Johannes Beltz (Schwerin, Lankow).

Das Wort Waur habe ich in meiner Klasse für folgende Ortschaften festgestellt: Spornitz: Waur, Garten hinter dem Hause; Konow bei Malliß: Wurth,

Stück Land hinter dem Hause; Brook: Wurth, Stück Land hinter dem Hause; Klinken: Waurth.

In Damm und in Dütschow kommt es nicht vor. Nach Duden ist die Wurte die Erderhöhung zur Aufnahme von Wohnungen, besonders in der Nähe des Wassers. Er verweist auf die Wörter Werder und Warf. Werder ist nach Kluge mh. wert Insel, Halbinsel, ah. werid, warid Insel. agf. waroth Ufer, Gestade, anord. ver = Moor. Nach Bergmann lautet Werder auch Wert, Wörth, Wurth, ndd. Wörde und bezeichnet eine Gruppe hochgelegener Grundstücke, meist nahe einer Ansiedlung, zu Gärten benutzt. Das ndd. Wurth würde ins Hd. fortgebildet Wurp geben. Ob Wurzel, mh. wurz Kraut, got. waurts Wurzel, eng. wort Kraut, dä. urt, schw. ört, ah. wurzala (eig. wurz-walu = Pflanzenstock), pl. Wörtel, mit Wurth verwandt ist, scheint zweifelhaft, da die Wörterbücher nichts davon erwähnen. Wurth wäre dann der für die Küchenpflanzen vorgesehene Ort.

H. Kracht (Parchim).

Man kennt das Wort hier (Gegend von Alt Gaarz) überall, sagt aber nicht „Wurt", sondern „Waurt", „Waurd". Wurt klingt geziert. Allgemein verstehen sie unter „Waurd" das Land, „wat bi Hus rüm is", nicht bloß Acker, sondern unter Umständen auch Ödland, das urbar gemacht wird, wie z. B. ein Stück Sumpfland in Wischendorf, das dicht bei der Hofstelle liegt. „Waurd" ist das Binnenfeld im Gegensatz zu dem Butenfeld. Wenn kein Butenfeld da ist, wird auch nicht von „Waurd" gesprochen. Was das Wort „Wurt" betrifft, so bringe ich es mit „Gurt" zusammen, mit dem ja auch „Garten" verwandt ist. G und W wechseln ja so häufig (vgl. Gipfel und Wipfel, güst [unfruchtbar] und wüst). Eine alte Frau (Bannow-Neu Gaarz) erklärte mir: tau Waurd hürt ümmer en Häg (Gehege). Die „Häg" lag also wie ein „Gurt" um das Binnenland, und nun wird der „Gurt" (Waurd) für das umgürtete (Binnenfeld) gesetzt. Ähnlich ist z. B. ein englisches town (plattdeutsch „Tuhn", hochdeutsch „Zaun") für die ganze, innerhalb des Zaunes liegende „Stadt" gesetzt. E. Hamann (Alt Gaarz).

Die mittelalterliche Grabsteinplastik Mecklenburgs.

Von R. Beltz.

Das Land ist bekanntlich sehr reich an mittelalterlichen Grabdenkmälern; an einigen Stellen (in den Klosterkirchen von Doberan, Dargun, Heiligen Kreuz in Rostock, den Dominikanern in Wismar, jetzt in St. Jürgen) befinden sie sich in solcher Anzahl, daß eine zusammenfassende Würdigung ein bedeutungsvolles Stück heimischer Kunstgeschichte darstellen könnte. An einer solchen hat es bisher gefehlt. Einen bemerkenswerten Anfang macht der unter obigem Titel in der Zeitschrift Denkmalpflege und Heimatschutz 1923 S. 81 erschienene Aufsatz des Geh. Archivrat Prof. Dr. Philippi in Münster. Ph. geht davon aus, daß die von 1350 bis 1520 reichenden rechteckigen, zum Einlassen in den Boden bestimmten steinernen Platten einen sehr einheitlichen Eindruck machen; sie sind in der Technik der „Ausgründung" gehalten, tragen das Bild des Verstorbenen in ganzer Figur mit oft sehr reichem, architektonischen Hintergrunde, seltener nur ein Wappen, und haben gleichartige Minuskelinschrift. Die Ähnlichkeit mit der älteren Bülowschen Messingplatte in Schwerin (Heinrich v. Bülow † 1347) ist so groß, daß Ph. eine

Beeinflussung der Steinplatten durch diese annimmt. Wir würden es vorziehen, die Gruppe nur bis etwa 1480 zu rechnen, wo die im Allgemeinschema ja gleiche, aber im Stil (Auflösung der Architekturformen in Ranken- und Linienwerk und späte Minuskeln) grundverschiedene spätgotische Gruppe einsetzt, deren bekannteste Vertreter die Grabsteine des Abtes Johannes Wilkens in Doberan, † 1489, und des Bischofs Conrad Loste in Schwerin, † 1503, sind. Philippi betont ferner, daß die auf den Platten angegebenen Todesdaten nicht ohne weiteres datierend für die Herstellung der Platten sein können, daß manche schon bei Lebzeiten des betreffenden angefertigt, andere sicher erst lange Zeit nach dem Tode des zu Ehrenden gesetzt sind. Zu den von Ph. angeführten Beispielen für das letztere, unter denen das der Ritter Axekow in Doberan (Schlie III S. 674) besonders drastisch ist, sei hier noch hingewiesen auf den Stein des Bischofs Rudolf I. in Schwerin, † 1261, der von seinem zweiten Nachfolger († 1314) gesetzt ist (später verändert), und der Herzogin Anna, † 1465, in Doberan, der mit größerer Bestimmtheit als es bei Schlie geschehen ist, einer wesentlich jüngeren Zeit zuzuschreiben ist; auch die von Dicke v. Örtzen u. Frau in Alt-Gaarz 1465 (Schlie III S. 510) gehört wohl dahin. Ph. verallgemeinert nun diese Tatsache dahin, daß die Masse der gleichartigen Steine derselben Zeit und vielleicht sogar derselben Werkstatt angehört und glaubt diese Zeit besonders auf Grund des für den Güstrower Domherrn Breyde, † 1488, noch bei dessen Lebzeiten angefertigten Steines in Malchin (Schlie V S. 103) auf die Zeit um 1480 festlegen zu können. Das Beispiel ist nicht glücklich, denn der Breydesche Stein gehört stilistisch gar nicht mehr in die große Gruppe, um die es sich hier handelt, sondern reicht schon in die spätgotische hinein, wie nicht nur die Buchstabenformen, sondern auch die Lebendigkeit der dekorativen Linien, die sich sogar den Tiergestalten mitteilt, erweisen. Diese Begründung schlägt sich selbst damit, daß es auch andere Steine mit allgemein gehaltenem Datum, das später ausgefüllt werden sollte, aber nicht ausgefüllt ist, gibt, die ganz wesentlich älter sind (Pleban Vogelsang in Teterow 1380, er lebte noch 1388, Schlie V S. 13; Ehepaar Barnekow in Rühn 1380, Schlie IV S. 90). Die Philippische These läßt sich aber auch, ganz abgesehen von ihrer inneren Unwahrscheinlichkeit, auf die einzugehen sich wohl erübrigt, von der andern Seite ihrer Begründung her leicht widerlegen. Die Einförmigkeit der Grabdenkmäler, die da vorausgesetzt wird, besteht gar nicht. Die schon oben erwähnten Axekowschen Steine haben sie: einer ist wie der andere, Ritter mit herabgelassenem Visir, Name ohne weitere Daten, aber es liegt hier ein ganz besonderer Fall vor, und man kann hier auch die Motive der nachträglichen Ehrung ahnen; man sieht, wie ein Angehöriger des dem Untergang entgegengehenden Geschlechtes (die Axekows sind 1515 ausgestorben) den Namen und die Seelenpflege desselben der Nachwelt erhalten will. Aber sie stehen allein. Schon die Doberaner Äbte (Schlie III S. 667 f.) zeigen nicht nur aus den Abmessungen der Grabsteine, sondern auch der ganzen Behandlung, z. B. der Haltung der einzelnen Figuren, daß eine Entstehung zu so gleicher Zeit und zu einheitlichem Zwecke nicht angenommen werden kann. Und das gilt für die ganze Masse. Man braucht nur die Verschiedenheit in der Formulierung der Umschrift zu beachten, unter denen sogar schon 1459 eine deutsche vorkommt (Ulrich v. Maltzahn und Frau, Kirch Grubenhagen, Schlie V S. 61), wie z. B. des orate pro eo und requiescat in pace (an dem deutschen Beispiel „dem Gott gnädig sei") wechseln, um den Gedanken an einheitliche Entstehung abzuweisen. Dazu kommt die verschiedene Behandlung der Architektur, die, schon vor 1480, in steigendem Maße

phantastisch gehalten wird, die Verschiedenheit der Gesten und auch die Behandlung der Gesichter mit ihrer zunehmenden Verblödung. Sonst finden wir bei zäh festgehaltenem Allgemeinschema die reichste Abwechslung. Selbst die Entwicklung, die zu dem Schema führte, läßt sich zeitlich verfolgen: Trapezform ohne Inschrift mit Abtstab (Doberan, Schlie III S. 666), Trapezform mit schmaler Majuskelinschrift am Rande und Wappen (Hlg. Kreuz Rostock 1332, Schlie I S. 216, 35), Rechteckform mit schmaler Majuskelinschrift und Abtstab (Doberan 1339, Schlie III S. 676), von da nur Rechteckform: Majuskelschrift, stehende Ganzfigur, in den Ecken kleine Rosetten, die allmählich größer werden (Abt Johann v. Dargun 1336, Schlie I S. 340, Plebanus Nicolaus, Steffenshagen 1330, Schlie I S. 529, Nonne des Hlg. Kreuzes Rostock 1347 od. 1350, Schlie I S. 200), die Figur in einfacher architektonischer Umrahmung (Parum b. Güstrow 1339, Schlie IV S. 285; Heinrich v. Weser, ohne Jahresangabe, Doberan, Schlie III S. 671, 15), doch geht das einfache Wappen daneben her. Der jüngste Stein ist von 1350 (Trude Kerkdorp, Hlg. Kreuz, Schlie I S. 216, 37). Mit 1350 etwa kommt dann (neben den einfachen mit Wappen aber bleiben Minuskeln) der entwickelte Typ: Ganzfiguren, nur die Nonnen des Hlg. Kreuzes noch Halbfiguren, reiche architektonische Ausstattung und die Scheiben mit Evangelistensymbolen oder Wappen in der Ecke; es ist interessant, daß auch hier die Entwickung verfolgbar ist: die ältesten Vertreter dieses entwickelten Schemas haben noch nicht die später nie fehlenden Scheiben, die einem durchaus richtigen Stilgefühl, dem Bedürfnis des Zusammenhaltens der Linienmasse, entsprechen (Doberan 1361, Schlie III S. 667, 4; Hlg. Kreuz, Schlie I S. 22), sondern noch die alten kleinen Kreuz-Rosetten. Eine der ältesten des neuen Stils, auch nach der Buchstabenform, Nonne des Hlg. Kreuzes Rostock 1352, Schlie I S. 194. Wappen allein werden selten (Beispiel Ritter v. Knuth in Leizen 1370, Schlie V S. 525).

Es wird Aufgabe einer Betrachtung sein, die alle für die geschichtliche Stellung maßgebenden Elemente, Buchstabenformen, Tracht, Architekturformen, Kunststil (von Ph. ganz unberücksichtigt gelassen) gleichmäßig heranzieht, die Entwicklung der Handwerkskunst, die in den Grabsteinen liegt — auf hohe künstlerische Bewertung machen sie ja keinen Anspruch —, festzulegen. Daß das Ergebnis nicht in der Richtung der Philippischen Betrachtungsweise der Einheitlichkeit in Form und Zeit liegen wird, ist schon jetzt zu erkennen.

Es ist kein Zufall, daß Philippi seine Studien an mecklenburgischem Material macht, auch die obigen Andeutungen beziehen sich nur auf dieses; ein Versuch, ihre Ergebnisse an dem der Nachbarländer zu kontrollieren, scheiterte daran, daß die Inventare versagten. Nur in dem Schliesschen Werke ist diese Denkmälergruppe in der ihrem Werte entsprechenden Weise und Vollständigkeit vertreten; selbst ein sonst so tüchtiges Inventar wie das für Brandenburg ist für ernsthafte Studien auf diesem Gebiete unbrauchbar und berücksichtigt diese Denkmälergruppe fast gar nicht; man hat dort offenbar für die philologisch-historische Seite der wissenschaftlichen Denkmalpflege kein Verständnis; eine rühmliche Ausnahme machen die neueren Bände des pommerschen Werkes.

Aus alter bäuerlicher Hauswirtschaft.

Von Pastor G. Romberg, Gr. Laasch.

In der Kriegszeit kam besonders auf dem Lande die alte Hauswirtschaft vielfach wieder zu Ehren, die, vom Kaufmann und Handwerker möglichst dagegen im Sparherd sehr schlecht zu verwerten. Auch gebraten werden kann unabhängig, den Landmann lehrte, die eigenen Rohstoffe anzubauen und zu verarbeiten. Die Not zwang zu äußerster Sparsamkeit und machte erfinderisch. Diese Verhältnisse regten dazu an, Nachforschungen über die alte Hauswirtschaft anzustellen. Im Folgenden werde ich suchen, einiges, was mir besonders interessant erscheint, aufzuzeichnen.

Der offene Herd empfahl sich durch seine einfache Herstellung und sparsamen Feuerungsverbrauch. Letzterer muß gelernt werden. Im Rauchfang befindet sich ja der Rahmenbaum, früher von Eichenholz, seit 1870 eine Eisenstange mit 5 bis 6 Ketten, an denen die Kessel hängen; Grapen stehen auch auf Füßen, Pfannen auf dem Dreifuß. Es kommt nun darauf an, stets die richtige Art des Feuers zu haben. Unter Pfannen dürfen nur Kohlen glühen, sonst schlägt die Flamme leicht zu hoch und frißt den Speck. Kessel mit Wasser oder Viehkartoffeln werden mit Buschholz gekocht, die hohe, helle Flamme umgibt gleich die ganze Wandung, so daß das Kochen bald eintritt. Buschholz, das der Landmann reichlich hat, ist Fleisch in den Tiegeln mit Kohlenglut, nur größere Bratenstücke müssen im Backofen bereitet werden. Vor etwa 120 Jahren gab es noch irdene Tiegel, ohne Glasur, wie Urnen aus geschlämmtem Ton gemacht. Im Pfarrgarten zu Gr. Laasch wurde beim Rigolen zu einer Obstplantage eine alte Töpferwerkstatt gefunden, deren Alter von Herrn Prof. Dr. Beltz auf etwa 1300 J. n. Chr. geschätzt wurde, wo zahlreiche Tiegel teilweise unfertig standen.

Um Feuer zu erhalten, wurden „Schwefelhölzer" selbst gemacht, kleine Holzstäbchen, die am Ende in Schwefel getaucht waren, der sich an dem Funken entzündete, der mit dem Feuerstein der Feuerlade in den alten Lumpen oder später Zunder hervorgebracht war. Außer gegossenen Lichten, Thran- und Öllampen diente der Kienspan zur Beleuchtung. Dieser wurde an einem Ende etwa 5 cm lang eingeschnitten, das ganze übrige Ende in Wasser getaucht und mit nassem Papier umwickelt. Nun brannte der Span, in einer Hülse an der Wand steckend, langsam ziemlich hell leuchtend ab.

Löffel, Kellen und sogar Messer wurden aus Holz selber gearbeitet, Löffel aus spanischem Flieder, Ahorn, „Beweresche" (Zitterpappel), Kellen auch aus Flieder, Weide, Pappel, Nußbaum, Messer zum Kartoffelpellen aus Ahorn. In der Stube unter dem Spiegel war die Borte mit Löchern für die Löffel. Nach dem Essen „lickte" jeder seinen Löffel ab und steckte ihn in „sein" Loch. Jeder Mann hatte sein Messer in der Tasche, andere gab es nicht, ebenso auch keine Gabeln. Als Teller dienten glasurte irdene Schalen. Zur sog. Hofwehr gehörten außer Pferden, Ochsen, Kühen, Kleinvieh auch 6 Löffel, 6 Teller, 2 Schalen, 2 Grapen, Feuerhaken und -eimer, ein „Teerpott" und Korn.

Als Feuerung diente, wie auch jetzt noch, hauptsächlich Buschholz und Reiserknüppel. Die Bauern mußten das in der Forst geschlagene Klufttholz in die Stadt fahren und erhielten dafür die Reiser und Zweige. In den Tannengegenden hatten sie auch oft die Erlaubnis, Kohlen zu brennen in Meilern. Der Bau der Meiler geschah so: Eine etwa 4 m hohe Stange war aufgerichtet, um welche die Hölzer etwa 1 m lang, in einem Kreise von etwa 3 m Radius, in drei Schichten, nach

oben spitz zulaufend, aufgestellt wurden, das dickste Holz in der Mittelschicht, trocknes vorher gewässert. Von der Stange ging ein Kanal an die Peripherie, der ebenso wie der Raum um die Stange mit Spänen gefüllt war, die, nach Bedeckung des Meilers mit Plaggen und Erde, angesteckt wurden. Der Meiler brannte, je nach Größe, 5—8 Tage, dann war die Holzkohle gut. Diese Holzkohlen wurden an die Handwerker, Schmiede, Bäcker, Klempner verkauft, teils auch in der eigenen Wirtschaft verwertet. Teerschwälereien gab es im Lande mehrere, in denen aus den alten Kiefern Teer gewonnen wurde. Der Bauer brauchte allein für seine Wagen mit den hölzernen Achsen viel Teer, der Teereimer hing stets unter dem Wagen.

Die Speisekarte der alten Wirtschaften war recht reichhaltig. Die Ansicht, als hätte hauptsächlich zusammengekochtes Essen das ganze Jahr auf dem Tisch gestanden, ist irrig. Im Winter allerdings gab die Schlachterei vielfach Stoffe für dies Gericht. Fleisch, Speck wurde mit Graupen, Kartoffeln, Kohl, Rüben, Erbsen, Bohnen, Obst u. a. zusammengekocht, gab also auch schon reichlich Abwechslung. Weitere Gerichte waren: Pellkartoffeln mit Hering, Wurst, gekochte Kartoffeln mit Speck, Zwiebeln, Pfannkuchen von Mehl oder Kartoffeln, Klöße von Buchweizenmehl oder Kartoffeln, Reis mit Pflaumen u. a. Sehr beliebt waren und sind heute noch Fische aller Art, die reichlich in den zahlreichen Seen und Flüssen vorhanden waren. Sie wurden gekocht und gebraten; sauren Fisch kannte man nicht. Gebratenes Fleisch gab es seltener, nur an besonderen Festtagen. Im Sommer kamen hierzu noch Buttermilchgerichte mit Kartoffeln, Reis, abgeleckte Milch, dazu an Gemüse Salat, Gurken, Erbsen und Bohnen. Suppen gab es, wie auch jetzt, stets als letztes Gericht, sie waren aus Milch, Mehl, Kartoffeln, Brot, Kohl, Bier u. a. bereitet. Brotsuppe mit Ei war besonders für Kranke bestimmt. Als süße Speise kam nur gezuckerter Reis mit Pflaumen auf den Tisch. Die Schlachterei gab noch besonders Wurst, Schinken, Schwarzsauer und Blut- und Grützwurst. Letztere wurde nur, wie jetzt noch, zum Kaffee aufgebraten gegessen. Kaffee wurde früher ersetzt durch Suppen besonders von Kohl, Bier, Brot und Milch.

Zu diesen reichhaltigen, kräftigen Speisen kam dann noch das selbstgebraute Bier, das in der verschiedensten Form hergestellt wurde aus Malz, Hopfen, Ingwer (gut gegen Erkältung), Wurzeln, Fliederbeeren u. a. Von Kuchen kannte man wohl nur den Platenkuchen. Mandeln machte man aus Haselnüssen und abgepellten Walnüssen, getrocknet und gerieben, Rosinen aus getrockneten grünen Weintrauben, Korinthen aus kleinen blauen. So fehlten auch leckere Tafelfreuden nicht, und alles gab die eigne Wirtschaft her.

Bei der schwer erreichbaren ärztlichen Hilfe spielte die Zubereitung von Hausmitteln eine große Rolle. Hagebuttenwein war gut für Kinder bei Fieber; Schlehenwein half gegen Fettsucht; auf kranke Augen wurde ein Tuch mit abgeleckter Milch gelegt; bei Frieseln half Lindenblütentee, gegen Wassersucht Tee von Mösch (Waldmeister); gegen Rheumatismus wurde grüne Seife gebraucht, die auf ein Handtuch gestrichen wurde, mit dem das rheumatische Glied umwickelt wurde. Der Kranke mußte 24 Stunden dann im Bett liegen, dann gereinigt nochmals 24 Stunden das Bett hüten. Falls nötig, wurde dies Verfahren wiederholt. Zahnwasser wurde aus frisch abgefallenen und zerschnittenen Kastanien gewonnen, die sechs Tage in Wasser liegen mußten. Gegen Geschwüre wurde „Huslock" (Beißlauch) gebraucht, dessen saftige Blätter und Stengel gequetscht und auf das Geschwür gelegt wurden. Es half auch gegen Reißen im Kopf. Um

dies Kraut immer bei der Hand zu haben, wurde auf das Strohdach Kuhdünger gebracht, etwa einen Meter im Umkreis, darauf Lehm, und nun 2—3 Pflanzen hineingesteckt, die dort fest wurzelten. Der Huslock ist heute noch in den Dörfern sogar auf Steindächern zu finden, und auf den Kirchhöfen steht er überall. Im Hause, im Blumentopf, wird der „Brandbaum" (Meerzwiebel) noch jetzt gepflegt, dessen Blättersaft auf Brandwunden und Geschwüre geträufelt wird. Bei Nagelhautentzündung oder „Adel" im Finger wurde eine getrocknete, entsteinte Pflaume über die Fingerspitze gezogen. Gegen Rheumatismus im ganzen Körper sollte junges Birkenlaub helfen, womit der ganze nackte Körper bedeckt wurde. Der Kranke mußte 24 Stunden so im Bett liegen. Auch gegen Magenkrebs im Anfangsstadium gab es ein Mittel: Eine trockne Pflaume wurde in heißem Wasser aufgequollen, entsteint und mit etwas Chlorkalk gefüllt. Von solchen Pflaumen mußte der Kranke etwa 3—4 essen im Abstand von je 2 Tagen; „de Kalk bitt den' Krewt dot". Das Verfahren bei Auszehrung wurde mir nur angedeutet. Dabei wird der Kranke um die Kirche herumgetragen, und „dorbi bruk ick noch wat, dat kann ick Sei aewer nich vertell'n". Vorher wird aber festgestellt, ob dem Kranken auch noch zu helfen ist. Man geht bei Neumond abends heimlich hinaus, schneidet neun Reiser von verschiedenen Sträuchern ab, indem man sagt: Ich breche und brauche für N.; dann geht man mit einer Schale zu fließendem Wasser, füllt diese, sie stromaufwärts schiebend, und sagt dabei: Ich habe gebrochen und geschöpft für N. Nun werden die Reiser in die Schale geworfen; gehen sie alle unter, so ist keine Hilfe möglich, guckt aber noch eine Spitze aus dem Wasser, so kann geholfen werden. Das Wasser mit den Reisern wird dann stromabwärts ausgeschüttet. — Solcher Hausmittel gab es unzählige, diese mögen hier genügen.

Von der Kleidung, die aus „Warp", dem selbstgewebten Stoff, bestand, erwähne ich nur, daß die Knechte alltags graue oder blaue Jacken, sonntags dunkelgrüne, zur Kirche auch graue trugen. Die Mädchen mußten besonders auf den Höfen im Herrenhause lila Strümpfe, den Warprock, der sonntags mit Litzen besetzt war, schwarze Samtjacke mit Puffärmeln und weiße, eigengemachte Schürze tragen. Das Stubenmädchen trug auf dem Kopf „dat Dubenneſt" und mußte Hackschuhe anziehen, „wenn wat los wir". Besonders kostbar war der „Sponrock", der „rutig" gewebt war, d. h. mit grünen, roten und schwarzen Vierecken versehen und zur Hälfte mit dicken Schnüren besetzt war. Zur Anfertigung kam ein Mann aus der Stadt mit einer Handmaschine, der die Schnüre aufnähte. Der Sponrock war sehr hübsch, aber so schwer, „dat de Mäddens jetzt em gor nich mihr bören un drägen können". Der Spon ist ein etwa 12 cm breites und 1,20 m langes, glattes Brett, welches zwischen Webebaum und Kamm durch die Fäden des Aufzuges gesteckt wird, sie genau in eine untere und obere Lage teilend. Dieser Spon wird von einer neben der Weberin stehenden Person nach einer durch das Muster bestimmten Anzahl Schlägen des Kammes vor- oder rückwärts geschoben. Dadurch wird „rutig" gewebt, es kommen bunte Muster, viereckig, länglich geformt, zustande. Durch einen zweiten Spon, der mit dem ersten den Aufzug in vier Lagen bringt, werden diese Muster noch reicher gestaltet. Durch Anbringung eines zweiten Kammes zwischen dem ersten und dem Webebaum, der „Hewten" genannt, die Aufzugsfäden auch so teilt, aber von der Weberin durch ein Pedal auf- und niederbewegt wird, können dieselben Muster gewebt werden ohne Hilfe einer zweiten Person. Die Fäden des Aufzuges werden übrigens mit dem sogenannten „Reidelkamm" glatt über den Webebaum gewickelt.

Aus Warp machte man auch Teppiche. Der Warp wurde so gewebt, daß Einschlag und Aufzug aus Wolle bestand. Vier Stücke nebeneinander gelegt wurden auf Sackleinen befestigt, das Ganze fest ausgespannt, und nun strich der Maler mit Ölfarbe den Teppich farbig. In die Ecken kamen Blumen, in der Mitte ein Blumenkorb, dazu eine hübche Kante, so war es ein warmer, schöner Zimmerschmuck für die beste Stube.

Über selbstgemachtes Schuhzeug konnte ich folgendes erfahren. Leichte Pantoffeln gab es früher nicht, die gewöhnlichen waren in der Ernte für die Mädchen zu schwer, der Fuß „wrickte" auch zu leicht darin um. Schuhe werden von der Stoppel sehr beschädigt, so machte man Teerschuhe. Heidekraut wurde weich geklopft, auf den Fußboden kam Grant (Kies) mit Teer gemengt als Sohle, darüber Heidekraut, das über den bloßen Fuß gelegt und mit Teer bestrichen wurde. Solche Teerschuhe hielten eine Ernte aus, waren leicht und bequem.

Zum Schluß noch ein Rezept, wie man im Freien schmackhaft kochen kann. Wenn die Bauern in der Lewitz heuten, mußten sie wochenlang dort bleiben. Hatten sie nun Wild gefangen in Gruben oder mit Schlingen, so wurde das Fleisch ganz mit Lehm umgeben und in Kohlenglut gelegt. Wenn der Lehm platzte, war das Fleisch gar und schmeckte „veel schöner as in ne Pann bradt". Ebenso wurden auch Eier und Kartoffeln in Lehm gekocht. Dieser Belag mit Lehm wurde auch bei Notschlachtungen im Sommer angewandt, um Schinken und Wurst im Rauch vor Fliegen zu schützen. Man kann auch erst Papier um alles Genannte legen und daherum dann Lehm. Genug, dieses Behelfsmittel empfiehlt sich auch jetzt noch für Wandervögel und Hauswirtschaft.

Die musikalische Gilde zu Friedland.

Von R. Görschner, Neubrandenburg.

Es ist eine ebenso verlockende wie dankbare Aufgabe, in den alten Ordnungen der Menschen, die das Zusammenleben schon in alten Zeiten schuf, die Physiognomie vergangener Geschlechter zu erkennen. Lebendig steigen sie dann vor uns auf, und wir genießen das, was Th. Vischer in seinem Buche über „Das Schöne in Natur und Geschichte" „geschichtliche Schönheit" nennt. Alle Arbeit für die Kunde von unserer Heimat Mecklenburg hat ja ihren besonderen Reiz dadurch, daß wir die Heimat zum „ästhetischen Objekt" machen. Bei dieser Arbeit stoßen wir in den langen Adern mecklenburgischer Kulturgeschichte schürfend auf ungeahnte Edelsteine.

Die musikalische Gilde zu Friedland ist so ein Edelstein, in dessen Flächen sich die Menschen einer vergangenen Zeit und in einem kleinen Gemeinwesen spiegeln.

Die im Jahre 1730 in Neubrandenburg gedruckte „Nachricht von der Stadt Friedeland", die gesammelt ist aus einer 1729 von Martin Gustav Fischer gehaltenen lateinischen „Oration" und anderen historischen Urkunden von „Enoch Friederich Simonis scholae Fridland. Rect.", enthält u. a. die Gesetze der musikalischen Gilde in Friedland. Dieser Chronist hält diese Gesetze für würdig,

der Nachwelt überliefert zu werden, in der Erwägung, „daß die Sache an sich was Artiges ist, daß diese Gilde gleichwol vom Römischen Pabst und Kayser privilegiret und mit vielen Immunitatibus und Gerechtigkeiten begnadet worden, und daß es A. 1600 schon undenkliche Jahre gewesen, da solches geschehen; daß wir auch sehen, was die lieben Vorfahren für weise Ordnungen gemacht und gehabt, auch in Sachen, darin wir es wohl nicht vermuthen sind", und in der Hoffnung der Wiederaufrichtung der Gilde.

Noch 1670 hat diese Gilde bestanden, denn in diesem Jahre ist noch der damalige Bürgermeister Pippow ihr Mitglied gewesen. In den folgenden Jahren ist dann ihr Andenken erloschen. Als Angehörige der Gilde finden wir in einem Verzeichnis Consules (Bürgermeister), Senatores (Ratsmänner), den Rektor und Konrektor der Schule, mehrere Baccalaurei (Lehrer), einen Richter (judex), einen Notar (not. publ.), einen Organisten, Kantoren, den Pastor der St. Nikolai-Gemeinde, Kunstpfeifer, Kunstpfeifergesellen u. a. Bei vielen Namen steht keine nähere Bezeichnung. 102 Namen enthält die Liste, ein Beweis, wie sehr die Musik in alten Zeiten in Friedland gepflegt wurde.

Die Leges (Gesetze) sind von neuem bestätigt vom sehr ansehnlichen Senat (amplissimo senatu) mit Zustimmung des Ministeriums (S. S. Ministerii) und gegeben (dictae) von der Stadt Friedeland, im Jahre Christi, „in dem wir Gott mit verbundenen Stimmen und vereinten Seufzern ununterbrochen beschwören und wiederbitten ‚Da pacem' (Schöne Anspielung auf den Namen Friedland!) am Sonntage Quasimodogeniti 1600". In lateinischer Sprache sagt ein Distichon über die Musik:

„Wen nicht die lebendige Musik mit ihrer Kunst erfreut, von dem glaube ich nicht, daß er ein Fäserchen von Herz besitzt",

und mit besonderem Bezug auf die Kirchenmusik:

„Wenn Frömmigkeit da ist, dann gibt es nichts Süßeres als Gesang; die Musik ist ein Vorgeschmack des Ewigen Lebens".

Alte, vornehme Bürger erschienen im genannten Jahre 1600 vor dem Rat, legten diesem die alten Urkunden und Briefe mit angehängten Siegeln vor und baten, die alten Gesetze neu zu bestätigen und sie zu vermehren (adaugeret) nach fleißiger „Revolution". Nach fleißigem „Nachsinnen" hat der Rat befunden, daß die Gilde ihren großen Nutzen gehabt hat und von den lieben Alten zu Gottes Lob und Ehren gestiftet sei und hat die Gesetze bestätigt im Namen des Herrn, „den die heiligen Engel selber mit einem schönen und lieblichen Trisagio angesungen haben und den der liebe David auf allerlei musikalischen Saitenspiel zu rühmen befohlen hat". Urkundlich sagt außerdem der Rat der Gilde seinen Schutz zu und verspricht Strafe gegen die diesen Gesetzen Zuwiderhandelnden, wenn sie sich den Altermännern nicht unterwerfen wollen.

Die Altermänner leisteten einen besonderen Eid dahin, daß sie den jungen Amtsbrüdern mit gutem Exempel „fürleuchten" und auch der „Laden Gerechtigkeit und Clenodien" in Acht nehmen wollten; ferner daß sie „keine Finantzerey" gebrauchen wollten.

Den Altermännern standen besondere Privilegien zu. Die Ehrung bei ihrem Tode zeugt von dem pietätvollen Sinn unserer Vorfahren: Von 8 Zunftbrüdern mit schwarzen Kleidern und langen Trauermänteln sollte der Ver-

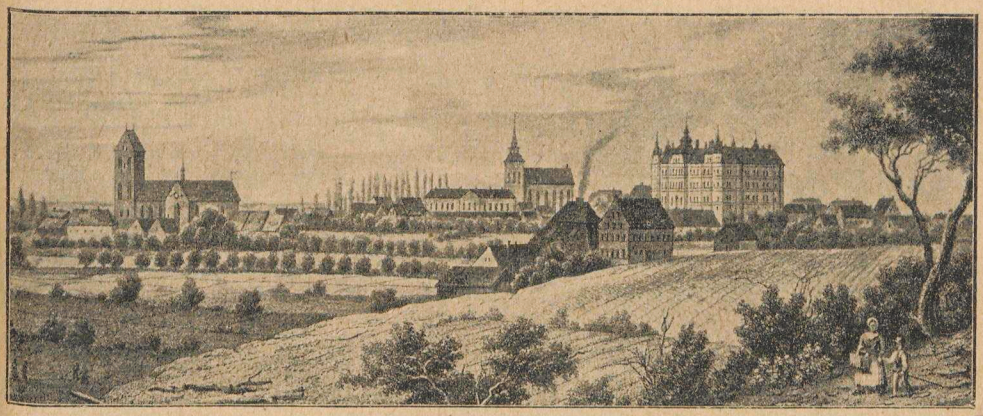
storbene „aufs beste und herrlichste angetan“ zu Grabe getragen werden, aus der Kirche sollte ihm das „Sammitten Baldecken“ auf den Sarg dargereicht und alle Glocken beider Kirchen sollten geläutet werden. Feine zierliche Kränze mußten die Frauen der Amtsbrüder auf den Sarg verfertigen und diese zum Gedächtnis in der Kirche aufsetzen. Auch die Jüngsten mußten einen Eid dahin leisten, daß sie „steiff und fest“ die löblichen alten Gebräuche halten, bei dem Kantor sich nach Aufforderung einstellen und den Altermännern Gehorsam und Ehrerbietung beweisen wollten. Die Gesetze selber bestimmen allerlei, was von der hohen Auffassung und von der Ehrfurcht vor alten Gebräuchen zeugt und den reinen Sinn der Gildebrüder hell beleuchtet. Privilegien, güldene und silberne Pfände, die silbernen Willkommen, Schale und Löffeln waren der Obacht der Altermänner anvertraut. Jährlich einmal mußten die Gesetze vorgelesen werden. Aufgenommen in die Gilde durfte nur der werden, der von Kindesbeinen auf zum Guten angewiesen ist und in der Musika geübt war. Niemand durfte in die Gilde, der die Noten nicht kannte und kein Wörtlein Latein verstand. Keiner durfte aufgenommen werden, der nicht Zeugnis von einem ehrlichen Lebenswandel ablegen und zwei Zeugen stellen konnte. Pro ingressu (für den Eintritt) mußten die Jüngsten den silbernen Willkommen austrinken. Strenge Verschwiegenheit war allen Mitgliedern geboten, wenn es sich um Heimlichkeiten der Gilde handelte. Fluchen, Schwören und gotteslästerliche Worte zu gebrauchen war bei Strafe verboten. Auf Geheiß des Kantors mußte sich jeder zu Musikübungen unweigerlich einfinden. Wenn lustige Fröhlichkeit in „Stänkerei“ verkehrt wurde und „Haderkatzen“ aufgeworfen wurden — was mal bei einem Ehrentrünklein und bei lustiger Musik vorkam —, so durften die Altersmänner die Zanksüchtigen strafen „pro delicti qualitate“. — — —

Als ich diese leges las, war es mir, als stiegen die alten Friedeländer anni 1600 wieder auf, ich sah sie beim heiteren Willkommentrunk mit silbernen Bechern, sah die goldenen Schalen blinken; hörte sie in der St. Marien mit ehrbaren Gesichtern singen vor ihrem Kantor, der meines seligen Vaters, des weiland St. Marienkantors, Züge zu haben schien, und hörte die Friedländer Glocken, wie acht Zunftbrüder einen Toten im schweren Rhythmus klagend zum Acker des Friedens in Friedland trugen, und den ehrwürdigen Pastor murmeln: Da pacem, Domine!

Anliegend die Einladung zu der außerordentlichen Versammlung des Heimatbundes in Güstrow, 14. Juni 1925.

Schriftleitung: Professor Dr. Beltz-Schwerin, Geh. Oberbaurat Pries-Schwerin.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. C. Lüttgens in Schwerin.
Druck und Verlag der Bärensprungschen Hofbuchdruckerei.



Güstrow 1842.

VEREIN DER FREUNDE DER NATURGESCH. IN MECKLENBURG

Mecklenburg.

Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg

(Landesverein des Bundes Heimatschutz.)

20. Jahrg. August 1925. № 3.

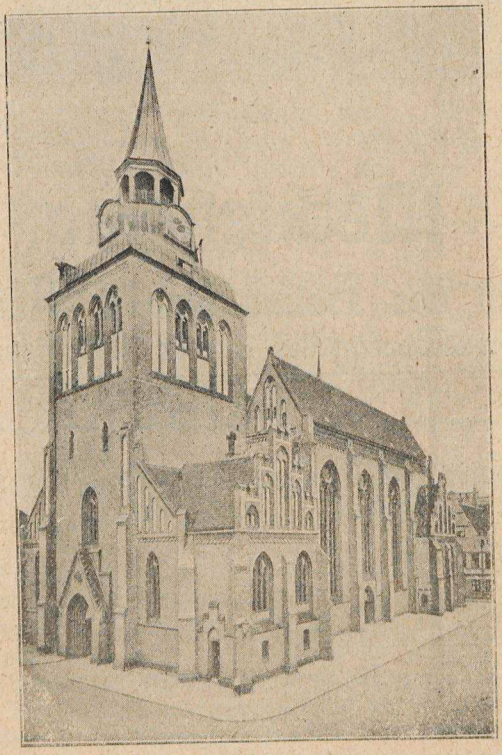
Außerordentliche Versammlung des Heimatbundes in Güstrow am 14. Juni 1925.

Nach elf Jahren hat der Heimatbund zum ersten Male wieder seine Mitglieder zu einer Versammlung außerhalb Schwerins eingeladen. Für die Wahl von Güstrow war außer der günstigen Lage maßgebend, daß der Heimatbund dort eine der Bedeutung der Stadt entsprechende Mitgliederzahl bisher nicht besaß und daher für seine Zwecke werben wollte, besonders aber, daß die hohe Stellung, die Güstrow in der künstlerischen Entwicklung des Landes einnimmt, bei weitem nicht entsprechend bekannt und gewürdigt ist und den Heimatbundmitgliedern nahe gebracht werden sollte. Die drei für das Kunstleben früherer Jahrhunderte maßgebenden kunstbildenden Faktoren, Fürstentum, Kirche und Bürgertum, haben in Güstrow gleichwertige monumentale Werke hinterlassen, und so findet sich hier eine sehr glückliche, in ihrer Art einzige Vereinigung des Kunstcharakters unserer Hansestädte und der Landeshauptstadt. Zur Einführung in diese Eigenart bot sich gerade jetzt eine treffende Gelegenheit, indem ein Kunstgelehrter, der Güstrow zu einem besonderen Studium gemacht hat, Dr. O. Gehrig (Rostock), sich dem Heimatbunde freundlichst zur Verfügung stellte. — Die Beteiligung war denn auch, auch aus der Stadt selbst, eine sehr befriedigende. Neben den alten Vertretern des Heimatschutzgedankens, unter denen wir schmerzlich den früher stets mit an erster Stelle tätigen Begründer des Heimatbundes, Professor E. Geinitz, vermißten, fanden sich viele neue Freunde, und zwar aus den verschiedensten Berufsständen, ein erfreuliches Zeichen, daß der Heimatbund und

sein Grundgedanke, daß Heimat als ein Ganzes aufzufassen ist und die verschiedensten Schutzbestrebungen in ihm ihre Vermittlung finden müssen, sich glücklich durch die schwere Zeit durchgesetzt hat und lebendig ist.

Die Ansprüche, die das Programm an die Teilnehmer stellte, waren ziemlich stark, und doch konnte nicht alles an dem einen Tage erledigt werden. Der Heimatbund wird gut tun, im nächsten Jahre, in dem Neubrandenburg in Aussicht genommen ist, wieder zu seiner alten Praxis, der Trennung des Geschäftlichen und der Besichtigungen auf zwei Tage, zurückzukommen.

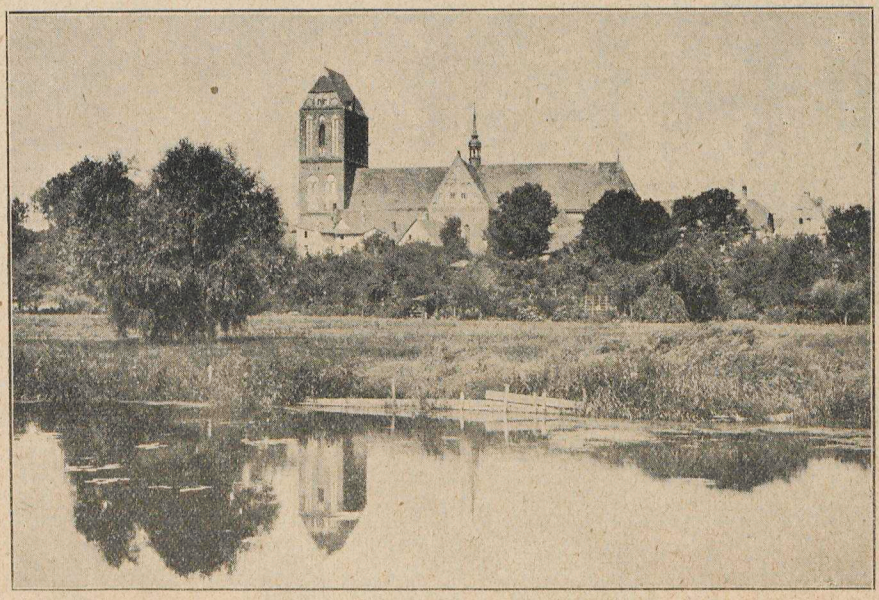
Gleich nach Eintreffen der Vormittagszüge begann die Führung des Dr. Gehrig: erst der stattliche spätgotische Hallenbau der Pfarrkirche und ihr Kleinod, der mächtigste und besterhaltene Flügelaltar des Landes mit seiner in Gold und Farbe strahlenden Fülle malerischer und plastischer Darstellungen, ein prächtiges Renaissancewerk mit Motiven ausklingender Gotik aus der Zeit um 1520, das vor 40 Jahren Friedrich Schlie in die Kunstgeschichte eingeführt hat und als ein persönliches Werk des Brüsseler Holzschnitzers Jan Bormann und des Malers Bernaert von Orley ansah, während man heute bei diesen für weithin reichende Ausfuhr hergestellten Werken ein Zusammenarbeiten verschiedener Arbeitskräfte annimmt. — Ganz anders der Dom, ein massig hingelagerter Bau aus der Kampfzeit der Neugermanisierung, dessen Siebenhundertjahrfeier im nächsten Jahre zu feiern ist und durch die Herausgabe des seit langem vor bereiteten Werkes über den Dom und seine Denkmäler gefeiert werden sollte; den Charakter haben auch spätere Änderungen nicht beeinträchtigt. Dem Gesamtbilde des Chors hat der eigentliche Kunstfürst Güstrows, der 1603 verstorbene Herzog Ulrich seinen Charakter aufgedrückt. Die prunkvollen riesigen Monumente und Epitaphien an der Südwand des Chors, von dem niederländischen Bildhauer Philipp Brandin, enthalten auch die kniende Gestalt des Herzogs, ein Werk mit ungemein lebendiger Bildung des Kopfes, wohl das feinste Porträt eines mecklenburgischen Fürsten älterer Zeit, das wir besitzen. — Ganz besonders aber fesselte uns die größte Besonderheit des Domes, die Holzschnittfiguren der Apostel an den Pfeilern des Schiffes, in Umriß und Modellierung wildbewegte, streng und höchst eigenartig individualisierte Gestalten



Pfarrkirche zu Güstrow.

größter künstlerischer Kühnheit, Dokumente der stürmischen Zeit der Reformation, anziehend auch durch das Rätsel ihrer künstlerischen Herkunft, denn eine Einordnung oder eine Feststellung des Namens ihres hochbedeutenden Schöpfers ist bis heute nicht gelungen. — An der Außenseite des Domes konnten wir mit Befriedigung bemerken, daß der originelle, in schönstem Bronzeguß gehaltene Türklopferbeschlag aus dem 14. Jahrhundert, der in reizvollster Weise einen bärtigen Bacchuskopf mit Weinlaub- und Traubenwerk und einen vorgeschichtlichen Torques (jungbronzezeitlichen Halsring), der zum Klopfer gemacht ist, vereinigt seinen Platz an der Sakristeitür wieder erhalten hat.

So blieb denn gar zu wenig Zeit für das herrliche Schloß, Herzog Ulrichs Werk, und wir mußten uns mit einem raschen Blick begnügen und Andeutungen

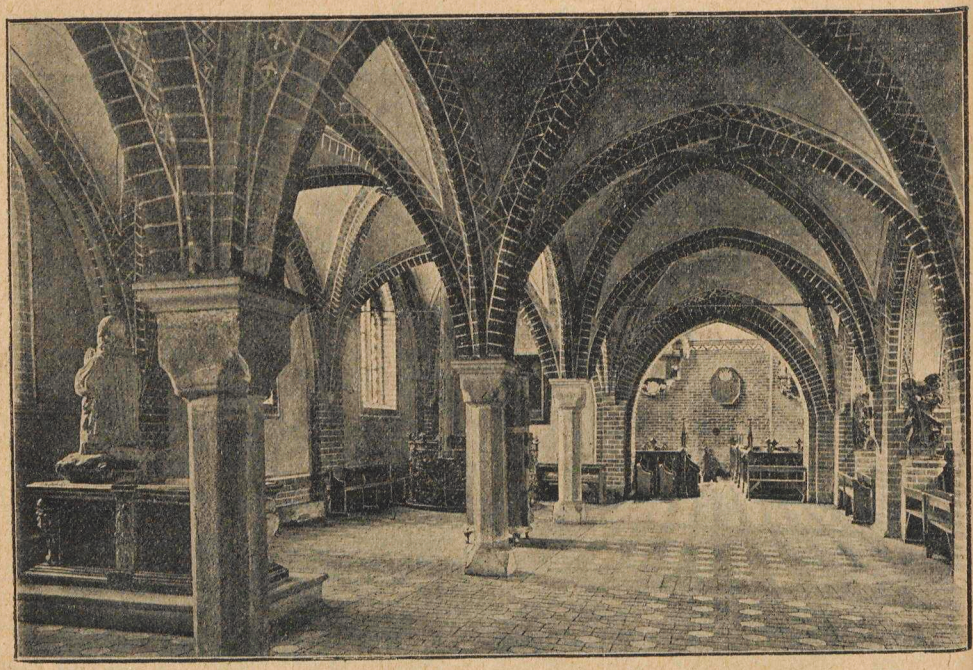


Der Dom zu Güstrow.

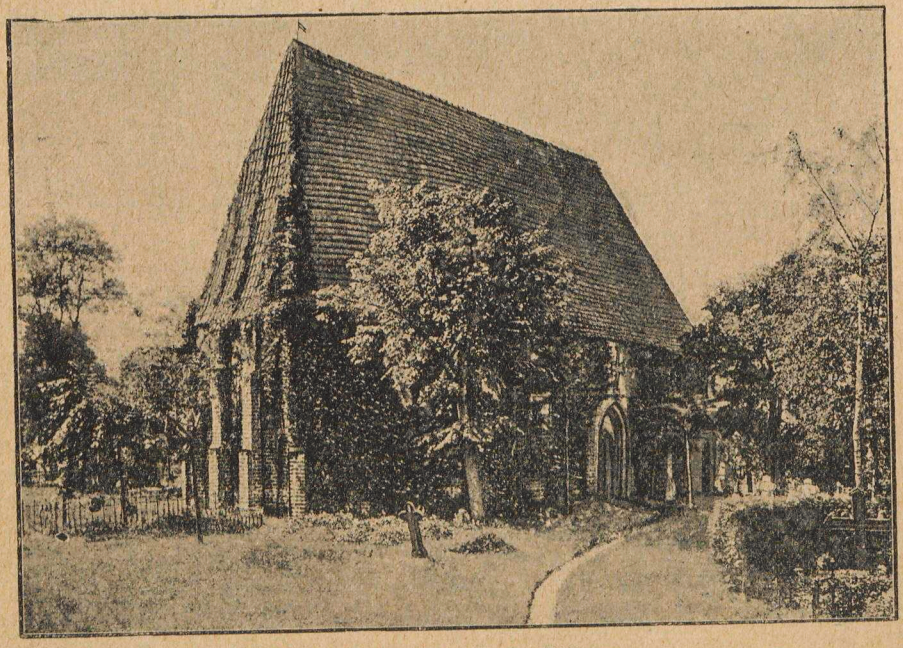
über die zahlreichen Probleme, die sein Bau birgt, und deren Fäden G. Gehrig klargelegt hat, den Anteil der beiden Baumeister Franz Parr und Philipp Brandin, die Stellung des Schlosses im allgemeinen Baugetriebe jener Zeit fürstlicher Repräsentationsbauten und anderes mehr, dem nachzugehen das großartige Werk reizt.

Auch die Privathäuser, unter denen besonders das Schauenburgsche Haus am Domplatz die Aufmerksamkeit anzog, konnten nicht ihrer Bedeutung entsprechend berücksichtigt werden. Der nächste Programmpunkt, das gemeinsame Mittagessen im Erbgroßherzog, forderte sein Recht.

Unmittelbar daran anschließend ging es wieder an die Arbeit. Es folgten in dem kleinen Saal des Erbgroßherzogs die Vorträge. Studienrat Dr. Stahl (Schwerin) gab ein Lebensbild von Eugen Geinitz, von seinem äußeren Leben und besonders seinem Wirken. Die selbstlose Zurückhaltung des ausge-

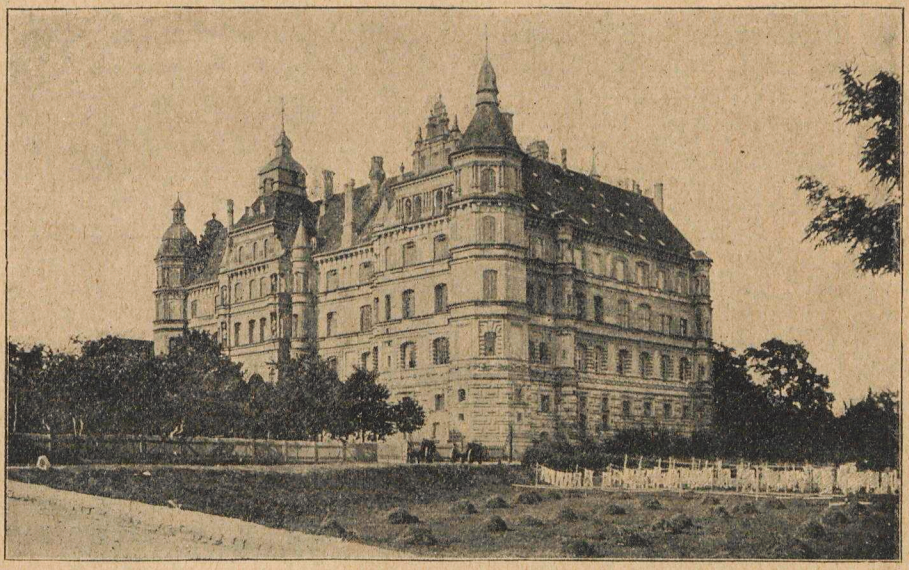


Blick in die nördliche Halle des Doms.



St. Gertruden-Kapelle in Güstrow.

zeichneten Mannes hat bewirkt, daß dieses Wirken in seiner Bedeutung für das ganze Land nicht annähernd genug bekannt geworden ist. Der von der persönlichen Wärme des dankbaren Schülers durchzogene Vortrag zeigte uns Geinitz als den Entdecker unseres Bodens und stellte dar, wie er in rastloser, gradliniger, zielsicherer Tätigkeit, die sich über 47 Jahre erstreckt hat, sein Lebenswerk bis zu dessen Abschluß in der 1922 erschienenen „Geologie Mecklenburgs" vollenden konnte. — Sodann faßte Dr. Gehrig die Beobachtungen des Vormittags unter Hinzunahme von Parallelerscheinungen zu einem Gesamtbilde der Kunsttätigkeit in Güstrow zusammen, das er bis zur Gegenwart (Barlach) erweiterte; in schlicht klarer Darstellung eine eindringende Abwägung der hier liegenden künstlerischen



Das Schloß in Güstrow.

Fragen, die vielen der Anwesenden neue Werte erschlossen und auch denen, die mit dem Stoff vertrauter waren, neue Ausblicke und Zusammenhänge vermittelt hat.

Aber dann waren wir erledigt. Die Hitze des für die Lichtbilder verdunkelten Saales drückte, und wir sehnten uns in das Freie. So mußte ein Punkt des Programms ausfallen, der besonders fruchtbar hätte werden können, die Aussprache über Tätigkeit und Aufgaben des Heimatbundes. Die geänderten Verhältnisse führen zu neuen Aufgaben oder rücken alte, zurückgestellte in den Vordergrund. Dahin gehört z. B. die Erhaltung des Landschaftsbildes, wohin auch die Pflege unserer zum Teil arg vernachlässigten oder mißhandelten Baumanlagen an den Chausseen und Wegen fällt; im wesentlichen haben wir uns bisher mit der Pflege der einzelnen Denkmäler, der Natur wie Kultur, beschäftigt. Das alles und noch weit mehr wird eine nicht zu ferne Wiederholung der Zusammenkunft nötig machen, und der Wunsch, in diesem Jahre wenigstens noch einen Ausflug zu unternehmen, war allgemein. Dieses Mal konnten wir es nur in persönlicher Unterhaltung behandeln auf einem Spaziergang nach der Siedlung

Dettmannsdorf, von deren fröhlichem Gedeihen alle Heimatfreunde mit größtem Interesse Kenntnis genommen haben. Wir dürfen verraten, daß zum Schluß unentwegte Heimatschutzfreunde ihr Interesse am Heimatlichen auch an dem seltsamen, eigenartigen Güstrower Getränk, dem Kniesenack, betätigt haben.

Bz.

Die mecklenburgischen Volkstrachten *).

Von R. Wossidlo.

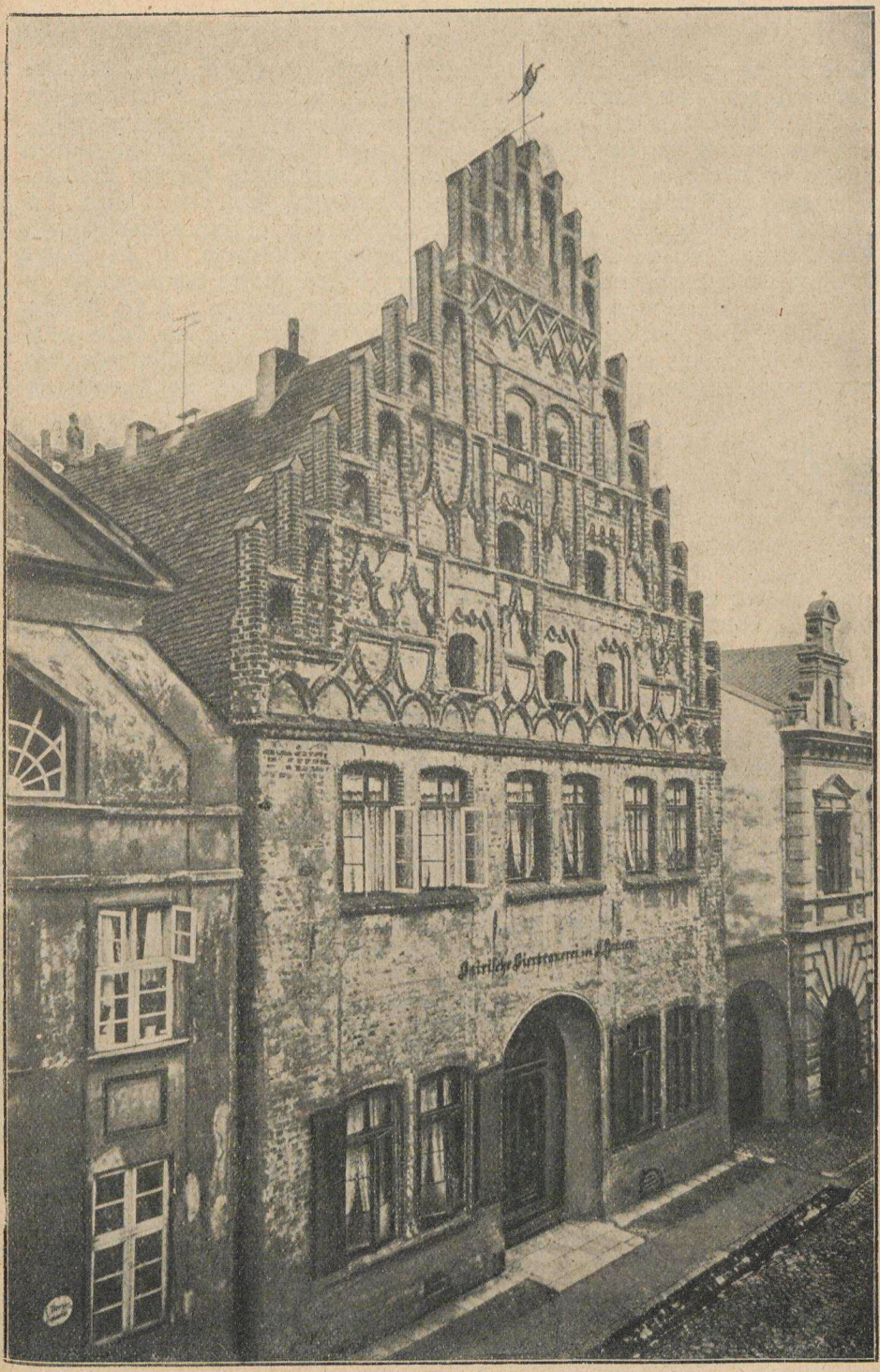
Daß über dies Gebiet der Heimatkunde, wie mir die Erfahrungen der letzten Jahre gezeigt haben, in weitesten Kreisen sehr unklare Vorstellungen herrschen, findet darin seine Erklärung, daß auch bei uns in Mecklenburg, wie in vielen anderen deutschen Gauen, die alte ländliche Tracht bis auf kümmerliche Reste ausgestorben und fast nur noch in den Truhen der Bauernfrauen und in den Museen zu finden ist. Vor etwa dreißig Jahren zählte ich im Dorfe Bülow bei Rehna noch siebzehn Frauen, die noch an der alten Tracht festhielten. Als ich 1923 wieder Umschau hielt, war die Volkstracht nahezu völlig verschwunden. Ähnlich ist es überall.

Die Ursachen für dieses von vielen bedauerte Verschwinden der alten malerischen Tracht, die früher so viel Farbe und fröhliche Buntheit in das Volksleben brachte, sind mannigfacher Art. Zu dem durch das schnelle Emporblühen der Textilindustrie hervorgerufenen Niedergang des Flachsbaues gesellten sich die Unbequemlichkeit mancher Trachtstücke, das Aussterben der alten Frauen, die in der Anfertigung der Tücher, Hüte usw., im Reinigen und Wiederherstellen der Haubenstriche geübt waren, und das Eingehen der alten Geschäfte, die die von auswärts bezogenen Stoffe, die bunten



Haus Schauenburg am Domplatz in Güstrow.

*) Die Arbeit erschien zuerst in der Mecklenburgischen Tageszeitung (Güstrow) in der Nummer vom 10. Mai d. J. als Einführung in die Trachtenschau des Landfrauen-Verbandes.



Haus Brauer Hansens, Güstrow, Mühlenstr. 48.

Bänder usw. geführt hatten. Das Entscheidende aber war, wie stets in solchen Dingen, die Entwicklung der sozialen Verhältnisse, das Schwinden des bäuerlichen Selbstgefühls, des Standesbewußtseins, das eintreten mußte, als die trennenden Schranken zwischen Stadt und Land gefallen waren, um so mehr als der städtischen Kultur jedes Verständnis für die Eigenart ländlichen Volkstums fehlte. Der Bauer verlernte den alten Stolz, sich schon durch die äußere Erscheinung als Bewohner einer bestimmten Gegend kenntlich zu machen. Als dann die Bauerntöchter anfingen, in die Städte hineinzuheiraten, machte sich bei den Müttern die erklärliche Scheu geltend, in der fremden Stadt durch die Volkstracht Aufsehen zu erregen und sich Belästigungen auszusetzen. Zuletzt kam es so weit, daß den Leuten auf dem Lande selbst die alte Tracht als ein Wahrzeichen der eigenen Rückständigkeit erschien, das gut genug sein mochte, auf städtischen Maskenbällen gaffende Neugier zu befriedigen.

Heute — bei der aus der Not unseres Volkes geborenen Vertiefung der Heimatliebe und dem Wiedererstarken des bäuerlichen Kraftgefühls — hat man anders zu empfinden gelernt. Und gerade aus bäuerlichen Kreisen heraus ist, wie bekannt sein dürfte, eine Bewegung entstanden, die die alte Tracht, wenigstens als Festtracht wieder lebendig machen will. Erstorben ist ja auch, zumal im Südwesten, die alte Hausweberei noch nicht. Um aber bei diesem Streben Fehler zu vermeiden und mit voller Sicherheit prüfen zu können, wie weit man das durch die Überlieferung geheiligte Alte bewahren oder zeitgemäße Änderungen vornehmen will, muß man zunächst Klarheit über alle Einzelheiten der alten Tracht zu gewinnen suchen.

Die Trachtenforschung

freilich ist bei uns in Mecklenburg wie überall in Deutschland noch bei weitem nicht abgeschlossen. Von den Schwierigkeiten, die sich hier in den Weg stellen, macht sich der Fernstehende kaum eine Vorstellung. Ein schweizerischer Forscher hat die Trachtenforschung als das schwierigste Gebiet der ganzen volkskundlichen Wissenschaft bezeichnet. Da gilt es, durch immer wieder erneute Umfragen festzustellen, wie sich in jeder einzelnen Gegend die Tracht der Frauen von der der Mädchen, die der verheirateten Männer von der der jungen Burschen unterschieden hat, ob es eine besondere Tracht der Kinder, der Konfirmandinnen, der Dienstboten, der Schäfer usw. gegeben hat, inwieweit die Alltagstracht von der Festtracht abwich — und diese wieder von der Brauttracht, der Kirchentracht, der Abendmahlstracht, der Trauertracht (und zwar bei Volltrauer und Halbtrauer), wie es gehalten ward, wenn ein Mädchen von einem Trachtenbezirk in einen anderen hineinheiratete, und weiter: welche mundartlichen Bezeichnungen die einzelnen Stücke führten, welche Stücke im Lande angefertigt worden sind und von wem und zu welchen Preisen, und welche von auswärts bezogen wurden usw.

Die Frage, wie alt die ländliche Volkstracht in Deutschland ist, in welchem Umfange der Einfluß modischer Vorbilder der Städte wirksam war, ist im letzten Jahrzehnt viel erörtert worden, ohne daß man zu festen Ergebnissen gekommen wäre. Die heute vielfach nachgesprochene Anschauung, daß die Volkstrachten im allgemeinen jung seien und keinesfalls über das sechzehnte Jahrhundert zurückgehen, teile ich nicht. Bei uns in Mecklenburg freilich ist die geschichtliche Trachtenforschung besonders schwierig, weil es an alten Nachrichten fehlt. Der Rostocker Prediger Nikolaus Gryse, der uns in seinen um 1600 herum erschienenen

Werken viel wichtige Nachrichten zur Kulturgeschichte unseres Landes bringt, sagt über die ländliche Volkstracht nichts, soviel er auch gegen städtische Modenarrheiten eifert. Auch Mantzel in seinen für die Kenntnis unserer Mundart so aufschlußreichen „Bützower Ruhestunden" läßt uns im Stich. Die ältesten Berichte, die mir zu Gesicht gekommen sind, stammen aus den Jahren 1780—90. Wenn man damit die Schilderungen vergleicht, die uns Mussaeus und Masch 1836 im zweiten Jahrgange der Jahrbücher des Schweriner Geschichtsvereins, Lisch in seinem 1842—45 erschienenen, mit Trachtenbildern geschmückten Werke „Mecklenburg in Bildern", und Fromm 1860 in seinem Buche „Mecklenburg" gegeben haben, — und dazu wieder die Tracht der letzten Jahrzehnte hält, wie sie aus den noch heute vorhandenen Resten (unter denen übrigens die Stoffnot der letzten Kriegsjahre stark aufgeräumt hat) erkennbar ist oder aus den Angaben alter Leute erschlossen werden muß: so gewahrt man, daß innerhalb der einzelnen Bezirke allerlei erhebliche Veränderungen vorgegangen sind. Auch die Volkstracht ist eben nichts Starres, Unverrückbares, sondern wie alles echte Volkstum in steter, lebendiger Bewegung. Auf diese Veränderungen kann ich hier natürlich nicht eingehen. Ich muß mich im Wesentlichen auf die Arbeits- und Festtracht der letzten Jahrzehnte beschränken.

Da müssen wir zunächst unterscheiden zwischen der

allgemeinen ländlichen Tracht,

wie sie im größten Teile des Landes in den Kreisen der Bauern und Tagelöhner getragen worden ist, und der scharf ausgeprägten Sondertracht einzelner Bezirke. Wir beginnen mit der ersteren.

Die Männertracht (Hose, Weste, Jacke und Kittel) war überwiegend aus selbstgewebtem Linnen hergestellt. Bei starker Kälte wurden mehrere Hosen übereinander gezogen und eine Jacke aus Flanell oder gröberem Wollzeug angelegt. Bei Festen und bei der Ernte wurde statt der grieslinnen die wittfläßen Bücks getragen. Getanzt wurde von den jungen Leuten in der bunten, roten oder blauen, vielfach auch quergestreiften Weste und in Hemdsmaugen; die Ärmel des Tanzhemdes pflegten aus feinerem Leinen hergestellt zu sein. Die Bauern alten Schlages trugen Schnallenschuhe, weiße Strümpfe, Kniehosen (vielfach bei der Arbeit mit einer Überhose), und über der farbigen Weste den Schlippenkittel, der wegen seiner Länge die Scherznamen: Hessenläger, Dausleper oder Slangengriper führte. Dieser Leinenkittel war bei den Tagelöhnern meist ungefärbt-grau, bei den Bauern schwarz oder blau gefärbt. In einzelnen Gegenden, z. B. bei Dargun, sind aber auch weißgebleichte Kittel getragen worden, wie sie in Westfalen teilweise noch heute üblich sind: Lisch hat die Vermutung ausgesprochen, daß diese Tracht am Ende des zwölften Jahrhunderts von westfälischen Kolonisten ins Land gebracht worden sei. Zur Kirche pflegte der Bauer einen dunklen, wollenen Rock anzulegen. Als Kopfbedeckung diente in vielen Gegenden auch bei der Arbeit der Zylinder. Ich selber habe auf einer meiner ersten Sammelfahrten in Dewitz bei Stargard die Ossenhoeker mit einem grauen Zylinder haken sehen. Im Winter wurde meist die Pelzmütze (rug' Klott), im Hause und beim Dreschen die Zipfelmütze getragen.

Die Frauen trugen eigengewebte buntstreifige Beiderwand-Röcke oder Warpröcke (Worpröck) mit einem Saum von Sammet oder Seidenband. In Neustadt ward mir von einem Alten erzählt, daß man nach alter Überlieferung bei den jungen Mädchen früher an der Zahl der Bandstreifen, die auf den Rock auf-

genäht worden seien, die Höhe der Mitgift habe erkennen können — wie im Nassauischen an der Zahl der Querfalten im Strumpf. Über die Jacke wurden bei Festen bunte, wollene oder seidene Tücher geschlungen, zum Abendmahl ward ein weißes, reichgesticktes Mulltuch umgelegt. Zum Tanz und bei der Ernte wurde die kortarmelsch Jack (zuletzt mit Puffärmeln) bevorzugt. Die stets bis oben geschlossene, niemals mit Litzen geschnürte Sammetbluse (ohne Halsausschnitt) war auf Hofdörfern die Tracht der Stubenmädchen usw., ist aber hie und da auch von Bauerntöchtern getragen worden. Kinder trugen ganze Warprock-Anzüge, niemals Sammetblusen.

Den Kopf bedeckte für gewöhnlich die aus Reuter bekannte selbstangefertigte Dreistückt-Mütz, vielfach aus Nesselleinen, dann „Kohlslup" genannt. In bloßen Haaren sich auf der Dorfstraße sehen zu lassen, galt für unschicklich. Zur Fest- und Kirchtracht gehörte die mit Glasflüssen oder Gold- und Silberlitzen reich verzierte Blankmütz, der wegen des vorne weit vorstehenden weißen Striches allerlei Spottnamen gegeben wurden (Windklöwer, Himmelsfechter, Planwagen, Wagenrad, grot Sünn' u. a. m.). Das Waschen des Striches wurde von alten Näherinnen in den kleinen Städten besorgt. Solche Mützen sind bis in die neueste Zeit hinein von den Frauen im Lübzer Sophienstift sowie von den Dienstmädchen der Klosterdamen in Dobbertin und Malchow getragen worden. Die Mütze der Konfirmandinnen war nicht mit Glasflüssen usw., sondern mit gepufften Bändern und kleinen Blumenkränzen verziert. In der Kröpeliner Gegend wurde bei der Ernte eine solche blanke Mütze ohne Strich getragen, die dann drög' Mütz genannt wurde. Die Mützen weisen in den einzelnen Gegenden sehr verschiedene Muster auf; die des Südwestens z. B. (in der Gegend von Lübz bis Dömitz) heben sich scharf von der übrigen Masse ab. Sie zeichnen sich auch dadurch aus, daß hier die von den dienenden Mädchen getragenen Mützen einen in der Mitte des den Hinterkopf bedeckenden „Köppels" angebrachten schwarzen Längsstreifen aufweisen mußten. Eine große Zahl solcher Blankmützen habe ich nach Schwerin geliefert, einige sind von großer Schönheit. Frauen trugen bei der Erntearbeit den seiner Form wegen Pierkopp genannten Strohhut, der bei jüngeren Frauen innen bunt, oft rot gefüttert und mit farbigen Bändern verziert war. Später ist dann der „Flunkerhoot" (Helgoländer) aufgekommen.

Sondertrachten

vermögen wir für Mecklenburg-Strelitz, d. h. für das Land Stargard, nicht mehr nachzuweisen. Über die „Ratzeburger" Tracht wird bei der „Rehnaer" zu handeln sein. Mecklenburg-Schwerin hat fünf Sondertrachten: eben die Rehnaer, dann die Biestower, die Zeppeliner, die Warnemünder und die Poeler Tracht. Die Frage, wie solche Trachtengrenzen zu erklären sind, ist sehr schwer zu beantworten. Der Einfluß der Klöster, der von Trachtenforschern z. B. für Pommern und Rügen geltend gemacht worden ist, scheint auch bei uns zulande wirksam gewesen zu sein.

Unter „Biestower Tracht" versteht man die Tracht der „swartbückſten" oder „wietbückſten" Bauern, wie sie in dem nach der Tracht benannten „schwarzen Ort", d. h. im Kirchspiel Biestow, in Gr. und Kl. Schwaß, Wilsen, Stäbelow, Buchholz, Gr. und Kl. Bölkow, Grenz und anderen Dörfern der Rostock—Schwaaner Gegend üblich war. Eine ähnliche Tracht, mit nur geringen Abweichungen, begegnet uns in der Doberaner Gegend, im sogenannten Hägerort.

Die Männer tragen halblange Stiefel (im Hägerort auch Schnallenschuhe) mit weißen Strümpfen, und die weite sogenannte Zingelbücks (so genannt wegen

der ledernen Schleife, die am Knie herabhing — im Hägerort war die Hose statt des Zingels mit blanken Knöpfen verziert), die ohne Hosenträger nur durch zwei große Messingknöpfe gehalten ward, mit der sehr großen Furrick-Tasche und einer kleineren Bifick. Die Weste (Bostdook) ward über den Kopf gezogen (deshalb auch Krup-in genannt); sie war mit einer dichten Reihe von silbernen Knöpfen besetzt, Elemudderknöp genannt, weil sie von den Vorfahren ererbt zu sein pflegten. Den Abschluß bildete eine schwarz-weiß- oder grün-gestreifte Jacke aus Foderdok oder Laken, um den Hals war ein großes Tuch zweimal herumgeschlungen, das vorne geknotet ward. Den Kopf bedeckte ein niedriger runder Filzhut mit einer Schnur, die bei Unverheirateten weiß, bei Verheirateten schwarz war. Bei der Arbeit wurde eine Mütze mit lederner Schute, im Hause die Klingenhüll aufgesetzt. Zur Kirche trug der Bauer, wenigstens seit etwa 1850, einen Tuchrock mit steifem Kragen, im Hägerort meist den schwarzleinenen Kittel mit boomsiden Unterfutter.

Die Frauen trugen Schnallenschuhe mit hohen Hacken, denen, wenn es etwas gelten sollte, z. B. vor der Fahrt zum Rostocker Pfingstmarkt, mit Rotstein der nötige Glanz verliehen wurde. Dazu früher stets (außer bei Trauer) blutrote, mit Cochenille gefärbte Strümpfe, in die ein Blumen-, eine Windmühle o. ä. darstellender Zwickel hineingestrickt war. Der Oberrock, Sonntags schwarz, sonst meist rot gestreift, war sehr faltenreich: nägenunnägentig Falten hüren to 'n richtigen Frugenrock, ward im Scherz gesagt. Bei Festen legten die Frauen mehrere Röcke übereinander an, oft fünf bis sieben, die auf einem am Leibchen befestigten, mit Hede ausgestopften Wulste aufgehakt wurden. Eine „Biestower" Braut mußte nach altem Herkommen am Hochzeitstage drei Röcke tragen, die ungleich lang waren, so daß die verschiedenfarbigen Säume sämtlich sichtbar waren. Die bunte Schürze war groß, später wurden kleine, aus England bezogene seidene Schürzen bevorzugt. In das vorne offene Leibchen (Bindlief) wurde ein sogenanntes Bostbrett oder Bösschen gesteckt, das aus einem auf steifer Pappe befestigten, mit Verzierungen benähten Zeugstück bestand. Über das Bindlief wurde die Jacke (Jop) gezogen, aus boomsiden Stoff mit rotem Futter hergestellt, mit einem Aufschlage an den Ärmeln, der mit sechs prinzmetallenen Knöpfen verziert war, hinten mit reichem Faltenwurf versehen. An den beiden Brustseiten sah ein himmelblaues, seidenes Band hervor. In jüngerer Zeit haben junge Mädchen ohne Jacke in Hemdsmaugen getanzt. Über die Jacke wurden mehrere Brusttücher gelegt, in alter Zeit wollene, später aus England bezogene seidene, das kleinste nach oben, dieses meist schwarz, mit bunten Rosen bestickt. Zur Festtracht gehörte noch ein schwarzer, auch im heißesten Sommer getragener Muff, aus dem zwei kleine Tücher, ein mit Namenszug besticktes weißleinenes und ein rotbuntes, hervorsehen mußten, und schwarze, auf der Oberseite bunt ausgenähte Handschuhe. Die Frauenmütze, „Hüll" genannt, von der „Hüllenmakersch" angefertigt, war stets dunkelfarbig, hinten mit einem perlenbestickten Beutel, in den das Haar, die Birs', hineingesteckt ward. Das hinten ziemlich lang herabhängende taftseidene Band, der „Start", war immer schwarz. Über der Hüll wurde ein kleiner Strohhut getragen, der wegen seiner sehr eigenartigen Form den Namen Schüffelhoot führte. Das Stroh ward unmittelbar nach der Blüte des Roggens oder Weizens geschnitten und von den Frauen mit dem Gnidelstein geplättet und zu sogenannten Flechtels gebunden, aus denen dann von den Höd'makerschen der Hut hergestellt wurde. Auf dem Pfingstmarkt wollte jede Bauerfrau sich in einem neuen Hute zeigen.

Diese allen bunten Zierrat verschmähende Tracht, die der Trägerin den Anschein großer Würde gibt, war die Lieblingstracht Friedrich Franz des Zweiten, der bei dem auf das Bauernrennen folgenden Feste auf dem Doberaner Kamp oft mit „schwarzen" Bauern-Frauen und -Töchtern getanzt hat. Der Begründer der heimischen Altertumsforschung, Archivrat Lisch, wollte diese Tracht zuerst auf die wendische Zeit zurückführen; später hat er sie für eine Hinterlassenschaft der deutschen Kolonisten erklärt, die unser Mecklenburg nach Unterwerfung der Wenden besiedelten. Dr. Folkers hat neuerdings darauf hingewiesen, daß der Bezirk dieser schwarzen und hägerortschen Tracht sich zugleich durch Eigentümlichkeiten im Hausbau auszeichnet. Sehr merkwürdig ist endlich eine offenbar alte, von mir in der Doberaner Gegend aufgefundene Überlieferung, die den ernsten Charakter dieser Tracht darauf zurückführt, daß sie von der Bevölkerung als Zeichen der Trauer aegelegt worden sei, als ein von seinen Untertanen geliebter wendischer Fürst von dem Bruder seiner Frau ermordet sei.

„Rehnaer Tracht" (Reihnsch Dracht) nennt man die Tracht, die in den um Rehna herumliegenden Dörfern und — mit kleinen Abweichungen — auch in den angrenzenden ratzeburgischen Kirchspielen Demern und Carlow getragen ward; unter „Ratzeburger Tracht" (im Volksmunde „Strelitzer Dracht") versteht man die Tracht der übrigen Teile des Fürstentums.

Die Männertracht, wie Lisch sie noch im Bilde vorführt (Schnallenschuhe, Kniehose, kurze Jacke mit silbernen Knöpfen, runder Hut) ist fast ganz verschollen. Ich sah nur noch einige Bräutigams-Westen, die wegen ihrer großen Schönheit aufbewahrt werden; beim Tanz wurden von den jungen Bauersöhnen Sammetwesten getragen.

Die Frauentracht war bei der Arbeit aus bedrucktem Kattun, sonst wurde im Hause die wollene „Pie" (d. h. Rock mit Mieder in einem Stück), mit schwarzem Sammet besäumt, getragen. Zur Festtracht gehörten zunächst Lackschuhe mit oder ohne Spangen und weiße Strümpfe. Im Winter und bei schlechtem Wetter und nassen Wegen wurden zum Schutze richtige Stiefel mit eingebranntem Schaft über die Schuhe gezogen. Der braune oder schwarze Rock der Festtracht ist bei der Rehnaer Tracht kurz, erheblich kürzer als bei der Ratzeburger (die Bezeichnung „de Kortröckten" war als Spottname üblich); die Röcke der Kirchspiele Demern und Carlow hielten die Mitte. Das Mieder (Bostlief) war tief ausgeschnitten, tiefer als bei der Ratzeburger Tracht, und trug oben an der Achsel einen kleinen Wulst, der im Ratzeburgischen fehlte. Rock und Bostlief waren von buntgewebten Atlas- oder Brokatbändern umsäumt, die von auswärts (meist von Annaberg in Sachsen) bezogen wurden. Beim Tanz legten die jungen Mädchen kein Bostlief, sondern nur die ärmellose, oft mit buntem Sammet besetzte Pie an, darunter ein „Oberhemd" mit langen Ärmeln, deren Queder vielfach rotgestickt war. Die Schürze war bei der Festtracht von schwarzer Seide oder Atlas; Moiré-Schürzen galten als die feinsten. Unter der Schürze wurde bei Stadtfahrten eine reich gestickte Geldtasche getragen.

Den Kopf bedeckt bei jungen Mädchen in der Rehnaer Tracht stets die rote Haube, „Stiertmütz" genannt wegen der langen Bänder, die hinten herabhängen. Die auch im Hause getragene Mütze der Frauen ist schwarz. Bei der Ratzeburger Tracht finden wir statt der roten Mütze die aus vergoldeten Kupfer- oder Silberdrähten gewirkte Goldhaube, immer „Hüll" genannt, bei der statt der Bänder hinten im Nacken eine Spitze herabfällt. Bei der Rehnaer Mütze liegt der über der Stirn eingenähte weiße Strich nach vorne, so daß das Haar des Scheitels

sichtbar ist, dabei muß das Haar im Knoten auf dem Kopfe liegen, sonst sitzt die Mütze nicht fest. Bei der Ratzeburger Hüll wird der Strich, außer beim Begräbnis, nach hinten zurückgeschlagen. Über Mütze und Hüll wird der bei Regenwetter noch durch ein weißes Tuch geschützte Strohhut gesetzt, der, bevor man zur Kirche geht, beim Kaufmann abgelegt wird. In älterer Zeit ist „in Hoot und Hüll" getanzt worden.

Den besonderen Reiz geben der Rehna-Ratzeburger Tracht die reich-gestickten Brusttücher. Der Grundstoff ist meist schwarz, mitunter auch grau oder grün, bei jungen Mädchen auch rot. Die meisten Tücher sind aus Wullsid'; reine Seide vermochte die z. T. schwere Perlen- und Chenille-Stickerei nicht recht zu tragen. Die „Flitterdök" (so heißen die mit kleinen runden Metallplättchen verzierten Tücher) sind auf das Gebiet der Ratzeburger Tracht beschränkt. Die Tücher wurden mit Hilfe eines Rahmens von geübten Stickerinnen (Witwen, alten Jungfern usw.) ohne Benutzung von Musterbüchern gestickt; der Preis ging bis zu zwölf Talern hinauf. Oft wurden nur die besonders schwierigen großen Rosetten von der Stickerin angefertigt, während das übrige von den Frauen und Mädchen selbst hergestellt wurde. War die Stickerei vollendet, so wurde das Tuch auf der Rückseite mit Stärke gebürstet und dann geplättet. Vielfach sind die Tücher sogenannte „Doppeltücher", bei denen die eine Kante farbig, die andere weiß bestickt ist: letztere wurde sichtbar getragen, wenn ein Trauerfall in der Familie eingetreten war. Eine größere Zahl solcher Tücher habe ich ans Schweriner Museum abgeliefert; viele andere sind im Besitz des Schönberger Museums. Erstaunlich ist die feine Harmonie der Farben, die von einem ausgebildeten Geschmacke zeugt, der manchen überraschen mag. Rot und grün überwiegen; blau tritt ganz zurück. Die Art, wie diese Brusttücher der Rehna-Ratzeburger Tracht anzulegen sind (darin wird bei den entliehenen Trachten oft gefehlt), hat Fr. Buddin, der verdiente Leiter des Schönberger Museums, im Schönberger Kalender für 1921 genau geschildert.

Neben diesen gestickten Brusttüchern sind aber von den Frauen in der Rehnaer Tracht auch ungestickte Tücher von blauer Seide oder rotem Atlas, und zwar entweder allein oder über dem gestickten Tuche, und auch Musselin-Tücher getragen worden. Kinder haben niemals gestickte, sondern einfachere Tücher getragen. Auf Wagenfahrten und im Winter wurde ein warmes wollenes Umschlagetuch um die Schulter gelegt.

Die Tracht war in alter Zeit auch für die Dienstboten verbindlich. War das Mädchen zu arm, sich die Tracht anzuschaffen, so wurde ihm von der Bauerfrau eine abgetragene Tracht überwiesen, deren Wert dem Mädchen dann allmählich vom Lohn abgezogen ward.

Diese Tracht ist besonders kleidsam. Alte Leute haben mir oft das glanzvolle Bild geschildert, das früher die Gotteshäuser an Festtagen dargeboten haben. Ein Handwerker erzählte mir, daß er als Knabe 1877 vom Chor der Rehnaer Kirche aus 112 Bauernfrauen und -Töchter in der Tracht gezählt habe.

Die „Zeppeliner Tracht" wurde in Zeppelin und den umliegenden Dörfern getragen, die früher zum Domstift Bützow gehörten.

Die Männer trugen die Kniehose (Knarrbücks oder Knallbücks), in der alten Zeit gleichfalls ohne Tragbänder, eine bunte, rutige, d. h. rautenartig gestreifte Weste, darüber Alltags eine blaugaschen Jop, Sonntags die grün- oder rotbunte Jacke oder den schwarzen Leinenkittel.

Die Frauen trugen Hackenschuhe mit Metallspangen, die beim Tanze klapperten, einen buntgestreiften Rock mit Sammet- oder grünem Seidenband, eine vorne zugebundene bunte Schürze, über der Jacke ein Tuch von Wolle oder Musselin, darüber oft ein kleines, feineres Tuch, das gleichfalls wie in Biestow mit Rosen verziert war; zum Tanz ein fläßen Gewerhemd, mit Vögel- und Blumenstickerei. Charakteristisch aber für die Zeppeliner Tracht ist die eng an den Backen anliegende Frauenmütze, „Backenmütz“ oder „Schwummse“ genannt. Sie war bei jungen Mädchen von rotem (oder grünem) Damast und mit elf Ellen grünem (oder rotem) Band besetzt, das beim Tanz, bei Festen und beim Kirchgang lang herabwallte, im Hause aber und bei der Arbeit um die Mütze herumgelegt und mit Nadeln festgesteckt ward. Frauen trugen eine schwarze Swummse, bei der an den Schläfen ein kleiner weißer Battiststreifen, die sogenannte „Huw'“, hervorsah. An dieser Swummse ist in Zeppelin selbst lange festgehalten worden; eine solche Mädchenhaube habe ich nach Schwerin überweisen können. In den anderen Dörfern ist man schon früh zur Strichmütze übergegangen, die hier den Namen „Karrmütz“ führte, weil der vorstehende Strich vorne in der Mitte eingekerbt war.

Bei der Warnemünder Tracht zeichnet sich die Frauenhaube durch besondere Feinheit der Stickerei aus (meist in roter und grüner Seide auf schwarzem Untergrund). Die Brusttücher und ebenso die Umschlagetücher waren in den letzten Jahrzehnten stets ungestickte Seidentücher, die von den Kapitänen aus England mitgebracht wurden. Die großen, wertvollen Tücher wurden vorne kreuzweise übereinandergeschlagen und hinten im Rücken zusammengeknotet.

Zur Poeler Frauentracht gehörten nach einer Schilderung vom Jahre 1863 schwarzlackierte Schuhe, helle Strümpfe, kurzer Rock, ziemlich weit ausgeschnittenes Mieder, wollenes, hellbuntes Brusttuch und die Strichmütze.

Einiges aus der plattdeutschen Wortkunde.

Einleitung einer Besprechung darüber in der Ortsgruppe Parchim des Heimatbundes Mecklenburg am 19. Februar 1925,

von Werner Mohr, Parchim.

Wir haben den heutigen Abend zu einer Unterhaltung über plattdeutsche Wörter angesetzt, und ich möchte unsere Besprechung durch einige Ausführungen einleiten.

Ich sammle plattdeutsche Wörter, von denen ein verwandtes gleicher Bedeutung im Hochdeutschen nicht vorkommt, außerdem seltene und merkwürdige plattdeutsche Wörter. Bevor ich eine Auswahl von diesen vorlege, will ich kurz die Stellung der plattdeutschen Sprache im System der Sprachen angeben.

Die Lehrbücher scheiden die Sprachen der Erde in drei Klassen.

I. Einsilbige, isolierende Sprachen, z. B. Chinesisch. Die Beziehung der Wörter wird durch die Stellung geregelt. schi = Stein, yl = Kind: schi yl = Steinchen. t'ha tâ wo = er schlag ich; wo tâ t'ha = ich schlag er.

II. Anfügende, agglutinierende Sprachen, z. B. Magyarisch, Türkisch, Finnisch, Grönländisch. Es werden Silben angefügt, die ursprünglich auch Begriffswörter waren. Bsp. aus dem Magyarischen: ló = Pferd, lója = sein

Pferd, lóják = seine Pferde, lójáknak = seinen Pferden, lójáknakkal = mit seinen Pferden.

III. Wurzeländernde, flektierende Sprachen. Die Bildungselemente verschmelzen mit den Wortstämmen zu organischen Einheiten. Hierzu gehört unsere Sprache. Von schlagen wird z. B. wir schlugen gebildet. Im Stamm ändert sich das a in u, und die Endung en ist mit dem Stamm schlug organisch verbunden.

Die III. Sprachklasse der flektierenden Sprachen zerfällt in zwei Sprachstämme:

a) Semitische Sprachen: Hebräisch, Arabisch, Phönizisch u. a. Hier sollen nur die Selbstlaute veränderlich sein.

b) Indogermanische. Hier sind auch die Mitlaute der Wurzeln veränderlich.

Die indogermanische oder arische Sprache, die in der Urzeit die Sprache eines Volkes gewesen ist, hat sich in eine Reihe Sprachen geschieden, nämlich in Indisch, Persisch, Griechisch, Albanesisch, Latein, Keltisch, Germanisch, Litauisch und Slawisch. Nach Kluge ist der späteste Termin der Scheidung das Jahr 2000 v. Chr. gewesen. Wenn man bedenkt, daß in unseren Hünengräbern Indogermanen bestattet sind und daß die jüngere Steinzeit, der die Hünengräber angehören, nach Prof. Beltz von 4000—2000 v. Chr. gedauert hat, kann man den Ursitz der Arier um die westliche Ostsee ansetzen. Sonst bringt man ihn auch in der Ukraine unter.

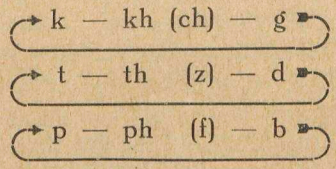
Das Urgermanische schied sich wieder in das Ostgermanische (Gotisch, Burgundisch, Vandalisch), das Nordgermanische (Dänisch, Norwegisch, Schwedisch, Isländisch) und das Westgermanische.

Das Westgermanische zerfällt in Friesisch, Anglisch und Deutsch.

Das Deutsche scheidet sich in Niederdeutsch, Mittel- und Oberdeutsch, von denen die beiden letzten Sprachen auch Hochdeutsch heißen.

Mit dem Niederdeutschen sind wir bei unserem Plattdeutsch angelangt.

Auf eines, was uns bei der Betrachtung der plattdeutschen Wörter häufiger begegnen wird, muß ich noch hinweisen, auf die sog. Lautverschiebung. Die idg. Sprachen bilden hinsichtlich der Verschiedenheit gewisser Mitlaute drei Lautstufen. Zu der ersten Stufe gehören alle idg. Sprachen außer Germanisch, zu der zweiten Stufe alle germanischen Sprachen außer Hochdeutsch und zur dritten Stufe das Hochdeutsche. Es haben sich von einer Stufe zur andern die folgenden Laute verschoben:



Das k auf der ersten Lautstufe wird auf der folgenden ein ch, dieses auf der weiter folgenden ein g. Wie mit diesen Gaumenlauten, so ist es auch mit den Zahn- und den Lippenlauten. Wenn auf der ersten Lautstufe ein g auftritt, so hat die zweite ein k. Das soll der Pfeil andeuten, der vom letzten zum ersten Laut zurückführt. Ich gebe einige Beispiele:

lt. oculus — pl. Goch — hd. Auge,
lt. ego — pl. ich — hd. ich,
lt. tres — eng. three — hd. drei,
lt. decem — pl. teihn, eng. ten — hd. zehn,
lt. fagus — pl. Bäuk — mhd. puoche.

Ich habe hier die Lautverschiebung auf ein ganz einfaches Schema gebracht, das für unsere Zwecke genügt. In Wirklichkeit ist sie viel bunter. Bemerken will ich noch, daß man die erste, die germanische Lautverschiebung um das Jahr 500 v. Chr., die zweite, die hochdeutsche, in die Zeit von 300—800 n. Chr. setzt. Die hd. ist wahrscheinlich dadurch zustande gekommen, daß die in Süddeutschland wohnenden Kelten die deutsche Sprache übernommen haben.

Wir haben in unserer deutschen Sprache ererbte und fremde Wörter. Die Erbwörter stammen schon von den Idg. oder erst von den Germ. her. Ein idg. Erbwort ist z. B. Auge, das ind. aksi lautet, gr. ossé, lt. oculus, lit. akis, abu oko. Ein germ. Erbwort: Abend, ndl. avond, eng. eve, schw. afton, dän. aften. In den idg. Sprachen kommt es nicht vor. Die fremden Wörter sind entweder solche, die eingedeutscht sind, oder solche, die fremd geblieben sind. Die eingedeutschten heißen Lehnwörter. Ein solches ist z. B. das Wort Mauer, das aus dem lt. murus stammt. Die fremd gebliebenen heißen Fremdwörter, wie z. B. Taille, das von dem frz. tailler schneiden kommt.

Gehen wir nun zur Betrachtung einzelner Wörter über. Wenn wir Wörter erklären wollen, so müssen wir, soweit wir können, ihren Ursprung, ihre Ableitung aufzeigen und die verwandten Wörter in der eigenen und in fremden Sprachen angeben. Oft wird man froh sein, wenn man nur ein verwandtes Wort auffindet. Verwandtschaft der Wörter liegt in der Regel vor, wenn zwei Bedingungen erfüllt sind. Zunächst muß lautliche Übereinstimmung oder Entsprechung der Wörter herrschen, sodann muß auch zwischen den Bedeutungen eine annehmbare Beziehung hergestellt werden können.

Die Wörterbücher, in denen ich nach den Wörtern, die ich nun anführen werde, gesucht habe, sind: Fuchs-Bergmann, Deutsch. Wörterbuch mit besonderer Berücksichtigung der Mundarten und Fremdwörter, 1923; Duden, Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 1908, 8. Aufl.; Kluge, Etymologisches Wörterbuch der dtsch. Spr., 5. Aufl., 1894; Wasserzieher, Woher? 2. Aufl., 1918; Murat-Sanders, Encykl. engl.-deutsch. und deutsch-engl. Wörterbuch, Hand- u. Schulausg., 1898, 1900. Einige Anregungen verdanke ich auch Gillhoff, „Meckl. Idiotismen" im Jahresbericht der städt. Schulen von 1889. Die Abkürzungen für die Namen der Wörterbücher sind: Be, Du, Klu, Wa, MSe, MSd.

Weitere Abkürzungen: ah. = althochdeutsch, mh. = mittelhochdeutsch, nh. = neuhochdeutsch, md. = mitteldeutsch, ndd. = niederdeutsch, anord. = altnordisch, ags. = angelsächsisch, dän. = dänisch, schw. = schwedisch, idg. = indogermanisch, lt. = lateinisch, gr. = griechisch usw. ndl. = niederländisch.

Einige Ausdrücke, die Speisen betreffen.

1. Besonders schön is dei Wust, dei in dat Buttend von'n Swinsdarm stoppt ward. Dat Buttend ist das weite, beutelförmige Ende des Darms. Das Wort kommt im Englischen in derselben Form als butt-end vor und bedeutet dort soviel wie butt, d. i. das dicke Ende eines Balkens, Baumes, Angelstockes usw., den Kolben eines Gewehres, in fig. Sinne Hauptsache; butt-end ist also auch das dicke Ende des Darmes. Eine Ableitung für butt-end gibt MSe nicht an. Be bringt das ndd. butt in Beziehung zu der Silbe -boß und dem Wort Boße, die von dem mh. bôzen schlagen herkommen. butt — bozen ist die folgerichtige Bildung auf Grund der Lautverschiebung: aus t wird z. -boß kommt in Amboß vor, mh. anebôz, d. i. das Gestell, an das man schlägt; Boße ist ein Bund Stroh oder Flachs, d. i. das fest Zusammengestoßene. Das ndd. butt ist demnach soviel wie „abgestoßen", abgestumpft, plump, grob. Die Butte ist der stumpfköpfige

Seefisch. Nach Be ist ins Romanische entlehnt das frz. bouton Knopf, Knospe, etwas Hervorstoßendes, und début, d. i. der erste Stoß oder Wurf beim Spiel.

2. Hier fügen wir gleich das Wort böten, beuten, an, das nach Be auch zu bôzan schlagen, stoßen, gehört und eigentlich „Holz in den Ofen stoßen" bedeutet. Aus t wird nach der Lautverschiebung z.

Nebenbei bemerkt, kann der Name Botzenhardt zusammengesetzt sein aus bôzan und hard kühn und würde kühner Stößer oder Schläger bedeuten.

3. Tau'n Kaffee giwwt Meschüken, d. i. Zweiback. Um 1868 wurde der Zwieback in Kröpelin allgemein Meschüken genannt, das Wort Zwieback war unbekannt. Heute ist Meschüken unbekannt. Alle 17 Knaben meiner 1. Klasse kennen es nicht. Die Wörterbücher haben das Wort nicht. Gillhoff gebraucht es in der Form Meschüten, auch sogar Muschüken, und bemerkt dazu: einer der seltenen Fälle, wo m und b im Anlaut wechseln. Westfälisch heiße es beschüt, holl. beschuit, frz. biscuit. Meschüken ist also ein Lehnwort aus dem Französischen. Zwieback ist eine Übersetzung des 17. Jahrh. vom frz. biscuit, it. biscotto; lt. bis zweimal, coctus gekocht, gebacken.

4. Verwandt mit Meschüken ist zweifelsohne Klackemeschü, das Saftspeisen, süße Nachspeisen bedeutet. Es ist die Zusammensetzung von kleckern und Meschüken. Der Saft kleckert ja. Das Wort — ich kannte es nicht — ist bekannt in Parchim, Wozinkel, Poserin, bei Wittenburg, Burow, Tessin.

5. Lütt Kinner kriegen Mäulchen, dei ward dei Semmel in Melk oder in'n Kaffee inweikt. Die Wörterbücher haben das Wort nicht. Ich glaube, daß es von Mus, pl. Maus, herrührt. Wa gibt zu Mus an: ah. muos, anord. agf. môs, verw. mit got. mats Speise (s. Mettwurst, Messer, Mast).

6. Middags eten wi dei Ketüffeln nich drög, wi nehmen Schü dortau, d. i. Soß. Früher ist das Wort Schü viel gebraucht worden, heute ist es wohl sehr selten. Die Wörterbücher haben es nicht. Es kommt zweifelsohne von dem frz. jus Saft her und wird in der Franzosenzeit hier hängen geblieben sein. Es ist also ursprünglich wohl der Fleischsaft, dann jede Art der Tunke. Interessant ist die Verwandtschaft des Wortes. Das frz. jus kommt von dem lt. jûs Brühe, und mit diesem sind urv. skr. yûšan Brühe und slavisch-poln. jucha Brühe. Das poln. jucha ist ins md. ndd. als jûche übergegangen und von hier als Jauche = Mistbrühe ins Nh. übertragen. Das Wort Schü ist also mit Jauche verwandt, nicht gerade sehr appetitanregend. Für ein schlechtes Getränk, Kaffee oder Bier, hat man auch den wohl von Jauche abgeleiteten Namen Jüch.

7. Wenn dei suur Melk 'n beten lang steiht, is dor Wai up, d. i. Molken. Von 18 Schülern meiner Klasse war das Wort 7 bekannt, danach kommt das Wort vor in Parchim, Borkow, Warin, weiter in Kolbow, Triwitz, Kröpelin (früher). Gelegentlich wird Wai für mit Wasser verfälschte Milch gebraucht: dat is dat reine Wai. Dasselbe Wort gibt es im Englischen, nämlich whey Molken. MSe gibt dazu an: altengl. ndd. wey, waje. Bekannter als Wai ist der ndd. Ausdruck Waddick, namentlich in den Redensarten: hei süht ut as Waddick un Weihdag; in Waddick un Weihdag sitten. Be hat das Wort Waddick = Molke und sagt, daß es auch als Wei vorkomme und daher scherzhaft mit Anlehnung an weih = wehe in der an zweiter Stelle genannten Redensart vorkomme.

8. Dei Lür fragen den Koopmann: stiedt dei Ries uck ornlich?, d. h. quellt hei uck ornlich up? Die Wörterbücher haben das Wort nicht. Ich vermute Verwandtschaft mit steigen, mh. stîgen, von dem steil, mh. steigel oder steil,

ndd. steidel herkommt. In steidel haben wir statt des g auch das d wie in stieden. Nach Klu ist das Wort steil, ah. steigal, wahrscheinlich vom westlichen Niederdeutschland ausgegangen; ndl. ist es steil, agf. stáegl. Die nh. Wörterbücher bis auf Adelung bezeichnen es nur erst als ndd. Dialektwort. Bei Kluge haben die verwandten Wörter alle ein g, nur aslav. heißt es stidza = Pfad. Steidel bedeutet also ansteigend und stieden ansteigen: Wenn dei Ries stied't, stigt hei an.

Kürzlich hörte ich ein Wort, das das Gegenteil von stieden angibt: slinken. Dei Düffel slinken bit Kaken, wenn sei nich naug Mehl hebben. Dat Hamelfleisch slinkt bit Kaken tausamen. Dei Swulst slinkt weg, d. h. die Geschwulst zieht ab. Den Ausdruck kannten von den Knaben meiner Klasse nur zwei Parchimer, er ist gebräuchlich in Teterow und Ziegendorf. Verwandt ist wohl das eng. to slink = schleichen.

9. Sehr verschieden ist das Verhalten der Menschen zu den Speisen. Wer wat girn mag, dei hett ornlich 'n Jiper dorup. Die Wörterbücher haben alle das Wort Jiper nicht. Es könnte mit jappen verwandt sein. Wer Jiper auf etwas hat, jappt oder jappst danach. Be gibt zu ndd. gapen oder jappen die Bedeutung „den Mund aufsperren, lechzen" an. Nach Klu ist jappen ein ndd. Wort und erst ins Nh. eingedrungen. Die Wörter stammen von der german. Wurzel gap gähnen, das zu der skr. Wurzel jabh schnappen in Beziehung steht. Daraus kommen gaffen (mh. kapfen, nach der Lautversch. folgerichtig) = mit offenem Munde ansehen, ndl. gapen gähnen, eng. gape = gähnen, den Mund aufsperren, anord. gapa = den Mund weit öffnen, gap = Chaos.

10. Wenn einer lang irgend wat Schöns nich eten hett, denn hett hei woll mal grotes Janken dornah, d. h. 'n grot Verlangen dornah. Von den Wörterbüchern hat das Wort nur Be. Er gibt dazu an: Dialekt, ndd. = winseln, schmachten. Verwandt wird das eng. to yank sein, das „sich geschäftig regen, rasch hin- und herfahren" bedeutet. Das Janken nach einer Speise kann ein geschäftiges Sichregen verursachen.

11. Wer blot 'n bäten wat Saurs mag, is krüsch. Das Wort krüsch ist in den Wörterbüchern nicht zu finden. Gleichen oder ähnlichen Lautbestand haben frz. la cruche = Krug, das aus dem dtsch. Krug, ndd. Kruke entlehnt ist, und cru = roh, ungekocht, unreif. Ob da irgendeine Beziehung zu diesen Wörtern besteht, kann man schwer sagen. Gillhoff gibt aus dem Jahre 1767 die Form krüdisch an.

Es möchte krüsch von (Plummen-) Krü = (Pflaumen-) Mus abgeleitet sein. Krüsch wäre dann der, der schöne Sachen wie Krü mag. Krü findet sich auch nicht in den Wörterbüchern, könnte aber von frz. cru (von croître) = Wuchs, Trieb, Schuß, Grund und Boden, Gewächs herstammen, wenn man an Ausdrücke denkt wie vin de mon cru = auf meinem Grund und Boden gewachsener Wein, vin du cru = Landwein. Es wäre dann Krü die auf eigenem Boden gezogene Frucht und bereitete Speise.

Oder sollte krüsch durch Umstellung von ü und r aus küren = wählen gekommen sein? Krüsch wäre dann wählerisch. Es kommt auch die Form krünsch vor.

12. In dem gleichen Sinne wie krüsch wird kankömsch verwandt. Dies Wort ist wohl sehr selten, ich habe es einmal von meiner Großmutter gehört. Gillhoff hat den Ausdruck koewsch im Sinne von sehr kortpüstig und gibt dazu an: mnd. koge, Nebenform kove, husten, eng. cough, scheint selten und vorzugsweise als Standeskrankheit in der Verbindung „preisterkoewsch" aufzutreten.

Wenn dieses Wort in unserem Ausdruck kanköwsch steckt, so muß köwsch auch wohl die Bedeutung „Art" angenommen haben und kanköwsch so viel sein wie „nach Art eines feinen Mannes seine Speisen bevorzugen". Was könnte dann die Silbe kan sein? Kandidat vielleicht? An lautähnlichen Wörtern findet man Kandis, aus dem frz. zu ind. khanda Zucker in Stücken zur Wurzel khand brechen, und md. und westfälisch Kanker = Spinne, mh. kanker zu dem urgerm. Stamm kang spinnen. Eine annehmbare Erklärung läßt sich mit diesen Wörtern wohl nicht geben.

13. Wenn dat Eten orer 'n Gedränk nich onlich kräftig is, denn smeckt dat l a w w e r i g. Dei Frog tum Biespill is lawwerig, wenn hei nich naug Rum hett. Die Wörterbücher enthalten das Wort nicht. Das Wort lau ist mh. lâ, flekt. lawer. Lawwerig ist also ursprünglich lauwarm.

14. Wer tauvel von ein Gericht eten hett, dei s t e n g t sick in dat Eten. Es ist als verwandtes Wort nur Stange, ndd. Stenge aufzufinden. Wer sich steif wie eine Stange gegessen hat, stengt sich in dem betr. Gericht.

15. Du kümmst ock gornich tau't Eten. Mudder hett all lang u p d i d r o ß t, d. h. mit't Eten täuwt. Ick möt noch 'n beten updrossen = auftragen. Diesen Gebrauch des Wortes drossen habe ich aus Benzin bei Lübz festgestellt. In Poserin kennt man auch Updrossers, d. s. die geladenen Aufwärter bei Bauernhochzeiten, die in Hemdsärmeln ihres Amtes walten. Sollte dies Wort drossen mit Drost = Truchseß verwandt sein? Der Truchseß war auch der mit den Speisen Aufwartende. Drost ist die ndd. Form für Truchseß, es kommt schon mlt. als drossatus vor, ist aus drossete entstanden und hat als ndl. Nebenform drossard. Truchseß ist ah. truh-sâzzo. Für dies Wort hat Be drei Erklärungen. Wenn truht = Tracht, zu tragen, ist, bedeutet es „die Speisen Auftragender", wenn truht = Gefolge, Schar: „der dem Gefolge die Sitze bei Tische Anweisende", wenn truht = Dienerschaft: „Vorsitzender der Dienerschaft". — Im Lautbestande gleich mit drossen ist auch Drossel = Kehle, das nur noch in der Ableitung erdrosseln und in der Jägersprache lebendig ist, ah. aber als drozza, mh. drozze = Schlund, Kehle, eng. throat Kehle, to throttle erdrosseln vorkommt. Dem engl. th entspricht of plattd. d, z. B. in three = drei. Die Ableitung des Wortes drossen von diesem Stamm wäre ja auch möglich. Auf jd. drossen wäre dann, für seinen Schlund sorgen. — Das Wort drossen wird aber noch in einem ganz anderen Sinne gebraucht. Sei droßt vel ümher, sagt man von einem flüggen Mädchen, das mit Männern läuft. Bemerken will ich nur, daß eng. dross bedeutet: Unreinigkeit in einer Flüssigkeit, Bodensatz, Abfall, fig. wertloses Zeug.

16. In die Hauswirtschaft führt uns der Wunsch des Kindes: „Mudder, giww mi noch 'n K ö p p k e n Kaffee". Im pl. kommt Köppken = Kopf noch in seiner ursprünglichen Bedeutung vor. Kopf ist nämlich ursprünglich ein Trinkgefäß oder ein Becher. Es ist entweder echt dtsch. oder vom lt. cupa = Tonne, Kufe abgeleitet. Es ist ah. kopf, chuph = Becher, eng. cup = Becher, Obertasse. Der Engländer gebraucht das Wort cup nicht für Kopf, sondern wie ursprünglich für Becher. Das ursprüngliche Wort für Kopf ist Haupt, dem das lt. caput urverwandt ist und das engl. head lautet, pl. hövt. Weil aber die alten Deutschen die Sitte hatten, aus den Schädeln erschlagener Feinde zu trinken, sie als Kopf oder Köppken zu benutzen, übertrug sich der Name Kopf auch auf den Schädel, das Haupt. So stehen provenz. cobs Schädel, afz. cope Gipfel, it. coppa Becher, anord. kollo Kopf und kolla Topf nebeneinander.

17. Mien Urgroßmudder har ehren Kaffee und ehren Ziguren ümmer in'n Kraus. Sie wollte die Gefäße nicht abgeben. Einen hat meine Schwester, er trägt die Jahreszahl 1780. Es ist ein irdenes Trinkseidel mit Zinndeckel. Du hat das Wort nicht, aber Klu führt das hd. Wort Krause und gibt dazu an: mh. krûse Krug, irdenes Trinkgefäß, ah. krûsa, mndl. kruise, agf. crúse, meng. crouse = Krug, nord. krús Deckelkrug. Engl. heißt das Wort cruse(ß) und bedeutet irdener Topf. Während Wa das Wort zu kraus und Krug = Gefäß in Beziehung setzt, sagen die andern Wörterbücher nichts von kraus und lehnt Klu die unmittelbare Verwandtschaft mit Krug ausdrücklich ab. Von Kraus ist nach Be aber Kräusel abgeleitet, ein trichterförmiges, auf dem spitzen Ende sich drehendes Spielgerät, das heute mit Anlehnung an Kreis Kreisel genannt wird. Nach Be ist von Kräusel durch Ausfall des r das ndd. Küsel = Wirbel gebildet. Es kommt auch die Bezeichnung Kaffeekraus für eine große Tasse ohne Untertasse vor.

18. In dei Kust nehmen dei Tür sick ehr Drinken in'n Leggel mit. Das Leggel ist ein kleines Faß mit Mundstück zum Trinken. Das Wort ist kein ursprünglich plattdeutsches. Es ist ein Lehnwort aus dem Lt. Du hat Lägel, das (neulat.) Fäßchen. Es ist mh. laegel, lâgel, laegele = Fäßchen, ah. lâgila, lâgella. Dies stammt aus dem mlt. lagêna = Maß für flüssige und trockene Sachen, dies aus dem lt. lagôna, lagoena Flasche und gr. lágenos Flasche. In lt. Lehnwörtern steht häufiger ein l für ein n, z. B. Esel — asinus. Nach Klu ist auch Urverwandtschaft der Sippe mit aslov. lakuti, lit. lakas = irdener Krug denkbar.

19. Wenn Wust makt warden sall, möten Prühn halt warden. Dortau nimmt man Slehdurn. Die Prühn werden durch das Ende des Wurstdarms gesteckt und hinter ihnen die Wurst zugebunden. Die Wörterbücher haben das Wort nicht. Es stimmt in Lautbestand mit dem frz. la prune Pflaume überein und hat verwandte Bedeutung, denn la prunelle ist die Schlehe. Es scheint also ein Lehnwort aus dem Frz. zu sein. Es stammt ebenso wie Pflaume von dem lt. prunum, das ah. noch pfrûma heißt und von dem sich nach Be auch das Diminutivum Priemchen = Stückchen Kautaback herleitet. Von Prühn kommt dann wohl das Wort prühnen = schlecht nähen oder schlecht binden. Man sagt auch: hei prühnt mit'n Mund, wenn einer den Mund spitz und kraus macht, weil der Mund dann Ähnlichkeit mit dem hinter einem Prühn zugebundenen Ende einer Wurst hat.

20. Dat Wustmaken geiht nich schön, wenn dei Fleischmaschin so wraust, d. h. nich onlich snitt und das Fleisch wedder hochkümmt. Wrausen findet sich in dieser Form in den Wörterbüchern nicht. Als mndd. Wort für Rasen wird aber wrase angegeben. Seine Verwandtschaft mit Rasen leuchtet mehr ein, wenn man weiß, dat uck dei Wulf, d. i. dei Torfmaschin, oft wraust, d. h. die Rasenstücke nicht schneidet, sondern wieder ausstößt. Von Rasen ist ins Frz. gazon entlehnt. Gb eng. to writhe drehen, winden, wreath (alteng. wroeth) Kranz, Windung mit wrausen verwandt sind, weiß ich nicht.

21. Dor is noch Ehmer in, sagt man, wenn man unter der Asche auf dem Herde noch Glut findet. In dieser Bedeutung ist Ehmer mit dem eng. embers glimmende Kohle, Asche verwandt. Gillhoff gibt dazu noch an: agf. aemyrian, dän. emmer, holl. ameren, isl. eimyria, schw. mörja. MSe gibt keine Ableitung des Wortes embers an, und die Wörterbücher haben das Wort Ehmer nicht. — In verwandter Bedeutung gebraucht man das Wort ehmern, wenn man sagt: Dei Luft ehmert so, d. h. zittert vor Hitze. Diese Verwendung findet das

Wort, soweit ich weiß, in Teterow und Burow bei Lübz. — Zum dritten verwendet man das Wort in dem Satze: Dat ehmert noch 'n bäten in den Tähn, wenn es sich um einen dauernd zuckenden Schmerz handelt. Diese Bedeutung kenne ich aus Triviß. Es ist wohl die übertragene Bedeutung des Wortes Ehmer = glühende Kohlen unter der Asche. — In'n Sommer föllt männigmal bei Ehmer up bei Bohnen. Die Bohnen werden dann dicht von kleinen Läusen befallen, und die Köpfe der Pflanzen müssen ausgebrochen werden. Bekannt ist dieser Gebrauch des Wortes auch in Teterow und Burow. Vielleicht ist der Anblick der Pflanzen ähnlich so, wie wenn sie mit Asche bestreut wären. — Noch eine fünfte, abweichende Bedeutung kommt dem Worte ehmern zu. Hei ehmert so, hei hett mi schön wat vörehmert, d. h. er hat wehleidig in immer gleichem Tonfall erzählt. Dies Wort ist mit glühender Asche nur sehr künstlich zusammenzubringen. Vielleicht soll es das Zitternde der Stimme wie vorhin das Zittern der Luft angeben. Andere Wörter ähnlichen Lautbestandes sind Amme, Amen, emendieren = verbessern. Die Amme ist mh. die Mutter als Nährerin des Kindes. Be gibt dazu als Dialektwörter ähmen und ehmen = ätzen von Vögeln an. Das Ehmern könnte also die Sprechweise der das Kind einlullenden Amme sein. Es könnte auch die Weise des litaneimäßig sprechenden, seine Rede mit Amen schließenden Geistlichen sein oder des alles emendierenden, des alls besser wissen wollenden und keinen anderen ans Wort lassenden Menschen sein. Daß Fremdwörter wie emendieren ins Volk eingedrungen sein können, ist nicht verwunderlich zu einer Zeit, wo eine einfache Weberfrau zur andern „exküsiern S' man" statt „entschuldigen S' man" sagte.

22. Putz den Dacht, dor is 'n Ösel in. Die Wörterbücher haben das Wort Ösel nicht. Es wird = Öse sein, das von Ohr, Öhr herstammt. Eine Öse ist eine ohrartige Öffnung. Auch im Lt. wechseln s und r. Be gibt als verwandt an lt. auris für ausis, gr. us, got. ausô. Ein Knoten, eine Öse im Docht verursachen das Fließen des Talges.

23. Bi dei Funzel kann'n jo gornicks seihn. Funzel ist wahrscheinlich der regelrechte Name für eine Öllampe, schließlich eine schlecht brennende Lampe überhaupt. Du und Be geben das Wort an, es heißt bei ihnen Funsel. Lautverwandt ist das lt. fons Quelle. Wenn es damit in Zusammenhang steht, müßte Funsel schon nach der Lautverschiebung entlehnt sein. Von fons stammt das eng. font Taufbecken, das mlt. ist, und das dtsch. Fünte = Taufbecken, das keines der Wörterbücher führt, das in Schlie, „Meckl. Kunstdenkmäler", aber sehr oft gebraucht wird.

24. Bäter brennt 'ne niemodsch Lamp mit Ölefen. So wurde Petroleum vor etwa 50 Jahren und später allgemein genannt in Schwerin, Ludwigslust, Parchim, Kröpelin, Teterow. Heute wird es nicht mehr gebraucht. Ich nehme an, daß es Öl sein, also feines Öl bedeutet, gegenüber dem Rüböl der Öllampen. Es kam auch die Bezeichnung Olefin vor.

25. Wenn du bei Stuw onlich rein hemm wist, nimm man den Leuwagen. Der Leuwagen, auch Leiwagen, ist ein Schrubber. Du hat das Wort nicht. Be leitet es von lau = weder kalt noch heiß, übertragen unentschieden her. Er gibt dazu an: ndd. leu, lei, loi = faul, träg; Leuwagen = Scheuerbesen. Ob der Leuwagen ein Gerät für die Faulen ist, die nicht auf den Knien liegen mögen?

26. Bit Bettmaken fleigen dei Feddern, wenn dei Büren nich mihr gaut sünd. Du gibt an: die Büre = (Bett-) Überzug. Be aber bezeichnet Bühre als ndd. Es soll ein Lehnwort aus dem Frz. sein, nämlich von dem frz. la bure

grobes Wollzeug herstammen. Zu bure gehört auch Büro, eig. ein mit einer bure bedeckter Tisch, der Tisch mit dem grünen Tuch. Das dtsch. Büro ist im 18. Jahrh. von dem frz. bureau genommen.

27. Sehen wir uns einige Personenbezeichnungen an. Hei is Baas, d. h. er ist der Meister in einer Gesellschaft, in einer Sache. Bas ist ein ndd. Wort, wird aber im Hd. auch geführt, z. B. von Du. Im Ndl. heißt das Wort in derselben Bedeutung auch baas. Es ist wahrscheinlich verwandt mit Base, das namentlich im Md. und Oberd. als Ehrenname des Gesindes für die Hausfrau vorkommt. Dann wäre Baas die ehrende Anrede für den Hausvater.

28. Dat is 'n Boßbengel, d. h. ein Bengel voller Kraft und voll strotzenden Lebens. Die Wörterbücher führen das Wort nicht. Boß könnte von Baas herkommen. Der Boßbengel wäre dann der Meisterbengel. Das eng. boss ist nämlich dem holl. baas verwandt und hat die Bedeutung Meister, Prinzipal. Es kann aber auch aus dem mh. bôzen schlagen, stoßen entlehnt sein, das in Amboß vorkommt. Der Boßbengel wäre hiernach der leicht in Schlägerei verwickelte Bengel, was dem Sinne des Wortes nach zulässig ist. Schließlich ist wohl noch die Ableitung von Bost = Brust möglich.

29. Ick hadd 'ne oll Tanten, dei in dei Famili Fiken-Wäschen nennt würr. Wäschen ist jedenfalls dem von einigen Wörterbüchern angegebenen Wase gleich, das sie zu Base in Beziehung setzen. Base ist mh. base, ah. basa und wahrscheinlich eine Kose- oder Kinderform für fadar-swêsô oder badar-swêsô = Datersschwester. Die Base ist ursprünglich die Datersschwester wie die Muhme die Schwester der Mutter ist. Wase ist md. und ndd.

30. Hin und wieder findet sich wohl noch die Bezeichnung Annerbäulkenkinner für Geschwisterkinder. Nach anderen bedeutet es nicht Dettern, sondern deren Kinder, also Dettern zweiten Grades, und das ist mir wahrscheinlicher. Das steht zu dem ersten Wort Anner in besserer Beziehung. In Pommern sollen heute noch Geschwister bôele oder bôeleken bezeichnet werden. Reuter gebraucht das Wort in der Stromtied. Das dem Worte bäulken zugrunde liegende ist das asächs. brôthar Bruder, das in Kindermund zu bôlo wird. Die Koseform für Bruder wird zur traulichen Bezeichnung für andere Verwandte; mndd. ist bôle naher Verwandter. Schließlich wird es Geliebter und später Geliebte und hat heute die Form Buhle.

31. Wenn uns' Lihrer früher falsch würr, sett'te hei dat Wurd Musche vör uns' Namens. Hei säd denn Musch Meyer. Die Wörterbücher haben das Wort Musje. Das Wort ist ein verplattdeutschtes frz. monsieur. Davon wird abstammen muscheln, Muscheleien treiben, das Du als geheimtun, betrügen erklärt. Muscheln wird verächtlich gebraucht, es wäre „wie ein Musche handeln". Ich bringe auch Muschemekatter maken hiermit in Verbindung, das soviel wie mogeln, betrügen bedeutet. Muschemekatter mag der Name eines Kartenspiels sein, vielleicht messieurs à quatre, und das Mogeln beim Kartenspiel hat dann seinen Namen für Mogeln überhaupt hergegeben. Wat mucht hei dor rüm? = was kriecht und kramt er dort umher; dor is't in'n Huf' 'n beten musselig = schmudelig, gehören auch wohl hierher.

Nicht hierher gehört Muschpok. Dei ganze Muschpok dögt nicks, d. h. die ganze Gesellschaft. Dies Wort kommt von dem hebr. Mischpoche = Familie und hat einen verächtlichen Sinn angenommen. Es mögen übrigens muschen, muscheln, Muschemekatter maken auch von Muschpok herstammen.

32. Dat's uck so'n Gannof, d. h. das ist ein Schelm in schlechtem Sinne. Gannof kommt aus dem hebr. ganaf = stehlen, es ist also ursprünglich der Dieb. Von ganaf stammt auch ganfen, gampfen = stehlen, ansichraffen. Die Wörter gehören der Gaunersprache an.

33. Es mögen einige Bezeichnungen für Körperteile folgen. Wenn 'n Kind nich onlich spräken kann, möt em dei Kekelreimen sneden warrn, d. h. es muß das Zungenbändchen gelöst werden. Man seggt uck: Den'n is dei Kekelreimen gaud sneden, d. h. hei kann gaut snacken. Dei Kekel is dei Mund. In But-Jadingen seggen dei Tür: Dat will'n wi em afkekeln, d. h. afstrieden. Was kann verwandt mit Kekel sein? Ich möchte annehmen, daß es mit kakeln, eng. to cackle und to gaggle zusammenhängt, hd. gackern. Diese Wörter sind alle lautmalend; gackern ist erst im 16. Jahrh. ins Hd. gekommen. Man könnte sonst auch an Verwandtschaft von Kekel mit keck, ah. chec lebendig, eng. quick, urv. lt. vivo leben denken.

34. Wat hett dei för Külpogen, d. s. Glotzogen. Die Wörterbücher haben das Wort Külpen für Augen nicht. Bei MSe finde ich schottisch kelpie = Nix oder Wassergeist in Pferdegestalt. Vielleicht ist das Wort verwandt, denn ein solches Gespenst stellt man sich mit Glotzaugen vor. Eng. kelp ist der Blattang.

35. Jung, wat hest du för 'n Poll up den Kopp!, d. h.: Was hast du für einen Haarschopf. In dieser Bedeutung findet sich das Wort nicht in den Wörterbüchern. Be gibt das Adjektiv poll als ndd. Dialekts in der Bedeutung rundlich, drall, wohlgenährt an. Unser Poll müßte demnach dralles Haar bedeuten. Du hat der Pol, die Pole, abgeleitet vom frz. le poil als das weiche Haar des aufgeschnittenen Samts oder als Werkzeug bei der Weberei und der Poll als eng. Wort, das Kopfzählung und Abstimmung bedeute. Dies eng. poll bedeutet aber auch Kopf, bes. Hinterkopf, und kommt damit unserem Poll näher. To poll als aktives Verb ist = kappen (z. B. Bäume), stutzen.

36. Dei Dirn dreggt ehr Hoor in'n Dudd, wenn sei dat in'n Knuppen upwickelt. Man seggt uck: Sei schütt in'n Dudd, so hett sei sick verfihrt. Aus dem d wird auf der hd. Lautstufe ein t, aus Dudd wird also Tutt. Wir haben dies Wort im Ah. als tutta = Brustwarze und im Nh. als Tüttel. Der Dudd ist also der Punkt. Eng. entspricht ihm dot = Pünktchen. Verwandt ist Dotter, asächs. dodro, das ah. toter oder totoro heißt und der Punkt im Ei ist. Alle diese Wörter stammen von dem idg. Stamm dhut = Punkt. Für das idg. Wort versagt unser Lautverschiebungsschema. Be leitet von dem Nh. und der Dialektform Tutte = Brustwarze das ndl. tite, nh. Zitze ab, das ins Frz. als tette, ins It. als tetta entlehnt ist. Dudd scheint auch in dieser Bedeutung gebraucht zu werden. Es kam einmal eine Frau zu mir, die mir anzeigte, die Jungens schimpften ihren Mann immer Ammendudd.

37. Lütt Dirns hebbn noch keinen onlichen Zopp, dei hemm,n man lütt Pirten. Vielleicht ist das eng. pert verwandt, das keck, unverschämt, schnippisch, naseweis, vorlaut bedeutet. Naseweis sehen die kleinen Pirten gewöhnlich aus. Während mir das Wort ganz vertraut ist, kannte es keiner von den 16 Schülern meiner Klasse (1924/25).

38. Die Finger werden als Knöwel bezeichnet. Man kann zur Erklärung nicht an Knöchel denken, da w Lippenlaut und ch Gaumenlaut ist. Aus dem ndd. w muß ein b werden, aus Knöwel also Knöbel, das in dem Worte Knebel vorhanden zu sein scheint. Nach Klu ist Knebel ah. knebil = Querholz, Fessel, Knöchel, ndl. knevel = Knebelholz, nord. knefill = Pfahl, Stock. Die ver-

mutliche idg. Wurzel ist gombh, die deutlich in dem gr. gómphos = Pflock, Nagel, Keil hervortritt. Die Knöwel sind also die sich quer um einen Gegenstand legenden Glieder. Be gibt als ndd. das Wort Knävel = durchtriebener, kecker und starker Gesell an.

39. Es folgen einige Ausdrücke, die sich auf das Befinden und Verhalten des Menschen beziehen. Mi is so älwarkig, sagt man, wenn man allgemeines Unbehagen oder schlechtes Befinden ausdrücken will. Das Wort älwarkig ist augenscheinlich dem eng. ailing verwandt. Jam ailing = ich bin elend, schwächlich. Es kommt auch die Form älwassig vor, und ich habe die Erklärung „elend gewachsen" dafür gehört.

40. Ein zartes, schwaches Kind wird als knendlich bezeichnet: Dat is man'n knendlich Kind. Eine Erklärung habe ich nicht gefunden und kann ich nicht geben. Be gibt an, daß das md. Gnän, Knän als Anrede des Sohnes an Vater und Großvater gebraucht werde und aus ge-nanne, genamne = desselben Namens, Namensvetter entstanden sei. Ein Zusammenhang besteht aber wohl nicht.

41. Hei is hellschen krandessig, d. i. grotspurig. Das Wort krandessig stammt zweifellos von dem span. Grande, das den hohen Adel bezeichnet. Grandezza ist Erhabenheit. Es stammt aus dem lt. grandis groß. Verwandt ist das frz. grand = groß und der Grand im Kartenspiel.

42. Ähnlichen Sinnes ist das Wort krönsch. Hei is krönsch, er ist übermütig. Die Wörterbücher haben das Wort nicht. Es könnte von Krone kommen. Man sagt ja auch: Dat is em in dei Kron treckt[1]). Möglich wäre auch die Ableitung von Kranich oder Kran. Dann würde der Krönsche den Kopf so hoch wie ein Kranich tragen. In Kranich ist das k ndd. Der Vogel heißt andd. crano, ndl. kraan, eng. crane. Aus dem ndd. k wird hd. ein ch; der ah. Name ist denn auch chranih. Das ndd. k geht aus dem idg. g hervor: gr. géranos, lt. grus, kelt. garan. Das Wort Kran für eine Hebevorrichtung ist seit Anfang des 15. Jahrh. bezeugt. Schon das gr. und lt. Wort kommen als Bezeichnung für solche Maschinen vor. Mir wurde einmal die Vermutung ausgesprochen, es könne krönsch von Krasch = Kraft, aus dem frz. courage = Mut abgeleitet sein, doch ist mir das wenig wahrscheinlich.

43. Hei is kort verstiepert, d. h. er hat kurze Beine. Das Wort verstiepert wird in eigentlichem Sinne in dem Satze gebraucht: Dat is gaud verstiepert, d. h. das ist gut unterstützt oder befestigt. Ein Stieper ist nach MSe eine aufrecht stehende Gabel, nach Be ein untergestelltes Stützholz. Verstiepert sagt man besonders vom Bauwerk; Stiepers sind also eine Art Ständer. Entwickeln wir das Wort ins Hd., so wird aus p ein f, und es lautet stief = steif. Mh. lautet es stîf. Steif ist aber nach Klu wahrscheinlich schon ein md./ndd. Wort und leitet sich nach Be aus der germ. Wurzel stip = ragen her. Die anderen germ. Formen haben f: ndl. stijf, eng. stiff, anord. stifo; das idg. zeigt p: lt. stîpes = Pfahl, Stock, lit. stiprûs = stark, fest. Darnach muß das Ndd. zwei Formen gehabt haben, eine mit f und eine mit p. Es ist möglich, daß die regelrechte Form die mit f ist: stief, und daß die mit p eine Entlehnung aus dem lt. stipes ist: Stieper. Sonst müßte man schon annehmen, daß sich die germ. Wurzel stip einmal im Ndd. erhalten und daneben auch zu stif fortgebildet habe.

Nehmen wir noch einige Wörter in alphabetischer Folge.

[1]) Krone ist ndl. kroon, kruin, nord. krúna.

44. Da ist zunächst unser Freund Adebor. Heute ist das Wort nur ndd., früher war es auch hd. Ah. heißt es odobëro. bëro ist unser pl. börn, das hd. bar wie z. B. in Bahre; es bedeutet tragen. Führen wir börn ins Lt. zurück, so müssen wir statt des b ein f einsetzen und kommen zu dem lt. Wort ferre = tragen. Die idg. Wurzel ist nach Be bher. (Hier versagt unser Lautverschiebungsschema wieder.) Der erste Bestandteil des Wortes, odo, bedeutet entweder Kind, das anord. jóth ist, oder Glück, Besitz. Od ist vielleicht dasselbe Wort, wie es in Allod als zweite Silbe vorkommt. Allod ist das ah. al-ôd, das Ganzbesitz, freien Besitz bedeutet. Der Adebor ist also der Kinderbringer oder der Glücksbringer.

44a. Mit der Silbe bor in Adebor ist nach Be das mh. bor = oberer Raum verwandt, wozu auch enbor = in die Höhe getragen gehört. Dies Wort bor kommt in Zusammensetzungen wie Borscheune, Borkirche vor. Für Borkirche sagt man heute Emporkirche oder Empore, und man spricht von einer Orgelempore. Vielleicht soll auch das Wort empören hierher stammen, wenn es nämlich zu dem mh. enboeren = erheben gehört, nicht aber zu mh. bôr = Trotz. Vielleicht hatte also der alte Tagelöhner Krischan R. ein feines Sprachgefühl, als er einmal zu mir sagte: „Wur dull dat buten all waßt! Dat Gras empört sick onlich", und war mein Vergnügen über diesen Ausdruck unangebracht.

45. Gillhoff und Be erklären das Wort Aust als eine Verkürzung des Monatsnamens August. Nach Ecksteins Buch „Verstehen wir Deutsch?" ist es anders damit. Im Ndl. kommt das Wort aust vor; es bedeutet dort Herbst. Anord. ist es haust. Diese Wörter sind eine Zusammenziehung des german. Urwortes für Herbst, das auch im eng. harvest = Ernte noch unverkürzt erscheint. Die Herauswerfung des r vor s ist nämlich eine Lautgepflogenheit der skandinavischen Sprachen, die sich auch im Holl. findet. Die Wörter Herbst usw. gehören zu der Wurzel hrib, hirb = greifen, raffen. Anord. heißt hrifa raffen, hreifa die Hand, also die Raffende. Urverwandt sind lt. carpere = pflücken, gr. karpein pflücken, karpos die Frucht. Aust ist also dasselbe Wort wie Herbst und bedeutet Zeit des Raffens.

46. Hei hett nich vel tau seggen, Mudder hett dei Büxen an. Em bäwern dei Büxen. Das ndd. Wort Büxen wird auch im Hd. gebraucht. Du gibt an: Buxen, ma. ndd. = Hosen. Es findet sich im Eng. als buckskins = Hosen aus Wildleder, im Dän. als buxer und Schwed. als buxor = Hosen. Das Wort ist im Ndd. schon 1611 nachgewiesen, bald darauf taucht es auch im Hd. auf. In Bremen heißt es Boxen. Es stammt aller Wahrscheinlichkeit nach von Buck und bedeutet eigentlich bockslederne Hosen. Das Wort Bock ist schon idg.

47. Dat Ei is all utdöbbt, dei Dobben liggt dor, d. h. dat Küken is utkrapen, dei Eischal liggt dor. Die Wörterbücher enthalten das Wort utdöbben, Dobben nicht. Es findet sich aber im Engl. das Wort dab oder auch dub in den Bedeutungen antippen, betupfen, d. Picken, Klümpchen, Klecks. Ich vermute, daß Döbben mit diesem verwandt ist. To dab ist mit dem hdtsch. tappen eines Stammes, also auch döbben. Nach der Lautverschiebung stimmt das: aus ndd. d wird hd. t, aus ndd. b hd. p.

48. Das ndd. Wort für Pranger ist Kak. In Lübeck auf dem Markte ist der Kak noch erhalten. In Parchim hat der Kak vor dem Rathausgiebel gestanden. Von den Wörterbüchern führt nur Be das Wort, Du hat es nicht. Be gibt keine Verwandtschaft an. Wir haben in Parchim an der unteren Elde eine Kakswiese. Diese könnte ja nach einem Personennamen bezeichnet sein. Da der Name Kakswiese aber schon im 16. Jahrh. vorkommt, wie mir Herr Augustin sagt, nehme ich

an, daß der Ertrag der Wiese zu den Einkünften des Kakswärters gehört hat und die Wiese danach benannt ist. Interessant ist, daß sich in Tessin ein gewisses „Kak spelen" erhalten hat. Es wird in folgender Weise gespielt: Kinder türmen Steine auf. Wer mit seinem Stein auf die Spitze kommt, muß nach dem Steinhaufen werfen. Der Eigentümer des getroffenen Steines muß wieder aufbauen und weiter werfen. Es wird um Kugeln und dgl. gespielt. Dies ist eine Nachahmung der Gepflogenheit, Leute am Kak mit faulen Eiern u. ä. Sachen zu bewerfen. In Tessin hat, wie Herr Wessel mir mitteilt, noch 1819 ein Mädchen am Kak gestanden. Ein 72jähriger Einwohner in Tessin hat für das beschriebene Spiel heute noch den Ausdruck Kakspelen gebraucht. Der Name hat sich aber nicht erhalten, während das Spiel vor etwa 20 Jahren unter anderem Namen noch geübt ist.

49. Interessant ist für uns Parchimer auch das Wort K a w e l. Ich habe sonst das Wort Kawel oder auch Kabel für das gekannt, was man hier als Gartendämme bezeichnet, d. s. kleine, nicht eingefriedigte Stücke Land für Kartoffeln und Gemüse. In Parchim aber bezeichnet Kawel Stadtteil. Die Stadt ist in drei Herdschaften und jede Herdschaft in acht Kaweln eingeteilt: Marstallkawel, Rosenkawel, Sassenhäger Kawel usw. Nach den Kaweln war die Feldmark aufgeteilt. Nach Du gibt es das Wort Kabel als aus dem Ndl. stammend in der Bedeutung Anteil, Los. Auch MSd führt dies Wort Kabel auf. Er erklärt es für nordd. und gibt an, daß es ursprünglich Runenstab zum Lesen bedeutet habe und jetzt Anteil bezeichne. Wenn die Jungens bei uns Ball spielen, kabeln sie darum, wer anfangen soll. Einer wirft dem andern das Ballholz zu. Dieser ergreift es. Der erste faßt es über des zweiten Hand, der zweite wieder über der des ersten. So geht es fort, bis einer das Ende hat und damit am Spiel ist. MSd hat auch das holl. Wort Kaveling, das mit einem Male zur Versteigerung kommende Waren bezeichnet. Die Kawel ist also 1. das durch Kabeln = Losen erlangte Ackerstück und 2. der Stadtteil, der gemeinsam seinen Anteil an der Feldmark ausgelost hat.

50. Es ist ja fraglich, was unsere Parchimer Flurbezeichnung K o o l g r u n d bedeutet, ob es Kohlgrund oder kühler Grund ist oder ob sich darin ein Wort versteckt, das Zugang zum Wasser oder ähnliches bedeutet, wie es Herr Kracht als möglich angibt. Ich habe, um hierin etwas mehr Licht zu bringen, die Wörter K o l k und H o l l a n d betrachtet, habe aber nichts Entscheidendes gefunden. Heranzuziehen ist vielleicht, daß MSd Holland als Hohlland erklärt. Das eng. hollow = hohl würde verwandt sein. Die übrigen Wörterbücher lassen Holland = Holtland sein, wegen des dichten Buschwerks, womit früher die Ufer des Niederrheins bestanden waren. Be und Wa sagen, daß Holland früher Holtland geheißen habe. Verwandtschaft mit Kolk scheint nicht zu bestehen. Kolk wird als ndd. bezeichnet und bedeutet Strudel, Abgrund, tiefes Wasserloch. Be bringt das ndd. Kuhl = Grube, holl. kuil, damit in Verbindung. Im Ndl. gibt es dasselbe Wort kolk in derselben Bedeutung. Klu zieht zum Vergleich das ind. gárgara = Strudel heran. Das idg. g wird auf der german. Stufe ein k.

51. Sei hett em äwer bei L ü n z e n reidn makt, d. h. sei hett em uthunzt. Die Lünzstangen sind die Stangen, die vor dem Rade auf die Achse gesteckt werden zur Stützung der Leiter. Man sagt: bei Wagen ward uplünzt. Es zeigt sich, daß Lünse kein eigentümlich plattdeutsches Wort ist, sondern auch im Hd. vorkommt. Die Wörterbücher führen das Wort Lünse und erklären es als Achsnagel. Es ist ah. lun, luna, mh. luns, lunse, ndl. luns, lens, agf. lynes, eng. linchpin,

thüring. lunn, bayerisch Loner, Lonnagel. Man hat diese Sippe zu der idg. Wurzel lu = lösen in Beziehung gebracht, so daß Lünse eigentlich der Pflock zum Lösen des Rades wäre. Die Lünsen werden wohl öfters gereinigt werden müssen, so daß man zu der Redensart gekommen ist: em will'ck dei Lünzen reidn maken.

52. Verwandten Sinn hat die Redensart: em will ick moritzen liehrn. Diese Redewendung ist ganz einfach eine volksetymologische Bildung aus dem Lt.: dich will ich mores lehren, d. h. Sitten lehren.

53. Den hett hei schön röst, d. h. durchgeschüttelt und womöglich geprügelt. Man sagt auch: dei Sluck hett mi schön dörchröst. Ich halte das eng. to rouse = aufrütteln für verwandt. Im Dtsch. könnte man an Verwandtschaft mit rasen denken, das agf. ráesan = anstürmen lautet. Dazu gehört agf. ráes = Angriff, Sturm, eng. race = Lauf, anord. rás = Lauf. Man nimmt an, daß das hd. rasen aus dem Ndd. entlehnt ist, da es im Hd. bis zum 13. Jahrh. fehlt.

54. Dei Flaß ward upn Felln sprert, d. h. ausgebreitet. Das Wort sprern ist m. W. in Damm, Dütschow, Matzlow, Kossebade, Poserin gebräuchlich. Es ist dasselbe Wort wie das eng. to spread, das auch in demselben Sinne gebraucht wird: breiten, spreiten, Flachs zur Nachrotte breiten. Alteng. ist es spraedan und hd. spreiten, ah. spreitan, ndl spreiden, dän. sprede. Nach Klu wäre der Zusammenhang mit breit denkbar, wenn das got. usbraidjan zugrunde gelegt werden dürfte. Nicht hängt das Wort mit spreizen zusammen, das älter nh. spreutzen, ah. spriutzen heißt und „sich in die Höhe recken wie ein Strebebalken" bedeutet.

55. Dei Pier steden, sei sünd stetsch, d. h. in krankhafter Weise widerspenstig. Die Wörter steden und stetsch hängen mit stehen zusammen. Die Pferde widerstehen. Du und Be bringen das Wort stätisch und erklären es: nicht von der Stelle zu bringen, widerspenstig. Die Wörter haben eine reiche Verwandtschaft, weil stehen schon aus dem Idg. stammt: ah. stên, got. standan, eng. to stand, dän. staa, urv. lt. sto, gr. histemi, abu. stati, aperf. staja.

56. Kümmt mi so'n ollen Toppen vör dei Bein. Toppen wird verächtlich für Hund gebraucht. Mir war das Wort unbekannt. Es wird aber in Parchim viel gebraucht und ist weiter bekannt in Dütschow, Damm, Gischow, Darze, Ziegendorf, Kolbow. Die Wörterbücher haben es nicht. Bilden wir das Wort ins Hd. weiter, so wird aus dem t ein z, aus p ein pf und wir erhalten Zopf. Das ah. zopf bedeutet Ende, Zipfel, Zopf, es ist ndd. topp, ndl. top, eng. top = Gipfel, Scheitel, Kreisel, anord. toppr = Haarbüschel, afries. top = Büschel, schwed. top, dän. top = Spitze, Ende, Zopf. Die eigentliche Bedeutung ist nach Klu hervorstehendes Ende gewesen. Aus dem germ. Worte stammt die roman. Sippe, z. B. frz. toupet = Schopf, span. tope = Ende. Wenn unser Toppen hiermit verwandt ist, würde es Tier mit hervorstehendem Schwanz bedeuten. Nach Be ist auch Zapfen, dessen Grundbedeutung Spitze sein soll, mit Zopf verwandt, doch sagt Klu, Zapfen sei mit Zipfel verwandt, doch müsse Zopf fern gehalten werden. Es werden übrigens Baumstümpfe gelegentlich als Toppens bezeichnet, ein Umstand, der unsere Deutung stützt.

(Die nach Klu dem Worte Zapfen entsprechenden Wörter haben alle ein a: ah. zapfo, nordfries. tâp, ndl. tap, eng. tap, anord. tappe = Zapfen. Wenn unser Toppen hiervon abstammen sollte, könnte es den Hund als den häufig Wasser Lassenden bezeichnen.)

57. Dat Veih ward tüdert, d. h. es wird draußen mit langer Leine an einen in die Erde gesteckten Pflock gebunden, damit es unbeaufsichtigt weiden

kann. Dat Corn lett sick nich afwickeln, dat is all intüdert, d. h. in Verwirrung gebracht. Hei is all olt, hei tüdert all vel, d. h. er redet verwirrt. Das Wort findet sich in einigen Wörterbüchern. Es ist nach Be ndd., Du bringt es auch ohne diesbezügliche Bemerkung: der Tuder, Tüder = Strick zum Anbinden des Viehes auf der Weide, tüdern = Vieh auf der Weide anbinden. Be hat es auch in der Bedeutung verwickeln, verwirren. Eng. ist es tether = Spannseil für weidendes Vieh, to tether. Entwickeln wir das Wort tüdern, tether ins Hd. weiter, so wird aus dem t ein z, aus th ein d, und das Wort heißt zudern oder zaudern. Zu zaudern gibt Wa an, es sei im 17. Jahrh. ins Nh. aufgenommen und unsicherer Herkunft. Klu setzt zaudern zu mh. zûwen = ziehen oder mit agf. tyran, téorian, eng. to tire = ermüden in Verbindung.

58. Lat dat wäsen, hört man gelegentlich noch statt: lat dat sien. Dies wäsen entspricht dem alten plattdeutschen Imperfekt von sein: hei was kamen (statt heute: hei wier kamen), das sich bei Reuter und noch heute auf dem Lande findet. Engl. I was. Diese Wörter sind eines Stammes mit dem mh. wesen, ah. wesan, got. wisan = sein, bleiben; verwandt mit ihnen sind verwesen, währen, wahr. Die Wörter stammen nach Klu aus der Verbalwurzel wes = sein, verbleiben, die sich außerhalb des Germ. in der Skr.-Wurzel vas = bleiben, verweilen, übernachten findet. Nach Be ist mit wäsen verw. lt. Vesta, die römische Göttin der Wohnung und der Heimat. — Das Zeitwort sein hat in seiner Konjugation drei Stämme. Sein kommt von dem idg. Stamm es (ist, sind, sei, lt. est, esse = sein, gr. esti, skr. asti; Interesse). Der zweite Stamm ist idg. bhu = werden, lt. fio, gr. phyô, ah. bin, asächs. bium, agf. béo. — Der dritte Stamm ist wes.

59. Nu sünd wi tau Enn, nu können wi uns högen, dat't ut is. Dat is mal 'ne Hög. Uns is onlich höglich tau Sinn. Högen hat die Bedeutung von still lachen, es liegt etwas Verstecktes darin. Sollte högen mit hegen verwandt sein? Hei kann sick woll högen, würde dann bedeuten: er ist schön heraus, weil er gehegt, eingehegt, vor Gefahr geschützt ist. Hegen ist soviel wie „mit Hag umgeben", also verwandt mit Hecke, Hexe (ah. hag-zissa), verwandt auch mit behagen = Wohlgefühl empfinden, weil eingehegt. Ah. ist behagen = bihagôn, und Klu bemerkt dazu, daß hag = passen ein im Altgerm. verbreiteter Stamm ist. Nord. heißt das Wort hoegr = passend. Wir finden hier denselben Laut wie in högen. Auch die Bedeutung all dieser Wörter läßt sich zu der Bedeutung von högen in Beziehung setzen.

Alphabetisches Verzeichnis der erklärten Wörter.

Adebor 44
älwarkig 39
Annerbäulkenkinner 30
Auft 45
Baas 27
Boßbengel 28
böten 2
Bürn 26
Buttend 1
Büxen 46
döppt 47
droffen 15
Dudd 36
Ehmer 21
empörn 44 a
Funzel 23
Gannof 32
högen 59
Holland 50
janken 10
Jiper 9
Kak 48
kanköwfch 12
Kawel 49
Kekelreimen 33
Klackemeschü 4
knendlich 40
Knöwel 38
Kolk 50
Köppken 16
krandessig 41
Kraus 17
krönsch 42
krüsch 11
Külpoogen 34
lawwerig 13

Leggel 18
Leuwagen 25
Lünzen 51
Mäuschen 5
Meschüken 3
Moritzen 52
Musche 31
Ölesen 24
Ösel 22
Pirten 37
Poll 35
Prühn 19
rösen 53
Schü 6
sprern 54
steden 55
stengen 14
stieden 8
striepern 43
Toppen 56
tüdern 57
utdöppen 47
verstiepert 43
Wai 7
Wäschen 29
wäsen 58
wrausen 20

Up dei Kiesschossee.

Ein Stimmungsbild ut dei Grieſ' Gegend von Karl Puls.

Sommer is dat, nen heiten Sommerdag.

Dei Sünn mickert man so von den Häwen dal un krüselt dei Lucht tau flimmerige Kringels. Hett lang'n nich mihr rägent, un dei Natur jankt nah ein bäten Natt, oewer dei Häwen is noch so blank un so rein, blot ünnen an'n Auken glüdern poor mükerigen Lämmerwulken rut.

Dei düstern Dannen laten dei Ohren lurig hängen. Sei hewn Döst, heiten Döst. Un von dei stöwig Kiesschossee, wecker sick mang ihr as ein oll, grieſ' Snak hentreckt, stiggt ne Hitt up — un Stoffmieler, wenn mal sul ein Wagen up lankkloetern ded, dat einen dei Pust utgahn will. Ja, dat is drög nu, schier tau drög!

Tau drög? — O machjo! Noch is kein Plant verwählt. Dat Krudwark, wat hier waßt, kann ne gaude Portschon Sünn verdrägen. Kiek doch mal den willen Timmerjahn up dei Wegriff un an dei Bönken, wo hei sick breid makt hett, un wo hei bläuhen un rüken ded! Un dat fien Schosseekrud, dat sien ierſten gälen Bläuten mit Lachen ut dei Bladdbünnels schüwt! Nu kann dat bläuhen, nu bie dit Wäder. In den Rägen hadd dat kein Urt. Lütten un groten gälen Klever, Hunger- un Mus'klever odder Stoppnors wessel miteinanner aw un spälen Kiekümdeieck, wo in't saftigst Gräun ein Teppich von Heid ihr dei Utsicht an dei Wegsied verspart. Immen summen up poor Habicken rüm, dei later taun Upbräken kamen sünd, un ne rod' Blaudul hängt an ne Wickenbläutendrum' in den'n Schatten von ne Kroepeleik. Kopp- und Hangdießel warden von Bodderlickers un Fleigen ümdanzt, wecker dei dickbukten, gälen Stiernblaumen an dei Barg in dei Sünn nich estemieren; dei hewn jo keinen Honnig, dei Grotprahlschen. Poor Bodderblaumen- un Wegbladdbülten hollen sick mit wählig Arms soer un suer Snittgras von'n Liew, un ein Ihrenpries un dat bescheiden Sandveilken hängen ihr Saatbüdels in dei Sünn taun Drögen hen.

Rank as Pielers recken sick linker Hand dei brungriesen Bugdannendrümm nah den Häwen rup. Dörch ihr spattwierigen Nadelpöll sprenkeln Sünnenstrahlen dörch un kringeln Goldsnoek up dat halwdrög, gällig Muß un dei Heidpulsters in dei Lunken. Anner Sied von dei Schossee stahn vör ne lütt Schonung Dannen mit handlang'n frischutschaten Schotten, britansch dreimastig Saatböm, as Schosseewächters. Süh einer an, wat för gräun Schap sei oewer Johr wedder drägen! Un wat för oewerjohrten, uppluſ'ten Holtappel dalgluddert sünd! Weg un Fautstieg liggen dicht bi dicht vull. Ein Kaddeiker kümmt oewer dei Traden tau witschen, un as „Sühst woll, Schütt" sett't hei an den ierſten besten Bom hoch.

Rechts vörtau in ne Düpung breiden grassig Patbäuken ihr Fäkertelgens ut. Dor is dei Bodden sieder un wat sluckig. Nich wied vörweg bläken poor Köters, un links dörch dei Dannen schämern poor Däker, roden un griesen. Dat sünd dei Hüser von Quast, von dat armselig Dörp Quast, von wecker dei Lüdmund seggt: „Oewer Quast un Ramm geiht dei Weg nah Abraham", wat wieder nix heiten sall as: „In Quast hewn dei Lüd, poor Bäudners un Hüslers, taun Sattäten tau wenig un taun Dothungern tauväl". Un doch hewn dei Inwoehners ihr Heimat von Harten leiw! Ok dit Dörp hett sien Schönheiten un Eigenart. Kiek mal dei Schünen un Hüser an! Strohdackt mit Fackwark un Balkenverband! Un in wat för hübsche Figuren is dat Holt leggt! Up dei Fast an dat Gäwelennen poor Pierdkopp, oewer dei Grotdör ein Husspruch: Grüß ut dei olle Tied, as dei Welt sick noch aners dreihn ded' as hüt.

Achter Quast geiht dat wedder holtin. Dannen, ümmer Dannen! Twei stunnenwägs! Hier Bugholt, dor Sleitböm, und dor hinnen Stickdannen. Ümmer datsülwig: dei battig Hitt, dei stöwig Strat, dat Holt mit den'n Keinfettgeruch un dei unheimlich Still. Dei Natur lett so latschig, so ful. Dei Welt is so verlaten un dodig, as up nen Kirchhof. Is och ein Kirchhof, ne inzig, wiede Grawstäd', wo ne grote Seestadt mit all' ihr Lüd, ihren Riekdaum, ihr Haw un Gaud in grawen liggt. Süh, dor steiht ein Handwieser, un wo wiest dei Arm günt hen? Nah Ramm! Nah den letzten Rest von all' dei Herrlichkeit von dei oll Weltstadt Ramm: ein Buer, poor Bäudners un ne Handvull Hüslers. Dorüm hett sick dei Natur hier ihr Truerkleed antreckt un lett kein lustig Läwen upkamen. Sei truert üm Stadt Ramm.

Schritt vör Schritt geiht dat linksüm, rechtsüm, bargup, bargdal, ümmertau, ümmertau. Ümmer dasülwig. Bät ein Höppel kümmt, dei wieder un gröter is as all' dei annern: dei Leihmbarg. Hier waßt mihr Krudwark, saftiger Gras as an'n Weg, ok Lowbüsche, un wo dat rechts nah dei Kuhl dalgeiht, tämlich schüssig in ne deipe Lunk mit utslagen Traden, wassen Irdbieren dicht bie dicht un nödigen un locken: „Kumm doch, kumm doch!" Un in dei Kuhl sülwst wesselt frisch Gras mit Klever, Wintergräun un Waderpütten, in dei Wadervierbeins un Poggen ihr Dauhn driewen, aw. Steil stiegen dei Wänner, woll fiefhunnert Meter in dei Runnen, poor Meter an dei Sieden hoch, un dei Kuhlenwächter is mit sien Krüzhack bie, ein Föhrer lostaubicken, denn disse Kuhl versorgt sied ollen Tieden dei ganze Gegend mit Leihm för Awens, Hierde un Dälen. Woans dei Barg hier midden mang all' den fleigen Sand hierkamen is? Je, dei Lüd seggen, as Stadt Ramm wägen ihr gottlos Driewen mit Sand tauweiht würd, sünd Zwerge kamen un hewn dei Kirchenklocken up nen Wagen mit söß Ossen verladt un hewn losführt, oewer hier is ein Rad an ihren Wagen braken, dat sei nich wiederkamen kunnen. Doch dei hilligen Klocken sullen nich mit ünnergahn. Dorüm is disse Städ von den Sand verschont bläwen. Dörhier wier dei ganze Gegend fettleihmig. Later sünd dei Klocken nah Olt-Jabel brächt worden, wo sei nu noch in den Torn hängen soelen.

Nen Strämel wieder steiht ne Saatdannen, dei jeder in dei Ümgegend kennt, un männig grugelhaftig Minsch wagt sick in'n Schummern nich mihr an vörbie. Hier wier dat, wo sick kort vör den Krieg dei Bargmann Wagner von ne Dynamitpatron utenein rieten laten ded', dat sien Arms un Bein un Ingedäum ut dei Böm tausamensöcht warden müßten.

Dörn, wo dei Schossee einen Knick nah links makt un Dannen as ne düster Muer dat Og' den Weg versparren, schämert wat rödlich mang dei griesen

Stämm dörch. Js dei ierst Gruß von Jeiser, dat Sprüttenhus. Hier von dei letzt Anhöcht geiht dat nu rasch bargdal. Käuhl weiht einen ne frische Lucht entgegen. Ellern un Eiken pedden sick gegensiedig bienah up dei Fäut, so dicht wassen sei links lunkdalwarts. Un twüschen dei ranken Sträwen dörch blänkert un glimmert dei Sülwerspeigel von den Jeiserschen See as ein fründlich Herrgottsog' nah all' den griesen Sand un Stoff. Gegenoewer bekieken sick dei ollmaudschen Buernhüser in den See, un links in den Bäkschen Hof grasen Käuh un minkern Fahlens. Dorvör wassen witt Pümmelkens un gälen Diekrausen un bätlang grawen Pumppäsels mit brunen Wullkühls. Un wo dei Kiesschossee bie dat Sprüttenhus ünner hoge Eiken nah dat Dörp rinbögt, palschen Jungs in dat käuhle Natt rüm in ihr blank Herrgottskleed, un up den Rasen an den See klingelt Buer Bäkmann sien Schapbuck sien Snucken wat vör.

Mitteilungen.

Waldbau im Ruhrbezirk. Früher forstete man Abtriebs- und Ödlandsflächen fast ausschließlich mit Nadelholz auf, und zwar besonders mit Kiefern, und nutzte sie durch Kahlschlag. Auf diese Weise kommen die freien Flächen schnell in Bestand und zeigen anfänglich ein frohes Wachstum.

Kahlschläge wirken jedoch in folgender Hinsicht schädlich: Die Stetigkeit des Waldwesens wird verletzt, die den Waldboden verbessernden Kleinlebewesen werden vernichtet, die Krümelung des Waldbodens wird zerstört, indem er sich verdichtet, die leichtlöslichen Nährstoffe werden ausgelaugt und die Feinerde wird weggeschwemmt. Gegen reine Kiefernbestände in Nordwestdeutschland sprechen Klima und Bodenabstammung, insbesondere die starke Bewölkung, Niederschlagsmenge und Luftfeuchtigkeit, die geringe Verdunstung, Lichteinwirkung und Bodenerwärmung und der geringe Unterschied zwischen den Wärmegraden in den einzelnen Jahreszeiten, schließlich die Kalkarmut des Bodens. Infolge der ständigen Sickerwässer bilden sich in reinen Nadelholzbeständen so bedeutend saure Rohhumusablagerungen, daß Licht und Luft allein sie nicht zerstören können. Diese Umstände führen daher häufig eine Trockentorfschicht herbei und zerlegen die Mineralbodenschicht in einen — von Kalk, Kali, Eisen, Ton und Feinerde freien — Bleichsand und in eine tiefere ortsteinähnliche Schicht, in der sich die ausgewaschenen Stoffe in ungünstiger Gestalt wieder ausscheiden.

Auf den neu aufgeforsteten Flächen dieser Art läßt daher die Wuchsleistung später nach, die Stämme werden massenhaft trocken und die Bestände durchlöchern sich schon im Stangenholzalter. Hierzu treten im Industriegebiet noch die Rauchschäden und die Waldbrandgefahr.

Um diesen Schäden entgegenzutreten, empfiehlt es sich, keinen Kahlabtrieb mehr vorzunehmen (d. h. den Waldbestand nur unter Schirm zu verjüngen) und nur noch Mischbestände, vornehmlich aus Laubholz, heranzuziehen.

Die Bestände müssen zusammengesetzt werden aus humusbildenden Holzarten (Buche, Kiefer, Douglasfichte) und humuszehrenden Holzarten (Eiche, Rüster, Ahorn, Esche, Birke, Lärche). Von Nadelhölzern kommen im allgemeinen nur noch die deutsche und die japanische Lärche sowie die Douglasfichte in Betracht. Bei der Aufforstung von Brand- und Ödlandsflächen wird man die Kiefer allerdings vorläufig nicht entbehren können, wenn man den Boden schnell wieder decken will. Dem gleichen Zwecke soll die Birke dienen. Von Laubhölzern sollen hauptsächlich Buche und amerikanische Eiche verwendet werden, mit Beimischung von Traubeneichen, Rüstern, Ahornen und — an feuchteren Stellen — Eschen. Bei der Verjüngung von Kiefern- und Buchenbeständen muß der Rohhumus möglichst kurz vor der eigentlichen Kultur auf ganzer Fläche und in ganzer Tiefe beseitigt oder in Dämmen aufgeworfen werden, zwischen denen die eigentlichen Kulturflächen liegen sollen. Bei zu verjüngenden Eichenbeständen ist ein zu beseitigender Rohhumus nicht vorhanden. Die einzelnen Baumarten werden gewöhnlich für sich in Gruppen eingebracht. Bei der Bestandsverjüngung dient die Buche als Grund-

bestand, bei der Aufforstung von Brand- und Ödlandsflächen die Kiefer oder die Birke. Auf das Hektar nimmt man 150 kg Bucheln, daneben 50 kg amerikanische Eicheln oder 50 kg Traubeneicheln oder 15 kg Rüstern- oder Ahornsamen oder 4 kg Lärchensamen. Japanische Lärche und Douglasfichte werden als dreijährige Pflanzen eingebracht. Falls keine Samen zu beschaffen sind, wird auch sonst gepflanzt, und zwar in ziemlich engem Verbande (1 m). Je zwei Buchenpflänzchen werden in ein Pflanzloch geklemmt. Auf Abtriebsflächen aus Waldbrand, Raupenfraß, Sturm usw. kommen 3 kg Kiefern- und ½ kg Lärchensamen oder — bei fortdauernder Brandgefahr — 35 kg Birken- und 1 kg Lärchensamen auf das Hektar. Sind samentragende Birken in unmittelbarer Nähe, so genügt die Verwundung des Bodens. Andernfalls kann man die Fläche mit samenbehangenen Birkenzweigen bestecken. Ödlandsflächen werden zunächst mit 3 kg Kiefern- und 1 kg Lärchensamen besät, oder es sind einjährige Kiefern zu pflanzen, in welche gruppenweise — etwa zu 1/5 der Fläche — Lärchen einzusprengen sind. Die Überleitung in Laubholzmischwald erfolgt dann später. Vor dem Unterbauen ist es notwendig, die Kaninchen auszurotten, da diese Tiere mit Vorliebe an alle Pflänzlinge gehen, die, wie Buchen, Lärchen, amerikanische Eichen, aus dem alltäglichen Geschmacke herausfallen. Konrad Masch, Recklinghausen.

Zu dem Hundenamen Wasser (Mecklenburg 1924 S. 94) erhalten wir von zwei ganz voneinander unabhängigen Seiten eine überraschende neue Deutung. Ernst Hamann schreibt aus seinem Ruhesitz Alt-Gaarz: Auf dem Felde weidende Hirten sagten mir wiederholt, daß sie ihre Hunde so benannt hätten, damit die Hexen ihnen nichts anhaben könnten, denn an „allens, wat flütt", wagten sich die Hexen nicht heran. Damit sind auch Namen wie Flut, Oder, Donau erklärt. Wir haben auch unserem prächtigen Schäferhunde den Namen Strom gegeben. Ich liebe diesen Namen sehr, weil er verschiedene Bedeutungen hat und in verschiedenen Farben schillert.

Ferner E. Voß, Basedow: Hexen können nicht über fließendes Wasser kommen. Der Schäferhund aber umkreist die Herde. Darum nennt der Schäfer den Hund Wasser, Strom usw. Wenn nun diese um die Herde laufen, ist sie gegen Hexen geschützt. Dasselbe ist es, wenn die Hunde nachts das Gehöft umkreisen, damit also alle unholden Wesen bannen.

Sonderbar bleibt nur die hochdeutsche Namensform.

Dazu noch folgende Zuschriften:

Ja grad dorüm, weil in Mittel- un Ostdütschland bei Hunnennam „Wasser" vörkümmt un nich in Bayern, also in'n Süden (säd mi deisülwig Herr Eddelmann), grad dorüm nähm ick an, „Wasser" is slavisch, denn bei Wennen hewn ok Mitteldütschland bewahnt. Bei Spreewold is hüt noch tämlich slavisch. Dat Namens, wecker wat mit Wader tau dauhn hewn (Wasser, Strom, Flut), nich bespraken warden koenen, föhr ick up dei Kraft von den Schutzgott-Namen trügg. Hadd „Wasser" wat mit Wader tau dauhn, denn wier dei Nam plattdütsch west. Karl Puls.

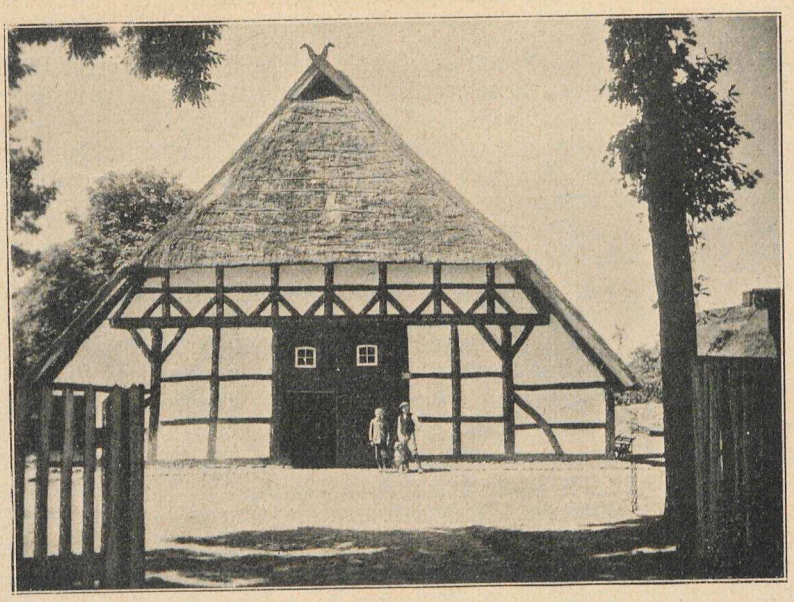
In alten Zeiten hießen die Hunde fast nur Wasser oder Strom. Der Grund war folgender, wie ich von alten Leuten erfuhr. „De Hund füll jeder Tid räden koenen, Dag un Nacht. Dat giwt oewer Lüd', de koenen 'n Hund glik still maken dörch Bespräken. Dorgegen helpt allein de Nam: Wasser, orer Strom, denn Water un Strom kann keiner still maken." Dazu stimmt auch, daß Flußnamen für Hunde gewählt werden. Auch „Don" ist hier ein Name für Hunde, vielleicht Abkürzung von „Donau", wenn nicht auch schon neuere Bezeichnung, die fast stets hochdeutsch ist. Daß Hundenamen als Zaubermittel stets hochdeutsch waren, ist wohl damit zu erklären, daß bei Besprechung auch meist das biblische Hochdeutsch gebraucht wurde. „Jetzt glöwen de Lüd jo dor nich mihr an, nu heiten dei Hunn Philax un Molly un Pluto." Als Mittel, um Hunde still zu machen, wird noch empfohlen, den Hutrand zwischen die Zähne zu nehmen und sich in die „Huke" zu setzen, oder dem klaffenden Köter zuzurufen, wo man hingehen will.

Nun zu „Wassiel". Nach Mitteilung eines baltischen Pastors ist das die Russifizierung des griechischen βασιλεύς (König) oder des dazu gehörenden Adjektivs βασιλικός, entspricht also auch der hiesigen Gewohnheit, Hunden Fürstentitel zu geben.

G. Romberg, Gr. Laasch.

Schriftleitung: Professor Dr. Beltz-Schwerin, Geh. Oberbaurat Pries-Schwerin.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. C. Lüttgens in Schwerin.
Druck und Verlag der Bärensprungschen Hofbuchdruckerei.



Banzkow bei Crivitz.

VEREIN DER FREUNDE DER NATURGESCHICHTE IN MECKLENBURG

Mecklenburg.

Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg

(Landesverein des Bundes Heimatschutz.)

20. Jahrg. Dezember 1925. № 4.

Beiträge zur Bauernhausforschung in Mecklenburg.

Von Studienrat Dr. Folkers, Rostock.

Um die Erforschung des mecklenburgischen Bauernhauses hat sich niemand größere Verdienste erworben als der jetzige Museumsdirektor W. Peßler in Hannover. Wer sich über den Stand der Forschung unterrichten will, muß sich an drei Veröffentlichungen aus Dr. Peßlers Feder halten: sein Buch „Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung“ (Braunschweig 1906), das auf S. 57 bis 60 die ihm bekannt gewordenen Quellen und Hilfsmittel für die mecklenburgische Bauernhausforschung zusammenstellt und auf S. 218 bis 230 auf Grund eigener Wanderungen genau die Grenzzone zwischen niedersächsischer und mitteldeutsch-fränkischer Bauweise auf mecklenburgischem Boden festlegt, sowie zwei größere Zeitschriftenaufsätze, „Das altsächsische Bauernhaus in Mecklenburg“ in der Zeitschrift des Heimatbundes „Mecklenburg“, I. Jahrgang (1906) S. 67—70, und „Hausgeographie von Mecklenburg“ in der Zeitschrift „Deutsche Erde“ (her-

ausgegeben von Paul Langhans) XI. Band, Gotha 1912. Letzterem Aufsatz ist eine wertvolle Übersichtskarte beigegeben, die ebenso wie die Karte in dem zuerst erwähnten Buch unentbehrlich ist.

Mancherlei Beiträge zur mecklenburgischen Bauernhausforschung enthält natürlich die Zeitschrift „Mecklenburg". Vor allem sei auf den Aufsatz von Ritter über „Mecklenburgische Bauernhäuser" im III. Bande (1908) S. 91—93 hingewiesen wegen der hier wiedergegebenen drei Hausgrundrisse.

Die Zusammenstellung der älteren literarischen Zeugnisse über das mecklenburgische Bauernhaus bei Dr. W. Peßler in seinem zuerst genannten Buch konnte bei dem weiten Umfang des behandelten Gebietes natürlich nicht erschöpfend sein. Zu ihrer Ergänzung sei daher hingewiesen auf das Buch des Herzoglich meckl.-schwerinschen Bauinspektors Ernst Christian August Behrens „Die mecklenburgische Landbaukunst oder Sammlung von Original-Zeichnungen, wonach gebauet worden ist und noch gebauet wird" (Schwerin und Wismar 1796). Behrens bringt Zeichnung und Kostenrechnung von vier Bauernhäusern verschiedener Größe (auf den Kupfertafeln Tab. 12, 13, 1 u. 2, und 14), doch sind auch die Risse und Angaben über das Holländer-Haus auf Tab. 11, die Schulmeister-Wohnung auf Tab. 6 und die Ziegler-Wohnung auf Tab. 25 heranzuziehen, weil überall im Grunde nur eine leicht abgewandelte Form des alten niedersächsischen Bauernhauses vorliegt.

Im Deutschen Lesebuch von Kehr und Kriebitzsch (13. Aufl.) findet sich auf S. 336 bis 338 als Lesestück Nr. 280 „Ein Bauernhof in Mecklenburg" von A. Berthelt, das viele gut beobachtete Einzelzüge bringt und im ganzen einen recht altertümlichen Zustand widerspiegelt. Die Beschreibung ist dem Werke „Die Geographie in Bildern" (Leipzig 1856) S. 371 entnommen und daher durch ihr Alter als Quelle von Wert.

Das „Archiv für Landeskunde in den Großherzogtümern Mecklenburg" enthält im 16. Jahrgang (5./6. Heft, Schwerin, Verlag Sandmeyer 1866) einen von dem bekannten Bauernhausforscher Dr. G. Landau in Cassel angeregten sehr inhaltreichen Aufsatz von L. Fromm „Über die Grenze zwischen der altmecklenburgischen (sächsischen) und der märkischen Bauweise der bäuerlichen Gehöfte in Mecklenburg und in der Priegnitz", der die von Dr. Peßler vorgenommenen Grenzfestlegung von 1906 in der wertvollsten Weise ergänzt, da das von Fromm gesammelte Material 40 Jahe älter ist als das Peßlers und dieser offenbar ganz unbeeinflußt von Fromm gearbeitet hat.

L. L. Ludwig Dolberg, „Eine Küstenwanderung von der Warnow bis Wustrow" (Ribnitz 1885) beschreibt S. 24 die Einrichtung der Bauernhäuser zu Rövershagen bei Rostock.

Noch wichtiger ist die Beschreibung der Bauernhäuser auf dem Fischlande in einem Inventarium der Güter des Klosters Ribnitz von 1620/21, dessen Inhalt man bei C. J. F. Peters, „Das Land Swante-Wustrow oder das Fischland" (Rostock 1884), wiedergegeben findet.

Dem Erscheinungsjahr nach zwar jünger als das grundlegende Buch von Peßler, dem Inhalte nach aber weit älter und gerade dadurch wertvoll ist das Buch von Dr. F. Schildt, „Ein Bauerndorf im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin" (Schwerin, Herbergers Hofbuchdruckerei 1907), worin das Heimatdorf des Verfassers, Büschow bei Warin, nach seinen Erinnerungen in den 1850er Jahren geschildert und auch das Bauernhaus ziemlich eingehend behandelt wird. Von der geschichtlichen Seite hat Schildt dasselbe Bauerndorf schon in seiner

„Geschichte des Dorfes Büschow" (Schwerin, Bärensprungsche Hofbuchdruckerei 1884) behandelt.

Über das den Übergang zum holsteinischen vermittelnde ratzeburgische Bauernhaus findet sich außer der bei Peßler a. a. O. zusammengestellten Literatur allerlei in den „Mitteilungen des Altertumsvereines für das Fürstentum Ratzeburg", der sich seit 1922 „Heimatbund für das Fürstentum Ratzeburg" nennt. Ich verweise auf Bd. I (1919) S. 30—34: „Das alte Schulzenhaus zu Bechelsdorf" von Fr. Buddin, Bd. II (1920) S. 12—15: „Alte Backhäuser auf den Bauernhöfen im Ratzeburgischen" von Architekt W. Lenschow, Bd. VI (1924) S. 3—8: „Das Strohdach" von Fr. Tiedemann, endlich Bd. VII (1925) S. 18—22: „Das Bauen auf dem Lande" von Architekt W. Lenschow. In demselben Heft (VII, 2) ist auch unter der Überschrift „Das ratzeburgische Bauernhaus vor 100 Jahren" die Beschreibung abgedruckt, die Rektor Masch (Schönberg) im Jahrbuch des Vereins für meckl. Geschichte und Altertumskunde 1837 S. 148 veröffentlicht hat. Erwähnung verdient noch ein sehr inhaltreicher Aufsatz von Fr. Buddin in dieser Zeitschrift („Mecklenburg", Bd. VIII, 1913 S. 43—51) „Giebelschmuck alter Bauernhäuser im Ratzeburgischen". Endlich enthält das zweibändige Werk des Pastors Alfred Horn „Zur Geschichte des Kirchspiels Selmsdorf" (Schönberg o. J.) im 2. Bd. S. 12—25 ein 4. Kapitel: „Der Bauernhof mit seinen Baulichkeiten und Einrichtungen".

Von mir ist in der vom Heimatbund für das Fürstentum Ratzeburg in Schönberg i. M. herausgegebenen Schriftenfolge „Quellen der Heimat" als Heft F 2 erschienen: „Das Bauerndorf im Lande Ratzeburg" (1925) und in Heft 1 der „Meckl. Monatshefte" (Hinstorff, Rostock, I. Jahrgang 1925) ein Aufsatz „Die Wohnkultur des mecklenburgischen Bauerndorfes" (S. 41 bis 44), beide mit Abbildungen, sowie ohne Bildbeigaben ein kurzer Beitrag in dem von Stud.-Dir. Dr. A. Huhnhäuser herausgegebenen mecklenburgischen Heimatteil zu „Lebensgut. Ein deutsches Lesebuch für höhere Schulen" (Diesterweg, Frankfurt 1924) Teil IV S. 8—12 „Was das mecklenburgische Bauerndorf aus der Vergangenheit zu erzählen weiß". Kurz zusammengefaßt habe ich den heutigen Stand der Forschung in einem Aufsatz „Das mecklenburgische Dorf" mit 16 Abbildungen in „Mecklenburg. Ein Heimatbuch" Wismar 1925 S. 107—118.

Grundlegend für die Hausforschung in Mecklenburg ist die Tatsache, daß das Land durch eine ungefähr diagonal von Südwesten nach Nordosten verlaufende Grenze in zwei Hausgebiete zerlegt wird. Der Norden und Westen hat das dreischiffige niedersächsische Bauernhaus mit dem hauptsächlich durch die beiderseits der Mittellängsdiele verlaufenden Reihen Eichenständer getragenen hohen Strohdach. Der Süden und Osten hat Teil am Verbreitungsgebiete der sog. mitteldeutschen, auch wohl als fränkisch bezeichneten Gehöftform, deren Hauptmerkmale das Nebeneinander verschiedener lose verbundener Baulichkeiten für Wohn- und Wirtschaftszwecke ist, die sich beim Großbauern zu einem Viereck um einen Hof ordnen, dem alle Gebäude die Traufseiten zukehren. Das Hauptgebäude ist zwar wie das niedersächsische Bauernhaus ursprünglich Wohn- und Stallhaus zugleich, wie etwa noch das rheinische Großbauerngehöft wenigstens das wertvollste Vieh, die Pferde, unter demselben Dache wie die Menschen unterbringt, doch herrscht die Querdiele statt der Längsdiele, das Dach wird von den Außenmauern mehr getragen als von Ständern und es besteht Neigung zu zweistöckiger Bauweise, die dem niedersächsischen Baugedanken widerstreitet. Diese eigenartige Gehöftform,

die selbst beim Kleinbetrieb, wo an die geschlossene Viereckbildung der stattlichen Vollbauernhöfe nicht zu denken ist, sich vom niedersächsischen Hause noch deutlich durch das Nebeneinander der Wohn- und Wirtschaftszwecke statt der untrennbaren organischen Einheit beider unterscheidet und noch in unseren mecklenburgischen Büdnereien, freilich unter Übernahme von allerlei niedersächsischem Beiwerk wie dem Ständerwerk und auch den Kübbungen, zu erkennen ist, reicht mit ihrem Gebiet weit über deutschen Boden hinaus in die romanischen Lande hinein und muß wohl als die alte römische Villa rustica angesprochen werden, die sich im Rheinlande eingebürgert hatte und bei den Germanen, zuerst wohl wirklich beim Stamme der Franken, Nachahmung fand. Prof. Gallée ist sicherlich im Recht, wenn er diese von ihm auch im holländischen Limburg gefundene geschlossene Gehöftform in seinem großen Werk „Das niederländische Bauernhaus und seine Bewohner", Utrecht (Osthoek) 1909, als Romeinsche Villa Bouw bezeichnet. In Mecklenburg ist im Lande Stargard wie im Amte Röbel (z. B. Dipperow und Lärz) die geschlossene Gehöftform in schönen alten Beispielen zu finden, wobei das Wohnhaus oder vielmehr ursprünglich Wohnstallhaus im Hintergrunde des Hofes oder auch seitlich von ihm mit dem Giebel zur Dorfstraße, jedoch ohne Tür, und der Traufseite, die den Eingang enthält, zum Hofe stehen kann. (Abb. 1, Lärz bei Röbel.)

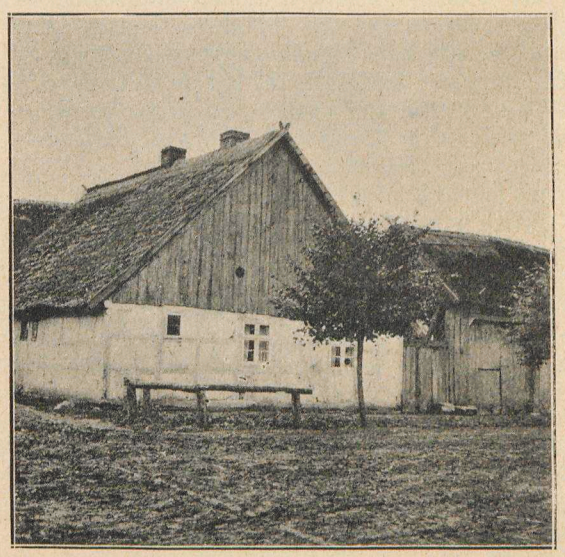


Abb. 1. Lärz bei Mirow, mitteldeutsches („fränkisches") Gehöft.

Die Grenze zwischen niedersächsischer und mitteldeutscher Bauweise wie in ganz Nordwestdeutschland, so in Mecklenburg festgelegt zu haben, ist ein wesentliches Verdienst Dr. Peßlers. Diese Aufgabe war in Mecklenburg um so schwieriger, als die Grenze nichts weniger als geradlinig verläuft, sondern den verwickelten Charakter einer nordischen Schärenküste trägt, ja auf weite Strecken im Gebiete der großen Güter Ostmecklenburgs aus Mangel an Bauernhäuser gar nicht feststellbar war. Um so höher muß man Peßlers Leistung bewerten, wie sie in Text und Kartenbeigaben seines erwähnten Werkes „Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung" (1906) vorliegt. Ich habe auf meinen Wanderungen durch die mecklenburgischen Dörfer Gelegenheit gehabt, Peßlers Feststellungen eingehend nachzuprüfen, und dabei gefunden, daß sie durchaus genau und zuverlässig sind. Daher habe ich ihnen wenig hinzuzufügen. Da es sichere Tatsache ist, daß der Grenzsaum des niedersächsischen Hauses abbröckelt, so hat es natürlich nichts zu besagen, wenn ich in manchen Dörfern, wo Peßler noch das altsächsische Bauernhaus fand, es nicht mehr feststellen

konnte. Dagegen hat es mehr Bedeutung für die Forschung, wenn das niedersächsische Haus in Ortschaften nachgewiesen wird, die Peßler nicht gefunden hat. Vereinzelt sind ihm auch unbedeutende Versehen untergelaufen, die wohl z. T. darauf zurückgehen, daß er sich auf Hörensagen in anderen Dörfern verlassen mußte. So gibt er von dem ritterschaftlichen Dorfe Wendischhagen bei Malchin an, daß dort das niedersächsische Haus verschwunden sei. Es stehen dort aber noch zwei sehr schöne bewohnte Sachsenhäuser auf Vollbauerstellen (Hufe V und VI, vgl. Abb. 2 u. 3), allerdings hineingestellt in Gehöfte von unverkennbar mitteldeutsch-fränkischem Typ (Wohnstallhaus und Scheune rechts und links, Viehhaus im Hintergrunde des Hofes quergestellt). Wendischhagen bildet so heute einen wichtigen Vorposten echter niedersächsischer Bauweise. Aus der Plauer Gegend berichtet Peßler: „Das einzige Langhaus in Retzow, das nach Süden gerichtet ist, gewährt mit seinem zerfetzten Strohdach und seiner Umgebung von Bäumen und Gestrüpp ein überaus malerisches Bild; im Gegensatz zu dem Neubau des Wohnhauses dient es als Wirtschaftsgebäude." Ich fand 1924 in Retzow ein gut gehaltenes bewohntes Sachsenhaus an der Ostseite des Kirchhofes mit der eigenartigen Fachwerkkirche, Grotdör nach Osten gerichtet, das als äußerster südöstlicher Vorposten niedersächsischer Bauweise in Mecklenburg wohl verdient, im Bilde festgehalten zu werden. (Abb. 4.)

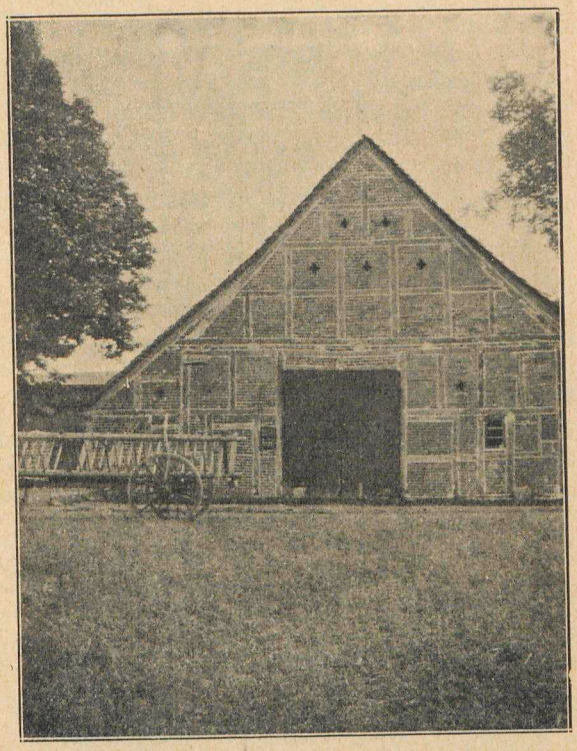


Abb. 2. Wendischhagen bei Malchin.

Zur Ergänzung der Liste von Grenzdörfern mit niedersächsischen Häusern, wie sie Peßler S. 223 gibt, seien erwähnt: im Klostergebiet von Dobbertin die Dörfer Kirch-Kogel und Nienhagen, im ritterschaftlichen Gebiet nordöstlich Güstrow auf der gräflich Schlieffenschen Begüterung das kleine Neu-Zierhagen bei Schlieffenberg, wo von drei Kossatengehöften 1925 noch zwei das niedersächsische Bauernhaus sogar mit Dordergiebeln in Klehmstakenbau aufwiesen, im ritterschaftlichen Gebiet östlich der unteren Warnow Kl. Schwarfs und Kl. Lüsewitz mit je drei niedersächsischen Bauernhäusern, die namentlich in letzterem Dorfe sehr schön erhalten sind (vgl. Abb. 16), dazwischen zwei Sachsenhäuser in Fresendorf, in den Bauerndörfern am Rande der Rostocker Heide zu beiden Seiten der Bahn Rostock—Stralsund Mönchhagen, Willers-

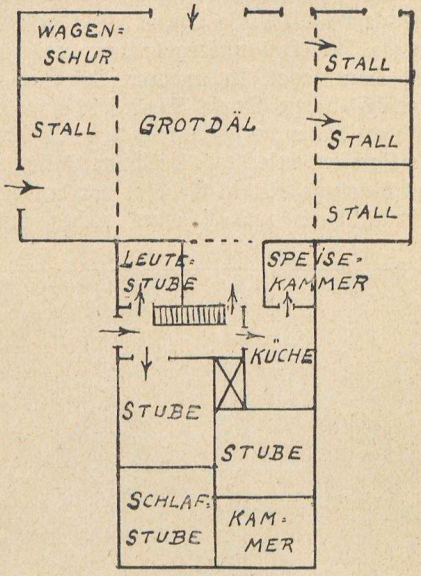


ABB. 3 WENDISCHHAGEN BEI MALCHIN
HUFE VI

hagen (zwei bewohnte Sachsenhäuser) und Behnkenhagen. Die beiden letzteren fehlen zwar im Text, sind aber auf Peßlers Karte eingetragen, wo wiederum Rostocker Wulfshagen, Blankenhagen, Völkshagen (im Text versehentlich Volkshagen genannt), Pastow und Wiendorf irrtümlicherweise nicht bezeichnet sind. Doch sind das alles Kleinigkeiten, die nur um der völligen Sauberkeit der Arbeit willen nachzutragen und bei einer Neuauflage zu berücksichtigen wären. An den Ergebnissen Peßlers ändern sie nichts, sie unterstreichen sie vielmehr. Es bleibt dabei, daß (Peßler S. 224) Plauer See, Nebel, Augraben, Recknitz und Saaler Bodden die Ostgrenze des geschlossenen sächsischen Typengebietes in Mecklenburg bilden und vor ihr sächsische Haustypeninseln, unter denen das Darguner Amt die größte ist, im Gebiete der großen Güter und der mitteldeutschen Gehöfte liegen.

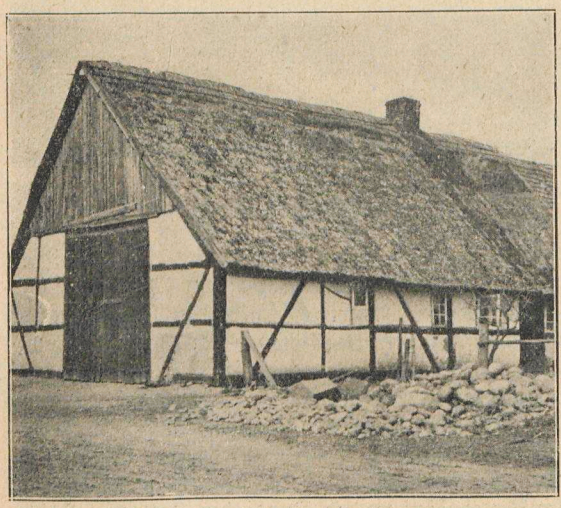


Abb. 4. Retzow bei Plau.

In seinem Aufsatz „Die Hausgeographie von Mecklenburg", Deutsche Erde Bd. XI, 1912, S. 17, schreibt Peßler: „Der Überlieferung nach hat das Sachsenhaus vor 50 Jahren noch weiter östlich bis Rühlow, Warlin und Tölpin gereicht (Alle drei Dörfer an der Bahn Neubrandenburg—Strasburg gelegen. Anm. d. Verf.). Diese von Südwesten nach Nordosten reichende Grenzlinie wird in Pommern durch die Dörfer Ducherow und Wilhelmsburg aufgenommen und erreicht bei Ückermünde das Oderhaff." Hier liefert, wie schon erwähnt, die 1866 veröffentlichte Arbeit von

L. Fromm wertvolle Ergänzungen zu den Untersuchungen Peßlers. Letzterer hat anscheinend den ziemlich schwer auffindbaren Aufsatz von Fromm nicht gekannt. Er hätte hier eine starke Stütze seiner Ansichten über das Zurückweichen des niedersächsischen Bauernhauses im mecklenburgischen Südosten gefunden. Bei der schwierigen Zugänglichkeit der Frommschen Arbeit seien ihre Hauptergebnisse kurz zusammengefaßt. Fromm ist sich über die charakteristischen Unterschiede des niedersächsischen Bauernhauses und des mitteldeutsch-fränkisch-romanischen Gehöftes durchaus klar. Er nennt ersteres die „altmecklenburgische", letzteres die „altmärkische Bauart", weist Gielow bei Malchin trotz Annäherung an märkische Gehöftform der altmecklenburgischen Bauweise zu, weil das Wohnhaus ein großes Tor und Diele, Scheunenraum und auch einige Stallokalitäten für Pferde und Füllen habe. Fromm versteht hier offenbar unter Diele eine richtige Mittellängsdiele, die ja nach Peßler erst um 1880 in Gielow ausgestorben ist, denn Fromm selbst bestimmt vorher die „altmecklenburgischen Häuser" als „Langshäuser", die als Haupteingang „das große Scheunenthor an der Giebelseite" aufweisen. Dagegen charakterisiert er die „altmärkische Bauweise": „Die Scheune hat ein Einfahrtstor, aber nicht, wie es als das Bequemste erscheinen würde, nach der Straße, sondern nach dem Hofe hin, so daß man von diesem aus einfahren muß, und die Diele der Scheune geht also nicht der Länge, sondern der Breite nach hindurch." Demgemäß weist er Zielow und die andern Dörfer an der Westseite der Müritz der altmärkischen Bauweise zu, weil „die Bauerhäuser die Diele (d. h. also die Längsdiele. Anm. d. Verf.) und das große Thor nicht haben". So gelangt Fromm zu folgender Abgrenzung der beiden Bauarten: „Gegen Pommern bildet die Peene die Grenze, dann der Cummerower See und hierauf die Kittendorfer, mit der aus dem Torgelower See sich verbindende Peene bis zu ihrer Mündung bei Malchin. In den Aemtern Neukalen-Dargun-Gnoien herrscht, soweit noch alte Häuser vorhanden sind, nur die altmecklenburgische Bauart. In Warsow hat selbst die einzige alte Büdnerei diese Form. Im Domanialhofe Niendorf (östlich Teterow. Anm. d. Verf.), welcher bis 1801 Bauerndorf war, stehen noch einige der alten Bauerhäuser, welche jetzt zu Tagelöherwohnungen benutzt werden. In Schorrentin ist das Predigerhaus in gleichem Style erbaut, der trotz aller Durchbauten noch deutlich zu erkennen ist. Sonst sind die mehrsten Häuser jetzt neu, namentlich auf den ritterschaftlichen Besitzungen, wo sämtliche Bauern ausgebaut sind."

„Die Grenze, welche die Kittendorfer Peene bildet, führt in einem Bogen auf die Nordspitze der Müritz bei Waren hin. Gielow liegt westlich von der Peene und würde somit auch seiner Lage nach dem Gebiete der altmecklenburgischen Bauart angehören. In der Nähe finden sich weiter keine alten Häuser mehr. Auf den großen Gütern um den Malchiner See ist alles neu gebaut. Indessen sind doch in den Pfarren Jabel, Dieliſt, Kieth, Wangelin nachweislich alle alten Bauerhäuser in mecklenburgischer Bauart gewesen. Jetzt giebt es aber nirgends mehr ein solches Haus in reiner Form; in Loppin und Silz stehen noch je eines, welche aber durchgebaut sind. In der Lütgendorfer Gemeinde giebt es gar keine Bauern; in Liepen ist vor etwa zehn Jahren noch ein altmecklenburgisches Bauerhaus mit Thorhaus — letzteres bewohnt — gewesen; in Dieliſt fuhr man bis 1863 durch ein ebensolches, aber unbewohntes, Thorhaus auf den Hof des Predigers. Oestlich von der Kittendorfer Peene haben die wenigen noch vorhandenen alten Gehöfte die märkische Bauart; so um Penzlin usw."

„Nun bildet zunächst die Müritz weiter die Grenze. In Poppentin, Kisserow, Pankow, Grüssow südlich vom Malchower, Fleesen- und Cölpin-See herrscht die altmecklenburgische Bauart. Ebenso südlich vom Plauer See in Ganzlin, Wendisch-Priborn, wo von 30 Gehöften 1864 nur noch ein altes, jetzt auch wahrscheinlich schon umgebautes, vorhanden war, Dammwolde, Darz, Retzow, Wilsen, Wahlstorf usw. Diese Bauart erstreckt sich östlich bis etwa an den Sietower Bach und den Ursprung der Elde. Dann folgt aber die märkische Bauart, und zwar in Kiewe, Wredenhagen, Zepkow, Minsow, Rossow, Dipperow, Priborn bei Melz, Zielow, Cambs und weiter über die preußische Grenze. . . . . Weiter wird die Grenze sich über Meienburg nach Putlitz hin erstreckt haben. Um Wittstock, Pritzwalk und Perleberg herrscht überall bei den alten Gebäuden der märkische Baustyl. Dagegen sind nördlich von Putlitz, wo 1864 verhältnismäßig noch viele alte Bauerhäuser erhalten waren, alle diese in der altmecklenburgischen Bauweise gebaut. Dies ist nicht bloß in den Dörfern unseres Landes der Fall, sondern auch in den halbpreußischen Dörfern Drehnkow, Sukow und Porepp, sowie in den ganz preußischen Ortschaften Hülsebeck, Sagast, Lütgendorf, Jennersdorf. . . . . Von Putlitz erstreckt sich die Grenze weiter über Karstädt und Mankmus nach Lenzen zur Elbe.)

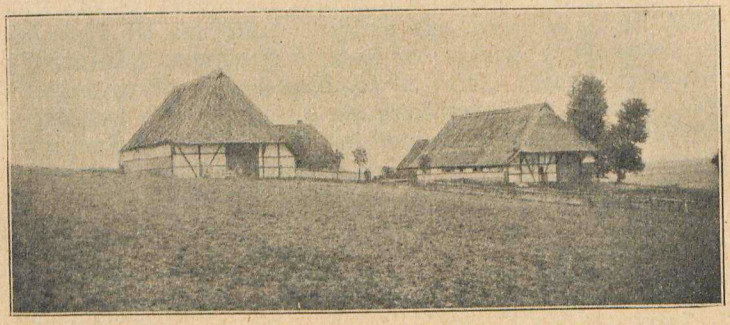


Abb. 5. Neuendorf bei Bützow.

Daraus ergibt sich, daß im Jahre 1864 die Ostgrenze des geschlossenen Vorkommens niedersächsischer Bauernhäuser die allgemeine Linie Demmin — Malchin — Zettemin — Waren — Röbel — Meyenburg hielt. Von Bedeutung ist folgende Beobachtung Fromms: „Die alte Grenze des Bisthums Havelberg gegen das Bisthum Schwerin in dieser Gegend bildete der Röbelsche Bach, von welchem sie etwa auf den Ursprung der Elde hin sich fortsetzte. Von den eben genannten Ortschaften mit märkischer Bauart liegt nur Minsow oder Minzow westlich von dieser Grenze; sämtliche innerhalb des alten bischöflich schwerinschen Gebietes gelegenen Ortschaften haben die altmecklenburgische Bauart, jedoch soll in früherer Zeit auch in Cambs ein dieser Bauart angehöriges Haus gewesen sein."

Die Festlegung der Grenze zwischen niedersächsischer und mitteldeutscher Bauweise wird aber nicht nur erschwert durch den Umstand, daß es sich nicht um einen klaren, geraden Grenzverlauf, sondern ein sehr verwickeltes Gebilde handelt, das noch dazu sich in säkularer Bewegung befindet, sondern auch noch durch die verwirrende Rolle, die ein dritter bäuerlicher Typus dabei gespielt hat. Diese dritte bäuerliche Bauform ist dem Blicke der Hausforschung im allgemeinen bisher nicht aufgefallen. Sobald man aber einmal auf die bezeichnenden

Unterschiede aufmerksam geworden ist, fallen sie einem in allen Teilen des Landes — nur etwa den Südwesten ausgenommen — ins Auge, die Gehöfte, die sich dreiteilig ganz regelmäßig um einen viereckigen Hofplatz lagern. Das Wohnhaus, das niemals Ställe und sonstige Wirtschaftseinrichtungen für Dinge jenseits der eigentlichen Hauswirtschaft enthält, nimmt ohne Ausnahme stets die Rückseite des Hofes ein und schließt ihn — quergestellt — ab. Der Eingang ist in der Mitte der Traufseite des Wohnhauses. Rechts und links des nach vorn — zur Straße — offenen, nur durch eine niedere Mauer begrenzten Hofes liegt je ein Wirtschaftsgebäude, Scheune oder Viehhaus. Diese Wirtschaftsgebäude weisen auffälligerweise regelmäßig Längsdielen, doch meist seitlich verschoben, und überhaupt niedersächsische Ständerbauweise mit Kübbungen auf. Daß hier eine Kreuzung niedersächsischer und mitteldeutscher Baugedanken stattgefunden hat, liegt auf der Hand. Das Bedürfnis nach verfeinerter Wohnkultur und die Notwendigkeit, Raum zu schaffen für gesteigerte Ernteerträge und vermehrte Viehhaltung haben hier zusammengewirkt, wahrscheinlich hat die letztere Tatsache die erstere überhaupt erst erzeugt. Nun ist an sich Gehöftbildung nicht unsächsisch, sie kommt in der Lüneburger Heide und in Holstein ebenso gewöhnlich vor wie in Mecklenburg, und ist hier um ein rein niedersächsisches Hauptgebäude herum schon recht alt. Das beweisen nicht nur die mindestens schon im 18. Jahrhundert recht umfangreichen Gehöfte eines so wohlhabenden Bauernlandes wie das Fürstentum Ratzeburg. Als Beispiel nehme man etwa das Gehöft VI im Dorfe Wilsen bei Rostock (Hofbesitzer Kellermann), dessen Baulichkeiten nach Ausweis der Hausbriefe zu folgenden Zeitpunkten entstanden sind: am 20. September 1823 übernimmt der antretende Hauswirt, bisherige Müller Otto Heinrich Kellermann vom abtretenden Hauswirt Hartwig an Gebäuden 1) das Wohnhaus von 1802, 7 Fach lang nebst 2 Dorschauern von 2 Fach, 2) die Scheune von 7 Fach, „gegen 50 Jahre alt", also in den 1770er Jahren erbaut, 3) den Altentheilskathen, ebenfalls 7 Fach lang, von 1806, 4) das „Thorhaus" ohne Jahresangabe, 6 Fach lang, „meistentheils von tannen Holz und einem wandelbaren Zustande. Auf dem einen Ende befindet sich eine kleine Wohnung, bestehend aus einer Stube und Kammer", endlich 5) das Backhaus, 2 Fach lang: „Der Backofen liegt hinter demselben und ist mit einem besonderen Dach versehen." Das ist schon eine ganz stattliche Gruppe von Gebäuden, wobei der niedersächsische Charakter völlig gewahrt wurde. Als



Abb. 6. Lichtenhagen bei Doberan.

am 12. November 1833 der genannte Hauswirt Otto Heinrich Kellermann, nunmehr 72jährig, seinem 36jährigen Sohne Daniel Kellermann das Gehöft übergibt, sind Wohnhaus — ein heute noch in tadellosem Zustande erhaltenes und bewohntes Niedersachsenhaus — sowie „Scheure", Altenteilskaten und Backhaus wieder aufgeführt, dagegen fehlt das Torhaus, dessen „wandelbarer Zustand" ja schon 1823 bemerkt war, dafür aber finden sich zwei neue Gebäude, ein Pferdestall und Wagenschauer, „vom Abtreter ohne Beihülfe (der Großherzoglichen Kammer. Anm. d. Verf.) im Jahre 1823 außer einem Fache zum Wagenschauer 4 Fach lang erbauet und zu Pferdeställen, einer Knechtskammer und einem Schaafstall eingerichtet", sowie ein Schweinestall, „im Jahre 1828 . . . . 4 Fach lang erbauet und zu 3 Ställen abgetheilt. Die Balken überschleetet, und ist auch dies Gebäude vom Abtreter ex propriis erbauet." Diese sechs Gebäude bilden heute noch das Gehöft, das — noch immer im Kellermannschen Besitz — so recht geeignet ist, das Bild eines wohlgepflegten stattlichen altmecklenburgischen Bauernhofes dem Beschauer zu vermitteln. Auch sonst bieten die niedersächsischen Gehöfte oft sehr reizvolle Bilder. Ich denke dabei etwa an ein Gehöft hinter dem Dorfteich zu Neuendorf bei Bützow, dessen Bild ich im Mecklenburgischen Heimatbuch S. 107 veröffentlicht habe. Eine regelmäßige Anlage zeigen diese niedersächsischen Gehöftbildungen aber nicht. Nur daß die Scheune mit der Ausfahrt unmittelbar auf die Straße seitlich der Einfahrt zu dem im Hintergrunde liegenden Wohnhause liegt und daß letzteres der Einfahrt seinen Giebel mit der Grotdör zuwendet, ist feste Regel. Die regelmäßige Gruppierung der vorher erwähnten Gehöfte (Abb. 5) mit dem quergestellten Wohnhaus ist also genau so unsächsisch wie die Bauweise des Wohnhauses ohne Einfahrt, ohne Längs- oder Querdiele, überhaupt ohne landwirtschaftlich nutzbare Räume. Letzteres ist aber auch, wie erwähnt, nicht mitteldeutsch, ebenso wenig aber sind die Längsdielen der Wirtschaftsgebäude oder die feste Querstellung des Wohnhauses im Hintergrund mitteldeutsch. (Vgl. dagegen Abb. 1.) Woher stammt diese eigenartige Kreuzung und Weiterbildung



Abb. 7. Papendorf bei Rostock.

und wie alt ist sie? In der Literatur wird sie, soviel ich sehe, kaum als besonderer Typus erwähnt. Gustav Wolf zeigt in seinem Buch „Das norddeutsche Dorf", München 1923, Groß Zicker auf Rügen als Abb. 102 und fügt hinzu: „Bauten altsächsischen Gepräges sind nach der Art mitteldeutscher Gehöfte geordnet." Nun ist es bezeichnend, daß diese Gehöfte ganz ohne Zusammenhang mit dem geschlossenen mitteldeutschen Typengebiet überall da aufzutauchen pflegten, wo Bauerngehöfte aus Dörfern rein niedersächsischen Gepräges ausgebaut sind. Ausgebaute Gehöfte tragen äußerst selten rein niedersächsischen Charakter. Man gehe etwa von Oettelin nach Zepelin bei Bützow. In den geschlossenen niedersächsischen Dorfschaften sind die in Frage stehenden regelmäßig gebauten dreiteiligen Gehöfte offensichtlich durchweg jung, entstammen dem Zeitalter der Dachpappe, die frühesten dem des Ziegeldaches. So alte Beispiele wie das schöne Bartensche Gehöft in Lichtenhagen (Abb. 6) mit seinem strohgedeckten Wohnhause sind in geschlossenen Dörfern selten. Der Herzoglich meckl.-schwerinsche Bauinspektor Ernst Christian August Behrens erwähnt 1796 diese Bauform gar nicht, obwohl er doch Zeichnungen aus der Praxis für die Praxis bieten will, sondern steht ganz auf dem Boden niedersächsischer Bauweise. Da nun die ausgebauten Gehöfte in Mecklenburg-Schwerin Ergebnisse der Separation der Bauernhufen sind, die ihrerseits wiederum auf die um die Mitte des 18. Jahrhunderts, zunächst auf den teilweise auch mit Bauern besetzten großen domanialen

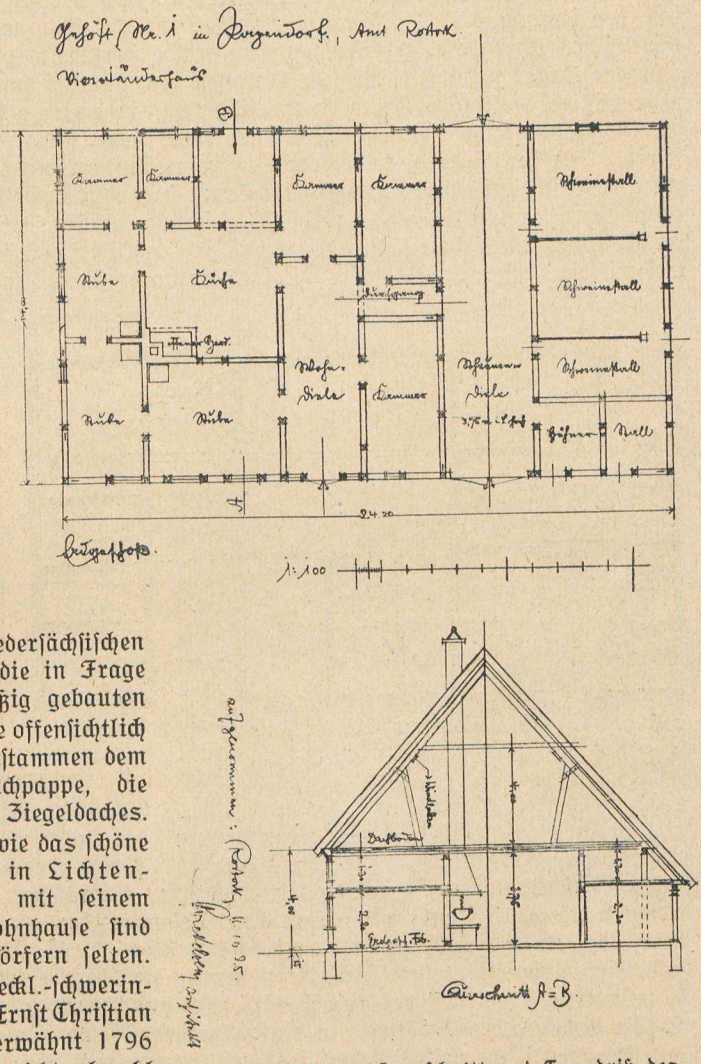


Abb. 8. Querschnitt und Grundriß des Gehöftes Nr. 1 in Papendorf bei Rostock.

Pachthöfen und Rittergütern, erfolgende Einführung der holsteinischen Koppelwirtschaft zurückging und durch die Verordnung vom 4. April 1822, betreffend die Separation der Bauernhufen und ihre Vererbpachtung, allgemein für die Bauerndörfer in die Wege geleitet wurde, so ergibt sich für die dritte und jüngste Bauweise Mecklenburgs kein höheres Alter als das 18. Jahrhundert, wenn nicht erst der Anfang des 19. Jahrhunderts. Es ist die Zeit des Aufschwunges der bäuerlichen Wirtschaft. Erträge und Ansprüche stiegen, und der wohlhabend gewordene Bauer nahm sich für sein Anwesen den Gutshof zum Muster. Daß jene regelmäßige, dreiteilige Bauweise eine Verkleinerung des Gutshofes, gewissermaßen seine Übersetzung in bäuerliche Verhältnisse ist, lehrt der Augenschein. Daß der Gutshof selber, wie er beim Aufkommen der modernen Gutswirtschaft sich ausbildete, aus den im Lande bodenständigen Bauformen erwuchs, ist ja eigentlich ebenso selbstverständlich wie daß der Gutsherr erhöhte Ansprüche an die Wohngelegenheit stellte. So ergab sich jene Verschmelzung niedersächsischer und mitteldeutscher Bauelemente miteinander unter Entfaltung einer verfeinerten Wohnkultur. Übernahm der wohlhabende Bauer um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts wiederum seinerseits diese Schöpfung des Gutsherrn unter entsprechender Vereinfachung und Verkleinerung, so ist man wohl befugt, diesen dritten bäuerlichen Bautypus Mecklenburgs als den „Gutstypus" zu bezeichnen. Seine Aussonderung erleichtert der Hausforschung dadurch das Geschäft, daß nunmehr eine weit reinlichere und klarere Abgrenzung der niedersächsischen und der mitteldeutschen Bauform sich herausstellt. Dabei muß aber zugegeben werden, daß Bauformen durchaus mitteldeutschen Charakters vereinzelt bis tief in das mittlere Mecklenburg hineinreichen. Besonders bemerkenswert ist hier das Gehöft der Hufe I zu Papendorf hart westlich der Warnow südlich Rostock. Hofbesitzer Kröpelin, dessen Großeltern bereits auf dem Gehöft wohnten, kennt die mündliche Tradition, daß das Gehöft 1813 aus Papendorf ausgebaut worden sei. Die Gebäude des Gehöftes, das einige hundert Meter südwestlich der Ortschaft Papendorf am Wege nach Pölchow liegt, umschließen drei Seiten eines regelmäßig viereckigen Hofes. Im Hintergrunde des Hofes liegt das Wohnhaus oder vielmehr Wohnstallhaus (Abb. 7 und 8) [1]). Es zeigt durchgehend zwei Geschosse, eigentlich anderthalb, denn das obere Geschoß ist ein niedriger Zwischenboden, der zur Lagerung von Obst und dergleichen dient. Auffallend ist, daß einige Räume, nämlich

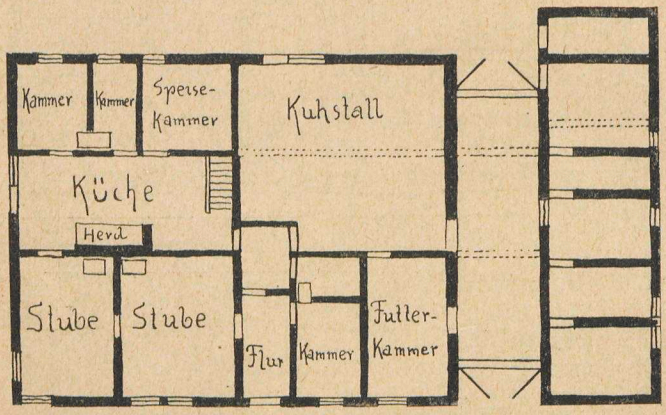


Abb. 8 a. Querdielenhaus auf der Hufe III in Schlemmin, Amt Bützow.

[1]) Im Wohnteil gehen nur der Hausflur und der alte (fensterlose) Teil der Küche ohne die später zur Küche gelegte Kammer der Höhe nach durch beide Geschosse durch.

Flur und ursprüngliche Küche, durch beide Geschosse der Höhe nach hindurchreichen. Die Küche war ursprünglich, bevor sie durch Vereinigung mit einer nur eingeschossigen Kammer bis an die westliche Fensterwand vergrößert wurde (Grundriß Abb. 8), fensterlos und erinnert stark an die sog. „schwarze Küche" des ostdeutschen Bauernhauses (vgl. Gustav Wolf, Das norddeutsche Dorf, München 1923, S. 24 und 25). Querdiele und Aufliegen der Last des Daches auf den Außenmauern vollenden das durchaus mitteldeutsche Bild. Jedoch laufen durch das ganze Haus der Länge nach zwei Ständerreihen, durch Platen verbunden, die mittels schräger „Dackstütten" (Abb. 11, Q) doch wieder einen Teil der Dachlast aufnehmen. So blickt wiederum ein niedersächsischer Baugedanke durch.

Ein Haus gleicher Bauart hat nach Angabe von Herrn Kröpelin auch auf dem etwas weiter südlich an demselben Wege gelegenen anderen Gehöft gestanden. Das Dorf Papendorf selber hat durchgehend Gutstypus mit strohgedeckten Scheunen und ziegelgedeckten reinen Wohnhäusern und ist nach einem großen Brande im einheitlichen Stil wieder aufgebaut worden. Die Wirtschaftsgebäude haben alle noch Strohdach. Echte niedersächsische Bauform weist nur noch ein etwas abseits (am nordwestlichen Dorfausgang) gelegener bewohnter Katen auf.



Abb. 9. Kösterbeck bei Rostock.

Häufiger als solche zweistöckigen Querdielenhäuser, die aber auch aus Wilsen südwestlich Rostock (Hofbesitzer Winter) und Kuhs nördlich Güstrow in unzweifelhaft recht alten Beispielen mir bekannt sind, kommen nicht bloß als Büdnereien, sondern auch auf Vollbauernstellen einstöckige Querdielenhäuser vor, die dann aber einen sehr viel stärkeren niedersächsischen Einschlag aufweisen. Nicht bloß erscheinen auf beiden Traufseiten die niedersächsischen Kübbungen oder Affiden, sondern nicht selten gilt von diesem Hause auch, was Prof. Brunner (Ostdeutsche Volkskunde, Leipzig 1925, S. 41/42) vom sog. märkischen Dielenhaus der Provinz Brandenburg schreibt: „Die für das alte Sachsenhaus so bezeichnende große Diele ist zwar zu einem kleinen Flur am Giebelende oder einem durchgehenden schmalen Gange zusammengeschrumpft, aber die Lage dieses Ganges oder Flures verleiht dem Hause doch die dem Sachsenhause eigentümliche Längsrichtung der inneren Räume." Das trifft z. B. durchaus zu für das dem Hofbesitzer Stuhr



Abb. 10. Zierzow bei Grabow.

gehörige Gehöft Nr. III in Schlemmin nordwestlich Bützow (vgl. hierzu Pries im 9. Jahrgang dieser Zeitschrift S. 2—5 mit Grundriß und 4 Abbildungen). Nicht überall tritt der niedersächsische Baucharakter so deutlich hervor wie in diesem trotz der Querdiele innerlich durchaus längsgerichteten Schlemminer Bauernhaus (Abb. 8 a). Einstöckige ältere Querdielenhäuser mit Strohdach auf Vollhufnerstellen sind mir noch bekannt aus Kösterbeck südöstlich Rostock (Abb. 9), Kl. Stove südwestlich Rostock, Goldewin nördlich Güstrow, Züsow bei Kartlow (Dom.-Amt Warin) und Neu-Karin bei Neubukow, wo die Büdnereien durchgehends niedersächsische Längsdielenhäuser mit „Dörschuer", dagegen nicht weniger als drei Bauernstellen Querdielenhäuser aufweisen. Über der Grotdör ist in Neu-Karin der Strohdachrand rund ausgeschnitten. Eins dieser Querdielenhäuser ist zwar „durchgebaut" und mit rotem Falzziegeldach versehen, aber im Kerne zweifellos alt. Der Neu-Kariner Fall beweist, daß bei den Vollhufnerhäusern mit Querdielen ein Abfärben seitens der in neuerer Zeit durch die Siedelungstätigkeit der Schweriner Regierung seit der Mitte des 18. Jahrhunderts in großer Zahl in allen Landesteilen geschaffenen Büdnereien mit ihrem Querdielentypus nicht vorliegen kann. Da das Vorkommen dieser großbäuerlichen Querdielenhäuser sich auf die allerdings dann recht breit zu bemessende Haustypen-Grenzzone zu beschränken scheint — insbesondere habe ich

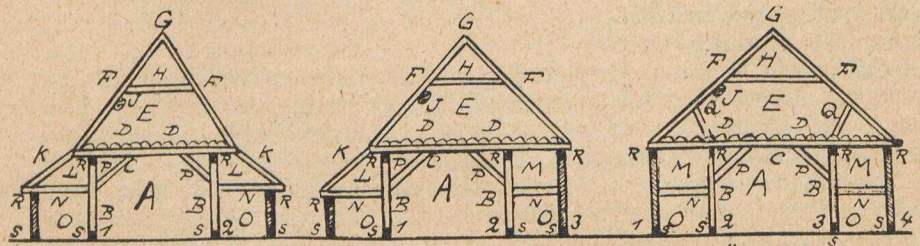


ABB. 11

weder im Bauernlande Fürstentum Ratzeburg noch im bäuerlichen Mecklenburg westlich der Lewitz und des Schweriner Sees etwas von ihnen gesehen —, so scheint es die nächstliegende Vermutung zu sein, daß hier der niedersächsische Baugedanke vom mitteldeutschen durchdrungen worden ist, und zwar je näher der Haustypengrenze, desto stärker, wie das Auftreten der Zweistöckigkeit beweist. Weiter führen können hier, zumal da leider das genaue Alter der Bauten durchweg nicht feststellbar ist und etwa bei dem interessanten Stuhrschen Gehöft nur ganz ungefähr auf 200 Jahre geschätzt werden kann, nur archivalische Studien, die überhaupt den hier vorgelegten und für die Wissenschaft vor dem Zahn der Zeit in Sicherheit gebrachten Tatsachenstoff erst recht fruchtbar machen können. Nach Prof. Brunner kommen auf märkischen Bauernhöfen „viele zweistöckige Wohnhäuser selbst älterer Art aus Fachwerk vor" (Ostdeutsche Volkskunde S. 39, Abb. 6 aus Kagar, Kreis Ruppin), was Brunner gewiß mit Recht für typisch mitteldeutsch hält.

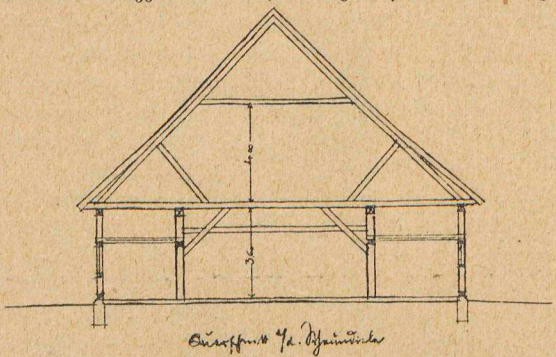


Abb. 12. Petschow bei Rostock.

Wieder eine Frage für sich, die ebenfalls nur archivalisch endgültig beantwortet werden könnte, ist die nach Alter und Herkunft unseres Büdnerei-Typs, dessen bauamtliche Verbreitung jüngeren Datums hier natürlich außer Betracht bleibt. Selbstverständlich liegt es am nächsten, ihn auf mitteldeutsche Baueinflüsse zurückführen zu wollen, aber es gibt doch zu denken, wenn im Südwesten, dessen ländliche Bauform auch bei den Büdnereien durchaus niedersächsisches Gepräge zeigt, offensichtlich recht alte Büdnereien auftreten, die neben der Querdiele ausgesprochene Kübbung zeigen (vgl. Zierzow bei Grabow, Abb. 10).

Schreiten wir nunmehr zur inneren Gliederung des niedersächsischen Hausgebietes, das ja den weitaus größten Teil von Mecklenburg ausmacht, so legen wir zweckmäßigerweise die Gesichtspunkte zugrunde, die Dr. Wilhelm Peßler im Archiv für Anthropologie (Neue Folge Bd. VIII 1909 S. 157—82) in einem Aufsatz über „Die Abarten des altsächsischen Bauernhauses" entwickelt und in dem oben erwähnten Aufsatz in Bd. XI der „Deutschen Erde"

auch schon praktisch auf die Hausgeographie von Mecklenburg angewandt hat. Zunächst sei der Aufriß einer Betrachtung unterzogen. Die Peßlersche Einteilung in Zwei-, Drei- und Vierständerhäuser ist heute schon klassisch. Sie hat auch für Mecklenburg Geltung, und zwar weit mehr, als Peßler bei der Niederschrift seines Aufsatzes über die Hausgeographie wissen konnte. Bei der Bezeichnung der Bauteile in der Skizze Abb. 11 [2]) benutze ich als Grundlage die Ausdrücke,



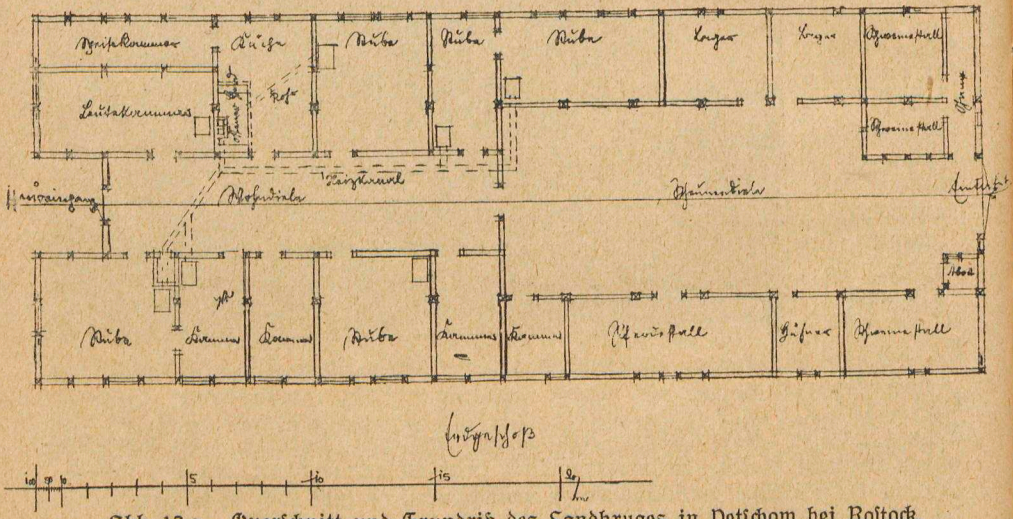


Abb. 12 a. Querschnitt und Grundriß des Landkruges in Petschow bei Rostock.

die mir der alte Zimmermeister Hartmann in Wilsen bei Rostock mitgeteilt hat, und gebe nur bei anderer Herkunft den Geltungsbezirk ausdrücklich an. Allgemein vorherrschend ist in Mecklenburg das Zweiständerhaus, wie es sich etwa in dem

[2]) Die Zahlen 1—4 bezeichnen die bis zur Balkenlage durchgehenden Ständerreihen. A Grot Däl, B Stenner, C Balken, D Schleeten, E Up den Balken, F Sporen, Dacksporen, G Fast, H Hahnholt, Hahnbalken, I Schweep, K Upschöt (ratzeb. Upschiwelinge, Opschelle), L Hill, M Böhn, N Intog, O Assid, P Schratbann'n (ratzeb. Koppbann'n), Q Dackstütten, R Platen, S Sahlen (ratzeb. Lägen).

am Kopfe dieses Aufsatzes abgebildeten schönen Hause auf der nun schon fast 400 Jahre im Besitze der Familie Pinnow befindlichen Hufe XIII zu Banzkow bei Crivitz darstellt, wo die aufgeschobenen Sparrenenden über den Assiden sich besonders deutlich abzeichnen (ähnlich bei dem Hause in Wendischhagen auf Abb. 2). Die wichtigste Ergänzung zu den Angaben Peßlers über Mecklenburg ist nun die Feststellung, daß das Dierständerhaus in Mecklenburg recht selten, dagegen das Dreiständerhaus bei weitem zahlreicher verbreitet ist, als Peßler annimmt, und daß diese Verbreitung zwei Bezirke deutlich vom übrigen niedersächsischen Hausgebiet sich abheben läßt. Das Dierständerhaus ist, wo es vorkommt, tatsächlich ein Kuriosum. Als sein merkwürdigster Vertreter erscheint auf den ersten Blick der alte stattliche Landkrug (jetzt Schmiede) des ritterschaftlichen Dorfes Petschow (Abb. 12 u. 12a), der mit seinen beiden Utluchten einen eigentlich städtischen Eindruck macht. Über der Grotdör steht „G. v. W." (= Walsleben) 1744", doch ist der Balken, der diese Inschrift trägt und die Grotdör oben abschließt, jedenfalls nicht ursprünglich, da seine Höhe sich nicht mit der Balkenlage deckt, sondern nachträglich eingefügt in Zusammenhang mit einer Verminderung der Dielenhöhe, wobei über der Diele zwischen mehreren Ständerpaaren etwa ½ m unter der Balkenlage Querverstrebungen angebracht worden sind, und zwar aus Tannenholz, während das ursprüngliche Balkenwerk durchgehend eichen ist. Also dürfte der in derselben Höhe liegende Balken über der Grotdör die Jahreszahl eines Umbaues und nicht die der Errichtung des Hauses tragen. Bei diesem Umbau dürfte auch die ursprünglich in befahrbarem Zustande durch das ganze Gebäude laufende Mittellängsdiele innerhalb des Wohnteiles in einen nur noch begehbaren Längskorridor verwandelt sein, indem das große Doppeltor beim Eintritt der Diele aus dem Wirtschaftsteil in die Wohnräume, dessen eiserne Zapfen noch vorhanden sind, durch eine Wand mit kleiner Fußgängertür gesperrt wurde. Damals mag auch wohl der schöne Wohngiebel mit den Utluchten, den die Abbildung 12 zeigt, neu aufgeführt sein, denn die Flügeltür darin, die letzte Erinnerung an das alte doppelflügelige Einfahrtstor, zeigt keine Spuren davon, daß sie eigentlich eine zugebaute Grotdör wäre. Die Spuren davon pflegen in solchen Fällen sonst nicht schwer erkennbar zu sein. Der Längsflur hat auch innerhalb des Wohnteils noch heute befahrbare Breite und wies nach Angabe des Schmiedemeisters Schulz, dessen Familie nun schon 150 Jahre in diesem Kruge gewohnt hat, noch vor 30 bis 40 Jahren Feldsteinpflasterung auf. Da das wirtschaftliche Gedeihen der Krugwirtschaft auf ihrer Lage an der alten Landstraße Rostock—Tessin mit ihrem starken Frachtwagenverkehr beruhte, ging ihre Blütezeit zu Ende, als dieser Verkehr durch die Chaussee abgelenkt wurde. Um genügend Raum für die Übernachtung von Gespannen zu bieten, war der Wirtschaftsteil des Kruges nicht wie das Sachsenhaus im allgemeinen dreischiffig, sondern fünfschiffig angelegt. Als das Raumbedürfnis für diese Zwecke schwand, wurden nach Angabe des Schmiedemeisters Schulz die Assiden um 1870 abgebrochen, und so erhielt das Haus den Typus des Dierständerhauses, ohne doch als echter Vertreter der Dierständerbauart gelten zu können. Erwähnt sei noch, daß in diesem interessanten Hause die alte Herdstelle an der (vom Wohngiebel aus) rechten Seite der Diele im Wohnteil gelegen haben wird, wo noch ein Heizloch zum Bilegger der ersten Stube rechts vorne zu sehen ist. Jetzt befindet sich der Herd mit mächtigem, recht altem Rauchfang in der Mitte der linken Seite des Wohnteiles in einer besonderen Küche.

Echte Dierständerhäuser sind in Mecklenburg vereinzelt. In Betracht kämen das von Peßler (Altsächs. Bauernhaus S. 226) beschriebene Haus in Altrecknitz

(Dargun) und der Schulkaten des ratzeburgischen Dorfes Blüssen, wo man von dem zur Zeit der Erbauung amtierenden Schulmeister noch zu erzählen weiß, er habe diese Bauform durchgesetzt, um nicht mit dem Kopf an die Decke zu stoßen. Das mag aitiologische Sage sein, hervorgerufen durch die auffallende Gestalt dieser Hauskonstruktion, die in Mecklenburg als Kuriosum erscheinen mußte und als solches die Phantasie der Dorfgenossen anregen mochte.

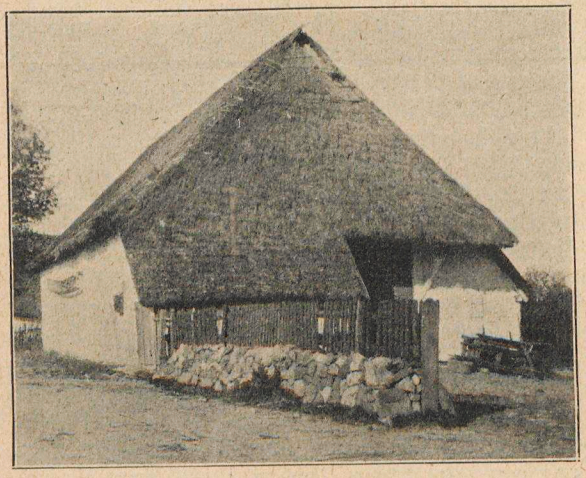


Abb. 13. Hinrichsdorf bei Toitenwinkel.

Ganz anders steht es aber mit dem Dreiständerhaus, das Peßler noch für „in Mecklenburg ebenfalls selten" hält. Das ist es aber keineswegs, auch wenn man der Versuchung widersteht, die in ganz Mecklenburg geradezu zahllos auftretenden Dreiständerscheunen und -stallgebäude mithineinzurechnen. Diese reinen Wirtschaftsgebäude (Abb. 13, auch 5) gehören tatsächlich auf ein anderes Blatt. Da sie Bansenräume von größtmöglichem Fassungsvermögen enthalten sollen, ist die Diele in ihnen stark an die Seite (an welche, ist verschieden) verschoben, und die Erhöhung der einen Außenwand erklärt sich zwanglos aus wirtschaftlich-technischen Gründen. Bemerkt sei, daß bei den sehr zahlreichen ausgebauten Gehöften vom Gutstypus zwischen Gettelin und Zepelin ganz allgemein beide Wirtschaftsgebäude Längsdiele und Dreiständerbauart haben, und zwar so, daß die beiden Gebäude ihre niedere Kübbungsseite nach innen, dem Hofe zu, ihre Hochseite aber nach außen, dem Felde zu wenden.



Abb. 14. Biestow bei Rostock.

Schließen wir diese Bauten von der Betrachtung aus und beschränken wir uns auf die bewohnten oder bewohnt gewesenen niedersächsischen Häuser mit richtiger Mittellängsdiele, so ergeben sich zwei gesonderte Verbreitungsbezirke

der Dreiständerbauart. Die wichtigere von beiden hat als Kerngebiet ein spitzwinkliges Dreieck, das als Basis die Seeküste zwischen Warnow und Fulgenbach hat und sich zwischen Kühlung und Warnow bis in die Gegend von Bernitt nördlich Bützow landeinwärts verschiebt. Ich habe das Dreiständer-Wohn- und Stallhaus in folgenden Dörfern dieses „Doberaner Dreiecks" gefunden:

a) nördlich der Bahn Rostock—Doberan
Lichtenhagen (1)
Admannshagen (1)
Bargeshagen (1 Erbpachtgehöft)
Schutow (1 Altenteilerhaus auf dem Ruwoltschen Gehöft)
Bartenshagen (nicht weniger als 10 Dreiständer-Wohnhäuser, Hochseiten teils nach Südosten, teils nach Nordwesten)
Lütten-Klein (2)

b) zwischen Doberan, Rostock, Schwaan und Bernitt nördlich Bützow
Biestow (alle alten Bauern- und Büdnerhäuser, Abb. 14)
Papendorf (1, der oben S. 106 schon erwähnte bewohnte Katen am nordwestlichen Dorfausgang)
Stäbelow (einschließlich Ausbauten die Bauernhäuser und Katen durchweg, vgl. Abb. 15)
Kl. Stove (2)
Wilsen (3)
Kl. Schwaß (2)
Parkentin (1)
Hohenfelde (1)
Hastorf (1)
Reinshagen (3)
Gr. und Kl. Grenz (2 und 1)
Letschow (1)
Bandow (1)
Dorbeck (Dorf 1, Ausbau 1)
Passin (1?)
Bernitt (Küsterhaus)

Versprengt, weit nach Westen vorgeschoben, stehen noch an Dreiständer-Wohnhäusern eine Büdnerei in Neu-Karin bei Neubukow, der alte Schulkaten und ebenfalls eine Büdnerei in Kl. Sien westlich Bernitt.

c) vorgeschoben östlich der Warnow
Kavelstorf (1)
Wiendorf (2)
Kl. Lüsewitz (2 von 3 Bauernhäusern, vgl. Abb. 16).

Ausdrücklich sei noch einmal betont, daß unter den aufgeführten einigen 50 Dreiständer-Wohnstallhäusern mit Mittellängsdiele sich ebensowohl stattliche Vollhufnerstellen wie Büdnereien und Katen befinden. Mehrfach — so in Gr. Grenz und zweimal in Stäbelow — kommen Doppelwohnungen vor, indem die ganz durchlaufende Diele in der Mitte ihrer Länge durch eine hölzerne Wand quer durchgeteilt und damit das ganze Haus in zwei Wohnungen zerlegt ist (Stäbelow, Abb. 15). Nicht ganz selten findet man, daß an die hohe Traufseite eines Dreiständerhauses noch wieder eine Kübbung angeklappt ist, meist ein Schutzdach für allerlei Gerät, das nur einen Teil der Längswand des

Bauernhauses einnimmt (vgl. Abb. 16 aus Kl. Lüsewitz). Jedenfalls haben wir dann eine regelrechte Dierschiffigkeit: zwei hohe Schiffe in der Mitte, zwei Assiden beiderseits angeklappt, ohne daß dadurch die Dreiständerbauart als solche berührt oder verändert würde.



Abb. 15. Stäbelow bei Rostock.

Während nun gerade im eigentlich bäuerlichen Teil des Schweriner Landes, dem Südwesten, das Dreiständerhaus so gut wie ganz unbekannt, mir auf meinen Wanderungen trotz besonderen Augenmerks auf diese Bauform jedenfalls nichts begegnet ist als ein zwar nicht mehr bewohntes, aber doch zum Wohnen eingerichtetes Haus in Kl. Krams westlich Ludwigslust, gerade im Winkel der Straßen am nördlichen Dorfeingang, dessen hohe Traufseite nach Osten gerichtet ist, und nur Dreiständerscheunen allgemein verbreitet sind, haben wir ein zweites, allerdings viel weniger dichtes und geschlossenes Verbreitungsgebiet des Dreiständerhauses im Fürstentum Ratzeburg. Hier sind mir folgende Vorkommensfälle bekannt:

Schwanebeck (2 Bauernstellen. Inschriften auf der Wohn-(Hinter-)seite: 1) Den 17. Junius Anno 1799 Hans Foy Wer Gott vertraut hat wohlgebaut. 2) Peter Mayer Anno 1803 den 16. May. Ersteres Haus auf der sog. Boye-Siebenmarkschen Stelle IV, ist jetzt unbewohnt).
Grieben (2 Bauernstellen),
Lübsee (Büdnerei neben der Kirche),
Lübseerhagen (Schulkaten),
Falkenhagen (Schulzenstelle Siebenmark, vgl. Abb. 9 in „Mecklenburg. Ein Heimatbuch" S. 116),
Roduchelsdorf (1 Bauernstelle),
Wietingsbeck bei Schlagsdorf (Krug),
Lüdersdorf (Büdnerei Fick, vgl. Abb. 17),
Zarnewanz (Bauernstelle Stegmann),
Kl. Bünsdorf (Dollhufnerstelle van de Loo).

Eine Erklärung dieser Verbreitung aus bautechnischen und wirtschaftlichen Gründen stößt auf Schwierigkeiten. Eine feste Regel darüber, an welcher Haus-

seite oder nach welcher Himmelsrichtung zu die hohe Traufwand zu stehen kommt, scheint nicht zu bestehen. In Wiendorf sieht die eine Hochwand nach Süden, die andere nach Norden, in Grieben die eine nach Osten, die andere nach Westen. Doch scheint im allgemeinen die Westseite als die Wetterseite das tief herabgezogene Dach der Assid zu bekommen, während ein Unterschied zwischen Norden, Süden und Osten bezüglich des Vorranges bei Errichtung der „Hochsid" nicht zu bestehen scheint. Der Raumgewinn besteht in einem Zwischenboden von Dreiviertelmannshöhe, dessen ursprüngliche wirtschaftliche Ausnutzung nicht sicher feststellbar ist. Über den Zweck der ganzen Bauweise gingen die Urteile selbst der Bewohner der Dreiständerwohnhäuser weit auseinander. Einerseits wurde behauptet, die hohe Seite sei die Stubenseite, damit über den Stuben noch ein bißchen Bodenraum für Holz u. dgl. sei, andrerseits hieß es, es sei die Diehseite und das Dieh solle wärmer stehen, aber beide Theorien sind höchstens für Büdnereien anwendbar und völlig hilflos gegenüber den Vollhufnerhäusern, die ursprünglich gar keine durchgehende „Diehseite" oder „Stubenseite" kennen. Man gewinnt den Eindruck, daß es sich um unverstanden gewordene unsächsische, mitteldeutsche Baueinflüsse handelt. Dabei gäbe es zwei Möglichkeiten. Entweder ist das Dreiständerhaus schon als solches von den deutschen Siedlern mitgebracht worden, weist also auf ein Heimatgebiet unserer Kolonisten, wo Dreiständerbauart herrscht, oder die unsächsischen Hausbausitten der Mark Brandenburg oder des Landes Stargard haben über die niedersächsische Haustypengrenze herübergewirkt. Obwohl die Lage des Dreiständerhausgebietes im sog. Doberaner Dreieck unweit der Hausgrenze und seine Durchsetzung mit Querdielenhäusern (siehe oben S. 109) für die Ausbildung der Dreiständerbauart erst in Mecklenburg angeführt werden könnte, möchte ich mich für Einführung aus Gegenden, wo das Dreiständehaus heimisch ist, entscheiden. Der Ratzeburger Verbreitungsbezirk fernab der Hausgrenze, während Südwestmecklenburg das Dreiständerhaus trotz seiner Grenzlage so gut wie gar nicht kennt, ist hierfür ebenso bestimmend wie die Eigenart



Abb. 16. Kl. Lüsewitz bei Ribnitz.

des Doberaner Dreiecks. Dies Gebiet stellt im wesentlichen das stark von Waldhufendörfern durchsetzte Siedelungsgebiet des Klosters Doberan dar, und dieses Kloster war ein Tochterkloster von Amelungsborn in den Weserberglanden, wo Dreiständerbauart heimisch ist. Es ist auch darauf hinzuweisen, daß das oben herausgearbeitete Doberaner Dreieck seinem Kern nach sich deckt mit einem Trachtenbezirk, nämlich dem der Biestower und der damit eng verwandten hägerörtschen Bauerntracht. Dr. G. C. F. Lisch schreibt in den Jahrbüchern des Vereins für meckl. Gesch. u. Altertumskunde (39. Jahrgang, Schwerin 1874, S. 98): „Die Hägerörtsche schwarze Tracht ist herrschend in den ganzen Gemeinden von Lichtenhagen, Lambrechtshagen und Rethwisch, also auf der Drenow, sodann in den zum Kirchspiel Parkentin gehörenden (Doberaner) Dörfern Parkentin, Bartenshagen und Allershagen. Die Biestower Tracht herrschte in den Gemeinden Biestow, Buchholz und Hansdorf, sodann in den zum Kirchspiel Parkentin gehörenden (Doberaner) Ortschaften Hohenfelde, Ivendorf, Wilsen und Stäbelow." Unerwähnt bleibt auffallenderweise hier das Kirchspiel Grenz, das G. C. F. Lisch aber 1842 (Mecklenburg in Bildern S. 14) ausdrücklich zum Bezirke der schwarzen Tracht rechnet. „Man hat früher," schreibt Lisch 1874, „die schwarze Tracht wohl für eine alte wendische Tracht gehalten. Dies wird aber nicht richtig sein, da sie vorherrschend im Lande Drenow verbreitet ist und auch noch in der Gegend der Abtei Doberan, welche wohl dieselben Ansiedler in ihr Gebiet zog. Ich bin daher geneigt, die schwarze Bauerntracht für eine uralte deutsche Bauerntracht zu halten und sie wesentlich den Hagenbauern des Landes Drenow zuzuschreiben" (S. 98/99).

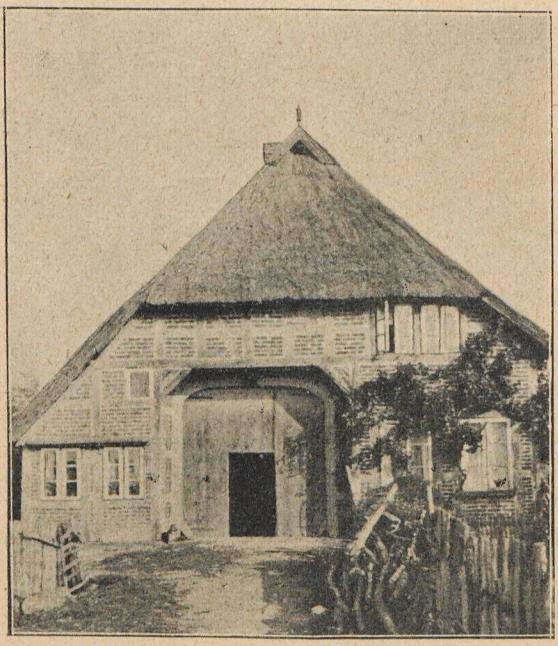


Abb. 17. Lüdersdorf, Fürstentum Ratzeburg.

Es liegt nahe, nach weiteren Eigentümlichkeiten des so doppelt — durch Dreiständerbauart und schwarze sog. Biestower Tracht — gekennzeichneten Doberaner Dreiecks zu suchen. Dabei möchte ich hinweisen auf die Art der Firstbefestigung durch kreuzweise verbundene Reithölzer, die ich meist als „Dackhengels" oder als „Hingel" (Gr. Grenz) bezeichnen hörte. Herr Landesarchivar Dr. L. Krause, mit dem ich diese Besonderheit besprach, kannte dafür die Benennung „Fasthöckels" oder „Länghöckels" und stellte mir eine Liste zur Verfügung, die sich in der Hauptsache mit meinen Ergebnissen deckt, jedoch,

da die Notizen aus einer Zeit allgemeiner Herrschaft des Strohdaches stammen, vollständiger ist, auch einige Ergänzungen archivalischer Herkunft enthält. Ich gebe sie im Folgenden wieder:

„Länghöckels notierte ich aus folgenden Orten:

Gegend Rostock—Warnemünde—Doberan:

Kl. Schwaß 28. 8. 1898
Kritzmow 28. 8. 1898. 1902
Barnstorf 1902
Dorweden 1902
Wilsen 1902
Warnemünde (1798 Modell) 1900
Gr. Klein 1898. 1901
Lütten Klein 1901
Diedrichshagen b. W. 1901
Bramow 1904
Stäbelow 1902
Parkentin 1901
Bargeshagen 1899/1900
Allershagen 1901/02
Sievershagen 1901
Lichtenhagen 1901
Kl. Lichtenhagen 1901
Bollbrücke 1900
Clausdorf 1902

Gegend Doberan—Kröpelin—Neubukow:

Kl., Hinter und Dorder Bollhagen 1900
Brunshaupten 1900
Arendsee 1900
Alt Gaarz 1900/01
Wischuer 1901
Meschendorf 1901
Bastorf 1902
Rethwisch 1902
Börgerende 1902

Gegend Rostock—Ribnitz:

Gehlsdorf 1902
Mönkhagen 1901
Rostocker Wulfshagen 1899
Bookhorst 1696
(Hengel auf der Fast)
Willershagen 1696
Kuhlrade 1696
Poppendorf (Kl. Ribnitz) 1696
Ehmkenhagen (Kl. Ribnitz) 1696
Bartelsdorf 1696

Gegend Rostock—Schwaan—Laage:

Prisannewitz 1898
Kavelstorf 1898. 1899. 1901
Damm 1899
Kl. Diegeln 1899
Niendorf bei Schwaan 1899
Hohen Sprenz 1899
Zeez 1901
Papendorf 1902
Kossow 1904
Kl. Potrems 1904

Gegend Schwaan—Bützow:

Neu Wiendorf 1899
Öttelin 1899. 1904
Parkow 1896
Selow 1896
Passin 1896
Letschow 1896
Gr. Grenz 1896
Bröbberow 1896

Rost., 31. 8. 1922. Dr. L. Krause."

Ergänzend füge ich auf Grund meiner Wanderungen 1919—1925 hinzu:

Gegend Rostock—Warnemünde—Doberan:

Admannshagen
Steinbeck

Gegend Doberan—Kröpelin—Neubukow:

Steffenshagen
Brodhagen
Reddelich
Hastorf
Ivendorf
Hohenfelde
Glashagen
Stülow
Retschow
Lüningshagen
Reinshagen
Fulgen b. Brunshaupten (vgl. E. Mogk, Die deutschen Sitten und Bräuche, Leipzig und Wien 1921, Tafel II, 4)
Boldenshagen

Gegend Rostock—Schwaan—Laage:

Wiendorf b. Schwaan

Gegend Schwaan—Bützow:

Dorbeck
Penzin (Ausbau)
Bernitt
Zepelin
Pölchow
Niendorf bei Pölchow.

Es würde viel zu weit führen, wollte ich die Dörfer aufzählen, wo ich mit Sicherheit das Nichtvorhandensein der Dackhengels festgestellt habe, und es muß genügen, wenn ich versichere, daß ich auf meinen Wanderungen grundsätzlich systematisch die Grenzzone abgesucht und die letzten Grenzdörfer des Dackhengels-Gebietes festzulegen mich bemüht habe. Gerade die Dörfer, die in obiger Liste nicht stehen, haben mich manchen heißen Wandertag gekostet. Das Ergebnis ist die Abgrenzung eines Bezirkes, der wiederum in der Hauptsache mit dem Gebiete des Dreiständerhauses und der schwarzen Bauerntracht zusammenfällt.

Wenden wir uns nunmehr zur inneren Gliederung des Sachsenhausgebietes nach dem Grundriß, so ist hierüber das Grundlegende von Dr. Peßler in der „Deutschen Erde" XI (1912) gesagt. Die auffallende Tatsache, daß gerade der am stärksten wendisch durchsetzte Südwesten das einzige geschlossene Gebiet des echt altsächsischen Grundrisses mit dem Flett und dem dahinterliegenden Kamerfack bildet, hat sich auch mir bestätigt. Nicht selten (z. B. auch in dem interessanten alten Hause von 1651 auf Gehöft IV zu Laupin bei Leussow, Hofbesitzer Köhn) sind zwei Herde auf dem Flett, von Swibbogen überwölbt, für Hauswirt und Altenteiler bestimmt. Sonst herrscht in Mecklenburg die Durchgangsdiele, auch ganz im Nordwesten im Fürstentum Ratzeburg, wo sie ganz allgemein verbreitet ist. Es ist also nicht zutreffend, wenn Dr. Peßler schreibt: „Eine völlig frei durchgehende Giebelhalle ist in der Jetztzeit dort recht selten." Auch in der Rostocker Gegend, wo die durchgehende Diele in den Dollhufnerhäusern meist zur Sackdiele verbaut ist, herrscht in den niedersächsischen Häusern kleinen Formates die Durchgangsdiele allgemein in reinster Form. Der von Ritter (Zeitschr. des Heimatbundes Mecklenburg 1908 S. 92) gebrachte Grundriß aus Gr. Schwaß zeigt leicht geänderte Durchgangsdiele. Sehr oft ist das durch den Wohnteil führende Ende der Diele in einen nicht mehr befahrbaren Längskorridor verwandelt, aus dem eine Flügeltür ins Freie führt. (Siehe oben den Krug in Petschow Abb. 12.)

Auf dasselbe kommt es hinaus, wenn Dolberg (Küstenwanderung S. 24) von den niedersächsischen Wohnhäusern der 8 Mittel-Rövershäger Hauswirte — nur mit einem Mißverständnis des Wortes „Döns" — schreibt: „Am Ende der Dönsk (!) befinden sich die Wohnräume, gewöhnlich 2 Stuben, 1 oder 2 Kammern, die Küche, aus welcher eine Tür im hinteren Giebelende ins Freie führt, und die Speisekammer." Auch Mussäus (Jahrb. des Ver. f. meckl. Gesch. u. Alt. Bd. 2 S. 118) gibt als bezeichnend für das mecklenburgische

Bauernhaus an: „Im hinteren Hausraum ist die kleine Diele (buten inn Hus — außen im Hause genannt) mit der Küche und der Hinterthüre (lütt Dhör, Achterdhör — kleine Thür, Hinterthüre), die Küchendecke mit Schinken, Speck, Würsten des Räucherns wegen behangen, zu einer Seite die Wohnstube (Dönsk) mit Kammern, zur andern mehrere Kammern." Vom Fischlande berichtet C. J. F. Peters (Das Land Swante-Wustrow S. 36) auf Grund eines Inventars des Klosters Ribnitz von 1620/21: „Die Wohnungen waren mit unwesentlichen Abweichungen gerade so wie die jetzigen Bauerhäuser aufgeführt. Durch das gewöhnlich 6 Gebinde lange Haus ging der Länge nach die geräumige Diele, auf welche vorne eine große und von welcher hinten beim „Kihlende" eine kleine Tür in den Garten führte. Der Haupteingang schnitt das Giebelende so aus, daß noch vor der großen Tür zu beiden Seiten Stallräumlichkeiten blieben; ebenso waren vorne im Hause links und rechts Stallungen. Der Kochherd hatte auf der Diele beim Kihlende seinen Platz, in dessen Nähe auch der Eingang in die mit einem Kachelofen und niedrigen Fenstern versehenen Stube sich befand. Der Stube gegenüber waren Kammern." Den Längsdurchblick durch ein solches Fischländer Bauernhaus gestattet Abb. 18 aus Althagen. Nun ist wiederum die Frage, ob die Durchgangsdiele aus Westdeutschland eingeführt oder erst hier im Lande entwickelt worden ist. Der Befund unserer ältesten Bauernhäuser spricht dafür, daß hier bei uns ursprünglich das ganze Gebäude, „dat Timmer", wirklich noch einen einzigen Innenraum gebildet habe. Zwar läßt das älteste datierbare Bauernhaus Mecklenburgs auf dem Gehöft Nr. 3 (Pingel) in Damerow bei Parchim mit der Türbalken-Inschrift „den 11. Majus Anno 1607" uns hier im Stich, weil das Wohnende, dat Kamerfack, ganz offensichtlich später angestückt worden ist. Was vorher da war, ist nicht mehr festzustellen. Höchstens könnte die Lage des Herdes mit dem Swibbogen in einem Verschlag im linken Flettarm auf ursprünglich freie Durchfahrt durch das ganze Haus gedeutet werden. Habe ich doch in Mecklenburgs Hauptteil nirgends einen Herd in der Mittellängsachse des Hauses gefunden. Für Mecklenburg ist die bezeichnende Lage des Herdes oder der Herde — man findet in Katen nicht selten drei Herde auf der Diele — an der Seite der Diele, mit dem Rücken an eine oder beide Ständerreihen angelehnt und mit dem Swibbogen überwölbt, der heute gemauert ist, ursprünglich aber wohl aus gebogenen und mit Lehm beworfenen Haselruten gebildet war (so noch heute in einem Hause von 1659 zu Schattin und in der Büdnerei Lühr zu Duvenneset, beides südöstlich Lübeck, nach freundlicher Mitteilung der Herren Lehrer Wilhelm



Abb. 18. Althagen, Fischland.

zu Wahrsow und Buddin zu Schönberg). Vielleicht noch älter, sicher aber gleichalterig mit dem Gehöft III des überhaupt höchst interessanten Dorfes Damerow — von den acht Gehöften des Rundlings dürfte keines jünger als etwa 1750 sein! — sind das Bauernhaus auf Gehöft I zu Zierzow bei Grabow (das alte Erbschulzengehöft, Abb. 19 und 20) und das von mir in dem oben erwähnten Heft F 2 der „Quellen der Heimat" (hrsg. vom Heimatbund Ratzeburg) beschriebene und in dem großen Bauernhausatlas des Verbandes deutscher Architekten- und Ingenieurvereine (Kühtmann, Dresden 1901 ff.) veröffentlichte Schulzenhaus von Bechelsdorf im Fürstentum Ratzeburg sein. Bei letzterem haben wir eine geschnitzte Jagd mit der Jahreszahl 1615, die freilich auf einem losen Brett, nicht im Balken- und Ständerwerk des Hauses stand, aber doch wahrscheinlich für den Neubau bestimmt war; bei ersterem fehlt jede Jahreszahl, doch deutet die Ausführung des ehemaligen Vordergiebels, den Abb. 20 in seiner ursprünglichen Form vor der Zumauerung der Grotdör zeigt, mit seinem Backsteinfachwerk darauf hin, daß das Erbschulzengehöft etwa gleichzeitig mit der gegenüberliegenden Kirche, also um 1600, entstanden sei. Die Dorftradition will sogar wissen, daß der Schulze Wiese das Haus vor dem Dreißigjährigen Kriege erbaut und dabei die vom Kirchenbau übrig gebliebenen Grabower Backsteine verwertet habe. Von diesem Zierzower Schulzenhaus sagte mir 1921 der jetzige Besitzer, Herr Havekost, er wisse von seinem Vater, daß vor 80 Jahren noch keine weiteren abgetrennten Wohnräume im Hause gewesen seien als eine Stube in der Ecke rechts von der jetzt vermauerten Grotdör. Und ebenso muß das Bechelsdorfer Schulzenhaus nur in einer Ecke Wohnräume enthalten haben (hinter der Gerichtslaube, vgl. Fr. Buddin in den Mitt. d. Altertumsvereins f. d. Fstm. Ratzeburg, I, 1919, S. 30—34). Hier tritt heute noch der raumbeherrschende Charakter der von Giebel zu Giebel durchgehenden Dielenhalle ganz stark hervor. Sah es so in den sehr stattlichen Schulzengehöften noch um 1600 aus, so dürfen wir im gewöhnlichen Bauernhause der Kolonisationszeit schwerlich eine nennenswerte Entwicklung abgetrennter Wohnräume voraussetzen und müssen in der Durchgangsdiele einen Überrest der alten Einräumigkeit sehen. Doch sei erwähnt, daß die Durchgangsdiele in einem breiten Streifen Süd-Westfalens von Hameln und Holzminden bis Hagen und Olpe heimisch ist (Peßler, Archiv für Anthropol. 1909). Die durchgehende Diele,



Abb. 19. Zierzow bei Grabow.

selbst aus dem alten Einraum entwickelt und vielerorts in Mecklenburg zur heute weitverbreiteten Sackdiele verstümmelt, hat nun die Lage der Wohnräume in der Weise beeinflußt, daß sie diese in zwei Gruppen zerschnitt. Dabei hat im Fürstentum Ratzeburg das Bedürfnis, für die Fenster der Döns ein Stück der Giebelwand freizumachen, dazu geführt, die Diele am Rückende nicht nur auf einfache Breite der Grotdör zu verschmälern, sondern auch seitlich abzudrängen, soweit es die Breite des Hauptschiffes, der Diele, gestatten wollte. (Abb. 21, vgl. auch Abb. 2, Wohnhaus der Vollhufnerstelle Oldenburg in Wahlsdorf in meinem „Bauerndorf im Lande Ratzeburg" Heft F 2 der „Quellen der Heimat", hrsg. vom Heimatbund Ratzeburg, oder in „Mecklenburg. Ein Heimatbuch" S. 116.) Dorderwohnung im Sachsenhause hat Peßler vereinzelt im ganzen Südosten gefunden, und zwar südöstlich einer gebogenen Linie Grabow—Plau—Teterow—Gnoien. Dort kenne ich sie auch, z. B. in Plauerhagen, am verbreitetsten aber ist sie im Fürstentum Ratzeburg und den angrenzenden Schweriner Dörfern, wie z. B. Bülow (Abb. 21, vgl. auch Abb. 17 aus Lüdersdorf bei Lübeck). Im Ratzeburgischen ist Dorderwohnung bei Vollhufnern und Katen gleich gewöhnlich. Es sei darauf hingewiesen, daß Dreiständerhaus, Durchgangsdiele und Dorderwohnung im Wesenberglande genau so nebeneinander vorkommen wie im Fürstentum Ratzeburg, ohne daß damit eine Theorie über die Herkunft der Kolonisten aufgestellt werden soll. Seitenwohnung, wie sie Peßler nennt, also Benutzung der einen Dielenseite und Kübbung zu Wohnzwecken, der anderen zu Wirtschaftszwecken, kommt m. W. in Mecklenburg nur bei Büdnereien mit Durchgangsdiele (Gr. Grenz) hin und wieder vor.

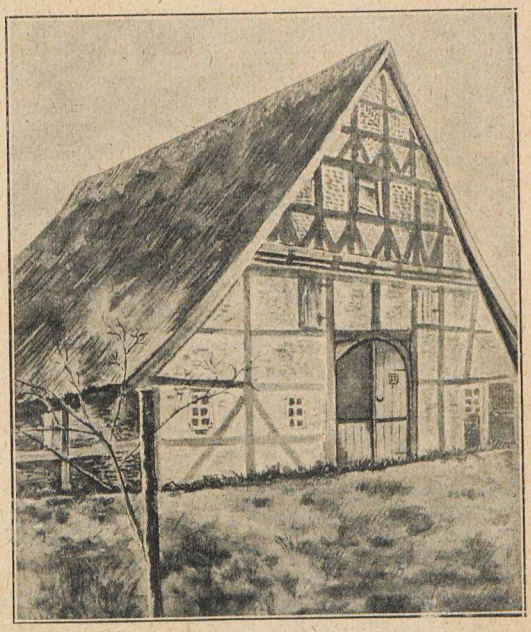


Abb. 20. Zierzow bei Grabow.

Eine eigenartige Bauform hat in Mecklenburg seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit erregt: die Rundhäuser. Im 15. Jahrgang (1920) dieser Zeitschrift sind von Prof. Pagenstecher (S. 9) und Prof. Beltz die runden Häuser eingehend besprochen worden und im 18. Jahrgang (1923) S. 38, sowie im 19. Jahrgang (1924) S. 30 sind Nachträge erschienen. Zu den festgestellten Rundhäusern in Diedrichshagen b. Kröpelin, Wendelstorf und Dietlübbe (Rundscheunen), die im 15. Jahrgang abgebildet sind, sowie in Schönfeld bei Gadebusch (2 Rundscheunen), Gr. Diegeln bei Schwaan (2 Rundscheunen), Gr. Kelle und Finken bei Röbel, Fräulein-Steinfort bei Grevesmühlen, Striggow bei Lalendorf, Boissow bei Zarrentin, Kl.

Niendorf bei Lübz, Mummendorf bei Grevesmühlen, Bandelstorf bei Rostock, Gr. Lukow bei Teterow, früher auch Hallalit bei Dollrathsruhe möchte ich noch den Rundkaten in Hohen Schwarfs bei Rostock nach eigener Kenntnis sowie eine runde Scheune rechts der Einfahrt zu Hof Moisall und ein die Einfahrt zum Gutshof von Keez bei Brüel flankierendes Paar Rundscheunen nach freundlicher Mitteilung von Herrn Pastor Schnapauff (Bernitt) hinzufügen.

Bemerkenswert erscheint, daß es sich ausschließlich um Gebäude auf Gutshöfen handelt. In Bauerndörfern kommen runde Katen (Abb. 23) oder Scheunen (Abb. 22) nicht vor. Das spricht entschieden gegen die Altertümlichkeit und Volkstümlichkeit dieser Bauform. Denn der Gutshof ist eine junge Siedelungsform, deren Ausbildung erst der frühen Neuzeit angehört. Soweit ich die genannten Rundbauten kenne, liegen sie so, daß sie die Einfahrt in den Gutshof flankieren, und sind sie in Backstein ausgeführt. Fachwerk, daß an sich dieser Bauform widerstrebt, kommt nirgends vor. Wo die Bauzeit festzustellen ist, fällt sie in die Jahre um 1800 (Abb. 22, Gr. Diegeln mit der Inschrift „C. J. v. A. 1821"). Nimmt man noch die Form der Dächer hinzu (Abb. 22!), so spricht schlechthin alles für den von Herrn Prof. Dr. Beltz in dieser Zeitschrift, 15. Jahrgang, 1920, S. 15/16 vermuteten Zusammenhang mit den Pavillons des Barockstiles (vgl. auch die Rundkirchen von Hohenzieritz und Weisdin, sowie die Pavillons auf dem Kamp in Doberan). Da es sich ausschließlich um gutsherrschaftliche Bauten handelt, so bedarf es nicht einmal der Annahme einer Übertragung in die bäuerliche Bauweise, wir haben es vielmehr mit einem direkten Ableger der hohen Architektur des 18. Jahrhunderts zu tun. Mit Recht betont Herr Prof. Dr. Beltz, daß diese Rundbauten aus dem alten und festen Schema des niedersächsischen Bauernhauses auffallend herausfallen — sie haben eben mit volkstümlich mecklenburgischen Bauformen nichts zu tun.



Abb. 21. Bülow bei Rehna, Vorderwohnung.

Beziehen wir nunmehr noch bautechnische und künstlerische Einzelheiten der volkstümlichen Bauweise Mecklenburgs in unsere Betrachtung ein, so mag zunächst die Herumführung der niedrigen, angeklappten Nebenschiffe um

Dorder- und Hintergiebel erwähnt sein. Am Hintergiebel fand Peßler sie in Levin bei Dargun (Altsächs. Bauernhaus S. 228, Abb. 150), doch ist die Herumführung der Kübbung wenigstens zur Hälfte (vgl. Abb. 18 aus Althagen, Fischland) im nordöstlichen Teile Mecklenburgs nicht selten. Auch Dorderkübbung, „Dörschupp" genannt, durch den Einschnitt für die Grotdör, das „Dörschuer", im Fürstentum Ratzeburg „Heckschuer", notwendigerweise durchbrochen, ist im Nordosten regelmäßig um den Dordergiebel herumgeführt. Bautechnisch betrachtet, ist „de Dörschupp" selbstverständlich



Abb. 22. Gr. Diegeln bei Schwaan.



Abb. 23. Mummendorf bei Grevesmühlen.

eine Zutat, ein nicht notwendiges Anhängsel des sächsischen Hauses, doch unterliegt es keinem Zweifel, daß in der Regel diese Vorbauten mit dem Gebäude zusammen entstanden sind (Abb. 24).

Aufgefallen ist mir, daß, während in Nordostmecklenburg durch allgemeine Verwendung dieser Vorbauten bei Vollhufnern wie Büdnern ganz allgemein, sog. „tiefer" Walm herrschend ist, der Dordergiebel immer höher hinaufrückt, je mehr man sich in der Richtung der Diagonale quer durch Mecklenburg nach Südwesten bewegt, bis schließlich an der Grenze der Prignitz alte Steilgiebel erscheinen, wie ich sie aus Slate bei Parchim, aus Zierzow bei Grabow, aus Retzow bei Plau (vgl. Abb. 4) kenne, wie sie Peßler (Altsächs. Bauernhaus S. 216, Abb. 130 aus

Dargardt) in der Westpriegnitz fand und wie sie im Wendlande jenseits der Elbe ganz allgemein sind (Wolf, Das schöne deutsche Dorf: Norddeutschland, München 1923, Abb. 99, Trummasel und Lüneburger Heimatbuch, Bremen 1914, II. Bd. Abb. auf S. 130, 480, 508 u. 626).

Dem Nichtfachmann fallen bei oberflächlicher Betrachtung niedersächsischer Bauernhäuser zuerst die Giebelzierden auf, vor allem die vielbesprochenen Pferdeköpfe. Die Erörterung gerade über diese ist aber wenig fruchtbar gewesen, da sie ein Teil der Windbretter des „Ulenfast" sind, also ein wenig dauerhafter und leicht auswechselbarer Bauteil, so daß wir über das Alter der einzelnen Formen dieser Pferdeköpfe kaum etwas Sicheres erfahren können. Neben den Enden der Windbretter kommen zwei Arten von Giebelzierden in Betracht: Figurenbildungen des Fachwerks durch Stellung der Ständer, Riegel und Streben der Giebelwand zueinander und Backsteinsetzungen.

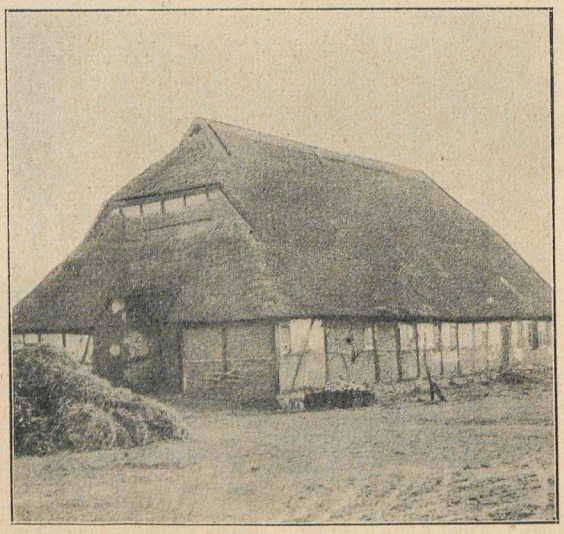


Abb. 24. Plauerhagen bei Plau.

Beide Arten von Giebelzierden sind im Fürstentum Ratzeburg ganz allgemein üblich. Ich kann mich dafür einfach auf den Aufsatz von Fr. Buddin in dieser Zeitschrift Bd. 8 (1913) S. 43 bis 51 und auf „Das Bauerndorf im Lande Ratzeburg" (Schönberg 1925) S. 12—13 und Abb. 2, 3 und 4 beziehen. Es handelt sich dabei um den von Rudolf Virchow (Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft 1890 S. 77—78) für die Wissenschaft entdeckten sog. „Bauerntanz", eine Balkenverschränkung, dessen geläufigste Form (über der Grotdör) Abb. 25 aus Kl. Molzahn bei Ratzeburg zeigt. Rudolf Virchow fand diese Art Giebelzierde in Schönkirchen bei Kiel und entnahm den Namen „Bauerntanz" aus Wiese, Nachrichten von dem Kirchspiel Schönkirchen, Schönkirchen 1886. Verbreitet ist der Bauerntanz in ganz Ostholstein von Kiel bis Lübeck und im Fürstentum Ratzeburg. Südlich und östlich der ratzeburgischen Grenzen, also im schwerinschen Lande, kommt m. W. der Bauerntanz nirgends vor. Handelt es sich hier um ein besonderes Prunkstück der Zimmermannskunst, dessen Voraussetzung übrigens ein Hochrücken des Walmes beträchtlich über die Balkenlage hinauf ist, so erscheint es als ein Spiel müßiger Phantasie, wenn man aus Stellung der Balken, Riegel und Streben zur Rechten und Linken der Grotdör (vgl. dieselbe Abb. 25) bedeutsame Zeichen, etwa germanische Runen, hat herauslesen wollen. (Vgl. Ph. Stauff, Runenhäuser, Berlin-Lichterfelde 1913.) Der Zimmermann nennt die schräggestellten Streben im Giebel „Blitzband".

Im Backsteinfachwerk nimmt als Steinsetzung den ersten Platz ein der sog. „Gewitterquast" oder „Donnerbesen" (vgl. dieselbe Abb. 25, über

der Grotdör je ein Gewitterquast zu beiden Seiten des Bauerntanzes), dessen Bedeutung zwar auch noch umstritten ist, der aber, obwohl jetzt längst nur noch Schmuckform, auf einen sehr ernst genommenen unheilabwehrenden Zauber zurückgehen dürfte und wahrscheinlich, da er in dieser Form ja nicht älter sein kann als das Backsteinfachwerk an Bauernhäusern, also als die Mitte des 18. Jahrhunderts, auf einen wirklichen Besen oder Zweig zurückgeht, vielleicht den über der Grotdör aufgesteckten Maibusch. Dieser besitzt ja als Abart der dem Volkskundler wohlbekannten Lebensrute lebenfördernde und unheilabwehrende Kräfte. Im schwerinschen Lande kommt dieser Donnerbesen, von gelegentlicher, ganz moderner Erneuerung abgesehen, so gut wie gar nicht vor, jedenfalls habe ich trotz alles Suchens und Fragens ihn nirgends gefunden als an einem Hause in Lübbendorf bei Lübtheen, dessen Backsteinfachwerkgiebel zu beiden Seiten der Grotdör — das Strohdach reicht bis auf die Balkenlage herab — je zwei Exemplare des Gewitterquastes aufweist. Ähnlich steht es mit der sog. „Mühle", einer Backsteinsetzung, deren Form mehr oder weniger einer „in die Schere gestellten" Windmühle gleicht und im Ratzeburgischen neben dem Gewitterquast weit verbreitet ist. Daß diese Backsteinsetzungen im Schwerinschen fehlen, erklärt sich wohl vor allem daraus, daß hier trotz aller sonstigen Ähnlichkeit der Bauweise die Herstellung der Hausgiebel in Klehmstaken statt in Backsteinfachwerk herrschend blieb, wie man selbst heute noch in Grenzdörfern wie Bülow, Roduchelsdorf, Roxin feststellen kann. Als Beispiel einer Tür, wie volkstümliche Zimmermannskunst sie fertigte, bringe ich eine Zeichnung der Diehhaustür des Hofbesitzers Düwel zu Dogtshagen bei Ribnitz. Selbst Zapfen und Hängen sind hier aus Eichenholz, nicht aus Eisen (Abb. 26).

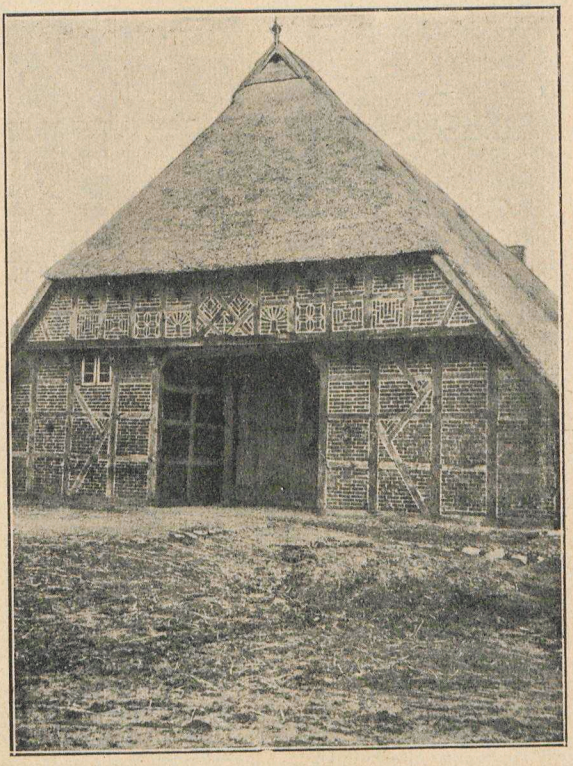


Abb. 25. Kl. Molzahn, Fürstentum Ratzeburg.

Dr. Peßler hat (u. a. Niedersächsische Volkskunde, Hann. 1922, S. 93) über die geographische Verbreitung der Fensterformen gehandelt. Nordostmecklenburg besitzt hierin eine ganz eigentümliche Form: Fenster mit Flügeln, die nach außen schlagen, jedoch nicht am Rahmen, sondern am Mittelpfosten mit Hängen befestigt sind, also zusammenklappen, wenn sie geöffnet werden. Diese

Eigentümlichkeit ist auch an älteren Häusern der Stadt Rostock überall zu sehen. Die gewöhnliche Scheibenzahl ist 2×3 Scheiben unter und 2×2 Scheiben über dem Fensterkreuz. Auf den Traufseiten unterm Strohdach der Kübbungen herrscht natürlich nicht diese, sondern die breite niedere Form der Fenster, die in Westmecklenburg auch im Giebel allgemein vorkommt.

Über die technischen Zimmermannsausdrücke ist schon mancherlei veröffentlicht worden. Es sei verwiesen auf den Aufsatz von Dr. Peßler „Das altsächsische Bauernhaus in Mecklenburg" im 1. Jahrgang (1906) dieser Zeitschrift. Dazu einige Ergänzungen, die hauptsächlich auf den 69jährigen Zimmermeister Hartmann (Wilsen bei Rostock) zurückgehen:

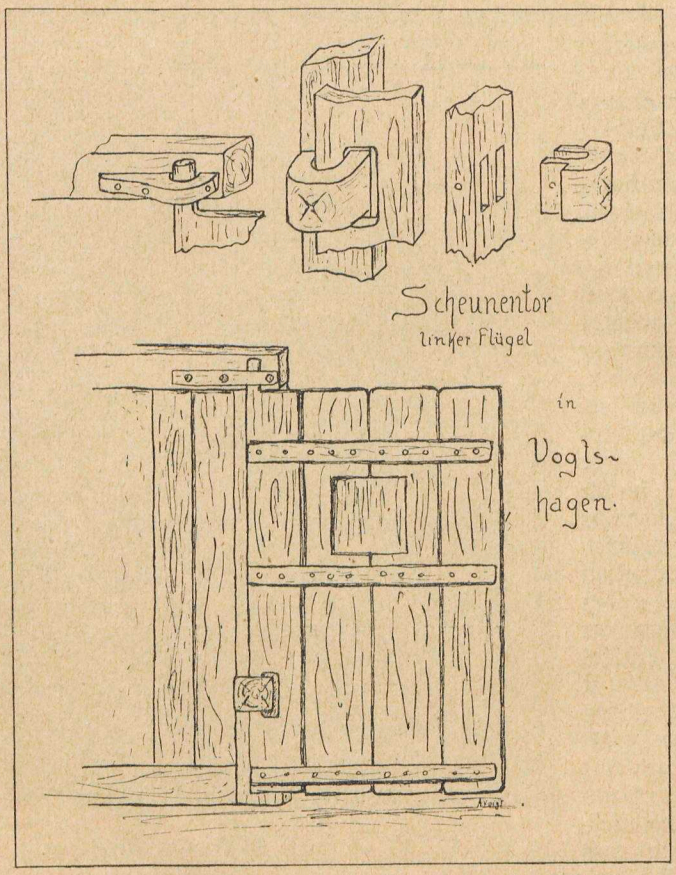


Abb. 26. Alte Diehhaustür in Dogtshagen bei Ribnitz.

Zuerst werden „de Sahlen streckt". Auf ihnen senkrecht stehende „Stenners" mit wagerechten „Riegels" bilden das Gerippe für die Außenwände, den „Ring", wie es auch amtlich in den Inventarien heißt. Im Innern des Gebäudes, das als Ganzes „dat Timmer" heißt, stehen ebenfalls „Stenners", deren Benennung als „Hauptstenners" (bei Parchim) Hartmann nicht kannte. Diese „Stenners" zu beiden Seiten der „Grotdäl" stehen durch „Platen" im Längsverband, durch „Balken" im Querverband. Der Zapfen, in den die Stenners auslaufen und der die wagerechten Hölzer hält, heißt im Ratzeburgischen „Sünneltapp". Das Ganze wird versteift durch „Schratbänner", im Ratzeburgischen „Koppbänner". Auf den meist überstehenden Enden der Balken stehen die dachtragenden „Späen", nach unten bis an die Außenwände fortgesetzt durch die „Upschöt", im Ratzeburgischen „Upschwelinge" oder „Upschelln". Auf „Späen" und „Upschöt" werden die wage-

rechten „Latten“ „mit widen Wär fastwrödelt“, d. h. mit Weidenschößlingen festgebunden. Der Ausdruck „gewrödelte Latten“ erscheint auch in den Hausbriefen, ist übrigens auch im Ratzeburgischen bekannt. Auch die „Deckelschächt“, dünne Stangen, die beim fertigen Strohdach nicht zu sehen sind, weil sie von der oberen Strohschicht verdeckt werden, werden mit „widen Wär“ — „dat sünd widen Strük“ — festgebunden. Das Dachstroh wird mit „Deckelweden“, zweijährigen dünnen Weidenschößlingen, gebunden. Oben auf dem „Fast“ reiten die „Hengels“ oder „Dackhengels“ aus Eichenholz, deren unteres Ende frei hängt. Die beiden „Gewels“ unterscheiden sich in der Benennung nicht. Obenauf über dem „Walm“ sitzt der dreieckige „Ulenfast“ mit den „Mulapen“. Am rückwärtigen Ende der Diele führt die „Gardör-Dör“ in die Wohnräume. Sie ist die einzige in eine obere und untere Hälfte geteilte Tür im Hause. Die Außentüren am Hause heißen einfach „Sidendör“, auch „Kökendör“. Die Stube heißt „Döns“.

Die Herstellung der Außenwände in „Klehmstaken“ geschieht in folgender Weise: In der oberen Fläche der „Sahlen“, ratzeburgisch „Lägen“, unter die der Maurer das Fundament aus Feldsteinen mit großem Hammer unterhaut, sowie in der oberen Seite der „Riegels“ wird vom Zimmermann eine „Falz“, ratzeburgisch „Fäös'“, von dreieckigem Querschnitt (im Gegensatz zur „Nut“ von rechteckigem Querschnitt) ausgehauen, in die untere Seite des „Riegels“ und „Platen“ dagegen „Stooblöcker“ mit der „Querext“ einige Zoll tief „inhaugt“. In „Falz“ und „Stooblöcker“ stehen senkrecht „dannen Stöck“. Zwischen sie werden Strohseile eingezogen, „ut-tüht“. Zum „Ut-tühn“ schickten alle Nachbarn ihre Leute. Heute nimmt man auch Hasel- und Weidenruten zum Durchflechten. Das Ganze wurde dann mit Lehm, in den Kaff und Häcksel verknetet war, „klehmt“ und mit Brettern geglättet. Solche Fachwerkmauern heißen im Ratzeburgischen „upschächt Wänn'n“.

Die Fenster sitzen im Außenrahmen, in der „Lucht“, und werden durch das „Finsterkrüz“ in 4 Abteilungen, in alter Zeit zu je 4 Scheiben, geteilt. Nägel aus Metall wurden vom Zimmermann nirgends verwandt. Die Türen gingen in Holzhängen (siehe oben Abb. 26), das eichene „Endbrett“ lief oben und unten in einen Zapfen aus, der sich unten in der Höhlung eines „Felsen“, oben in einer hölzernen Befestigung drehte. Geschlossen wurden die Türen mit „hölten Schott“, d. h. Holzriegel.

Die dreieckigen Dachflächen über den beiden Giebeln heißen in Nordostmecklenburg „Walm“, doch kannten die von mir befragten Süd- und Westmecklenburger das Wort nicht, sondern sprachen von „Geweldack“. „Kröpel“ heißt der „Öwerstand“ des Daches am Giebel. Der von Peters (Swante-Wustrow a. a. O.) aus dem Ribnitzer Klosterinventar von 1620/21 gebrachte Ausdruck „Kihlende“ für das hintere, die Wohnung enthaltende Ende des Hauses gehört offenbar zusammen mit dem Ausdruck „Kühlsparen“ (Angabe des 78jährigen Zimmermeisters Joachim Oldenburg zu Kl. Mist im Fürstentum Ratzeburg) für die Sparren des Walmdaches. Mussäus (Jahrb. f. meckl. Gesch. u. Alt. 2, 118) kennt den Ausdruck „Kühlende“ für beide Giebel des mecklenburgischen Bauernhauses, Schiller-Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch, führt aus dem Register der Einnahmen und Ausgaben der Pfarre zu Rethwisch 1606—1765 an: „5 fl. 12 sch. Hans Babzin vor Holt gegeven, so thom Kuelende des Huses up der Wedemen gekamen“, sowie aus demselben Register:

„unde den Kulende upgerichtet". Belege außerhalb Mecklenburgs kennt Schiller-Lübben nicht.

Dr. Peßler schließt seine Erörterung über die Grundlagen des mecklenburgischen Volkstums, jenes Thema, das schon der alte hochverdiente Schweriner Archivar Fr. Lisch („Über die Heimat der Kolonisten Mecklenburgs", Jahrb. f. meckl. Gesch. u. Alt. XIII, 1848, S. 113) so frisch und vielversprechend anpackte, mit den Worten: „Ehe hier ein endgültiges Urteil gefällt werden kann, muß in Mecklenburg noch jahrelange Arbeit getan werden." (Deutsche Erde XI, 1912, S. 17.) Vorliegende Arbeit, die die Ergebnisse sechsjähriger Wanderungen zusammenfaßt, will dieses Werk fördern helfen, indem sie der Wissenschaft wertvollen Tatsachenstoff erhalten möchte, der sonst leicht verlorengehen könnte. Zum Schluß aber möchte ich ausdrücklich betonen, daß ich keineswegs die Ernte schon für restlos geborgen halte, sondern der Meinung bin, hier liege noch ein weites Feld für viele Arbeiter brach, das nach schleuniger und zäher Arbeit schreit. Deswegen sind diese Zeilen auch vor allem bestimmt, denjenigen einen Überblick über den Stand unserer Kenntnisse vom mecklenburgischen Bauernhause zu geben, die mit Notizbuch und Kamera eine Sache fördern möchten, die jede Förderung vollauf verdient. Denn die Erforschung gerade unserer mecklenburgischen Hausformen hat ihren festen Platz in der Arbeit an der Erforschung der großen deutschen Ostlandwanderung, die des deutschen Volkes große Tat im Mittelalter war und bis heute die Entwicklung der deutschen Kultur mitbestimmt, vor allem aber heute geeignet ist, den Glauben an die Kräfte in unserem Volke zu stärken, deren wir zum Wiederaufbau bedürfen.

Trachtenschau des Landfrauen-Verbandes in Güstrow am 15. Mai 1925.

Von R. Wossidlo.

Der Trachtenschau, die der Mecklenburgische Landfrauen-Verband auf der diesjährigen Landwirtschaftlichen Ausstellung in Güstrow wiederum, wie schon 1922, veranstaltet hatte, war in jeder Hinsicht ein erfreulicher Erfolg beschieden. Außer rund 150 Kindern nahmen etwa 350 Erwachsene in Tracht an dem Festzuge teil. Sämtliche Trachten des Landes waren vertreten. Neben der Warprock-Tracht, die natürlich bei solchen Festzügen immer den eigentlichen Kern bilden wird, sah man die fünf Sondertrachten: die Ratzeburger, Rehnaer, Biestower, Warnemünder und Zeppeliner; auch von der Poeler Tracht waren Einzelstücke herbeigeschafft worden.

Der äußere Rahmen der Veranstaltung war in ungewöhnlichem Maße glücklich gewählt. Die Leitung der Zuckerfabrik hatte den weiten Raum des Fabrikhofes für die Aufstellung des Zuges zur Verfügung gestellt, so daß die einzelnen Gruppen sich in voller Ruhe ordnen konnten. Die verdeckte, mehrere Tausend Zuschauer fassende Tribüne mit dem großen Rechteck des vor ihr liegenden Platzes bot die Möglichkeit, vor den Sonnenstrahlen geschützt, das farbenprächtige Bild des Zuges in seiner Gesamtheit zu überschauen — und das vor der Tribüne aufgebaute Podium gab Gelegenheit, die vorgeführten Volkstänze zu voller Wirkung zu bringen.

Überaus glücklich erwies sich auch der von der unermüdlichen Leiterin des Landfrauen-Verbandes, Frau von Böhl, angeregte Gedanke, den Zug nach den

vier Jahreszeiten zu ordnen. So konnte es gelingen, streng-geschlossene Gruppen herzustellen und dem Zuschauer die Möglichkeit zu geben, an der Hand der vorher in der Güstrower Tageszeitung mit den nötigen Erklärungen veröffentlichten, genau innegehaltenen Zugordnung jede Einzelheit zu verfolgen.

Wenn so alle äußeren Vorbedingungen erfüllt waren, so war das Gelingen der ganzen Veranstaltung dadurch gesichert, daß die Damen und Herren des Güstrower Ortsausschusses mit einer nicht genug zu rühmenden Liebe und Sorgfalt sich der Ausgestaltung der einzelnen Gruppen hingegeben hatten.

Auf Wunsch der Leitung der Zeitschrift gebe ich im Folgenden die nach meinen Vorschlägen durchgeführte Zugfolge wieder, die vielleicht für ähnliche Feste eine willkommene Unterlage abgeben und manche Anfrage ersparen kann. In einer der nächsten Nummern werde ich dann auf Grund der in den letzten Jahren von mir in Mecklenburg und von anderen in anderen deutschen Ländern gesammelten Erfahrungen eingehende Vorschläge über die Gestaltung von Heimatfesten folgen lassen.

Dem Festzuge lag die Idee zugrunde, in geeigneter Auswahl die alten Bräuche vor Augen zu führen, die bei uns in Mecklenburg, besonders auf den Dörfern, mit dem Lauf der vier Jahreszeiten verbunden sind oder doch früher verbunden waren.

Frühling.

Die Arbeit des Landmannes im Frühling ward versinnbildlicht durch einen Säemann, der in alter Tracht und nach alter Art seines vom Volksglauben von alters her geheiligten Amtes waltet. Ihm folgte ein Pony-Wagen mit Blumen, wie sie bei uns zu Lande der Frühling spendet. Dann kamen allerlei Frühlingsbräuche zur Darstellung. Zunächst das sogenannte Blocksbergreiten, wie es bis in die letzte Zeit hinein in der Stadt Grabow am Abend vor dem 1. Mai üblich war. Die Jungen der Stadt, oft in mehreren Trupps, von je einem Anführer (dem „Hexenmeister") geführt, zogen in allerlei Vermummungen, bei denen die drei zauberabwehrenden Kreuze auf dem Buckel nicht fehlen durften, auf Besenstielen reitend, auf den Galgenberg. War die Schar oben auf dem Berge angekommen, so wurde dort mit dem Rufe: Slah Hamann doot, die Erde mit den Besenstielen geschlagen, um, wie es hieß, „die Hexen zu vertreiben". Mit dem Rufe: Slah Bulen in 'n Hoot, ging es dann wieder heim.

Dann sah man einen Brauch aus längstverflossenen Tagen: einen gemeinsamen Flurumgang der Dorfbewohner, der den Zweck haben soll, die Saaten vor dem Verderben zu schützen. Der Rostocker Professor Marschalk Thurius schildert im 16. Jahrhundert diesen Brauch aus der Jabelheide, d. h. der Gegend um Altjabel herum, mit den Worten: Im Sommer so laufen sie um ihre Hufen wohl über ihr Feld mit großem Sange. Ihre Pauken sie schlagen mit einer Stange, und meinen, soweit der Laut erklingt, Regen und Donner nicht Schaden bringt. Ihr Priester ist der erste in Reihen, der tritt vor dem Tanz im Maien . . . In Süddeutschland finden solche Flurumgänge ja noch heute unter Vortritt der Priesterschaft statt.

Den Abschluß des dem Frühling geltenden Teiles bildeten allerlei Pfingstgebräuche unserer ländlichen Jugend. Zunächst der Umzug der Hütejungen, wie er sich am längsten im Südwesten des Landes erhalten hat. Voran der Dausleper, mit einem großen Birkenbusch am Fuße, mit dem er den

Tau aus dem Grase streifen soll. Dann der Tags zuvor durch einen Wettlauf bestimmte König mit seinem aus Weidenbast hergestellten Schmucke, hinter ihm sein Adjutant, dann der Mückenstöwer, der dem Könige die Mücken verjagen muß, die Peitschenknaller, die am Abend vor Pfingsten, dem Baller- oder Knaasterabend, auf der Dorfstraße Proben ihrer wochenlang geübten Kunst gegeben haben, andere Knaben mit Körben, in denen sie die von den Dorfbewohnern eingesammelten Eier tragen, wieder andere mit allerlei Lärminstrumenten — zum Schluß mit einer Krone aus Birkenlaub und Peitschenzwicken der Pingstekarr: das ist der Spottname des Jungen, der am Pfingstmorgen als Letzter das Vieh ausgetrieben hat. In manchen Dörfern brachten die Jungen die ganze Nacht im Backofen zu, um nicht Pingstekarr zu werden.



Kornblumenwagen und Binderinnen[1]).

Den Jungen schlossen sich die Mädchen an, Kränze tragend, mit denen sie den Pfingstbaum schmücken wollen, der nachher den Mittelpunkt ihrer kindlichen Spiele bilden soll.

Ihnen folgte wieder eine Gruppe von Jungen: es sind die Snerer, die nach altem Vorrecht an den beiden Pfingsttagen die Vorübergehenden durch vorgehaltene Stricke oder zusammengebundene Peitschen aufhalten, um eine kleine Gabe zu erhalten.

Endlich der Pfingstochse, wie er früher in allen Städten des Landes am ersten Pfingsttage durch die Straßen geführt ward: eine klare Erinnerung an das Opfertier, das einst beim Frühlingsfeste zu Ehren der heidnischen Gottheit geschlachtet ward.

[1]) Die Abbildungen geben wir nach Photographie mit gefälliger Genehmigung des Verfertigers Herrn Gadow in Graal.

Sommer.

Voran als Sinnbild zwei junge Mädchen, Blumen streuend, und ein mit Kornblumen geschmückter Wagen. Dann folgten allerlei Bilder aus der Erntezeit, die ja früher trotz aller schweren Arbeit, die sie mit sich brachte, unserem Landvolk durchaus als Festzeit galt.

Zuerst ein Wagen mit der aus den letzten Roggenhalmen gebundenen Strohpuppe, „der Wolf" oder „der Alte" genannt, die früher entweder auf dem Hahnenbalken der Scheune befestigt ward, wo sie bis zum Dreschen verblieb, oder ins Herrenhaus gebracht wurde, um beim Erntefest von dort wieder hervorgeholt und in festlichem Zuge durchs Dorf getragen zu werden.

Dann Binderinnen im Warprock mit der großen Leinenschürze, die bunte Austhark im Arm, junge Schnitter, in der farbigen Weste, den Auststruß am Hute, und ältere Leute, mit Kruke und Aetelkiep — alle gemeinsam alte Volkslieder singend, wie sie früher stets beim Heimgange von der Erntearbeit gesungen worden sind.

Es folgte ein Melkwagen alter Bauart mit den großen Butteimern. Dann der Kessel mit dem nötigen Getränk, zuletzt der Austkringel, der früher im Schwarzen Ort bei Rostock von den bei den Bauern im Dienst stehenden Mädchen den Knechten geschenkt und dann von diesen im Triumph durchs Dorf getragen wurde.

Herbst.

Auf einen mit Herbstblumen geschmückten Wagen folgte zunächst als Abschluß der sommerlichen Erntezeit ein Bild vom fröhlichen Erntefest: die Darbringung der Erntekrone an die Gutsherrschaft. Darauf der Dorknecht, auf einer Tonne reitend, die von vier anderen Knechten getragen wird, lustig mit der Peitsche knallend. Dann die Köchin mit einer ihr von den Knechten zur Austköst gestifteten großen Holzkelle, die sie nachher beim Tanz auf dem Buckel der Knechte zerschlagen darf. Darauf die reichverzierte Krone selbst, mit einem Gefolge von Hofmädchen, die sich, wie das früher auf den Gütern der Friedländer Gegend üblich war, unter fröhlichen Juchzern unter der Krone durchwinden. Dann die Gutsherrschaft in Biedermeiertracht mit dem Inspektor, der Statthalter mit der Weltkugel, d. h. einer dickbäuchigen Branntweinflasche, mit der er beim Tanz herumzugehen pflegte, und die übrigen Dorfbewohner, jung und alt: besonders beachtet wurde unter ihnen die Zeppeliner Gruppe und die Rehnaerinnen in ihrer kleidsamen Tracht. Zuletzt ein Bild aus dem Treiben auf bäuerlichen Erntefesten: ein Backeltrogg, gefüllt mit den Butterbroden, die der Großknecht um die Mitternachtsstunde an die Zuschauer zu verteilen pflegte.

Auf dem folgenden Wagen sah man die Geräte, die zur Flachsbearbeitung dienten: zwei Braken zum Brechen des Flachses (de Harwsthunn' bellen all wedder, pflegte man zu sagen, wenn ihr Klappern durch den stillen Herbstabend schallte), eine Schwingmaschine u. a. m.

Den Abschluß des Herbstes und den Beginn der eigentlichen Winterzeit bildete früher der Martinitag, der große Zahlungstag. Auch ein an diesen Tag sich knüpfender, merkwürdiger, Jahrhunderte alter und in heidnische Zeit zurückreichender Brauch, der zuletzt 1804 vollzogen ward, war im Festzuge vertreten: die Fahrt des Lübecker Martensmannes zum Schweriner Schlosse. (Vgl. Mecklenburg Jahrg. XII.) Es ist ein Abgesandter der Stadt Lübeck, die alljährlich am

Vorabend des Martinstages, also am 10. November, ein Faß Rheinwein-Mostes an das Schweriner Schloß abliefern mußte. Vorne auf dem Wagen der Kutscher, dann der Martensmann, kleine Geldmünzen an die Jugend auswerfend, hinter ihm zwei Lübecker Bürger, die das Protokoll über die Ablieferung des Fasses unterzeichnen mußten, hinten auf dem Wagen das Faß. Hinter dem Wagen das Petermännchen, der Schutzgeist des Schweriner Schlosses, der nach dem Ergebnis neuerer Forschungen in enger Beziehung zu dem Martensmann-Brauche steht. Es sei bemerkt, daß gerade diese Gruppe auf die Zuschauer eine besonders starke Wirkung geübt hat.

Winter.

Boten des Winters waren zwei Schneemänner. Ihnen folgte ein Wagen mit einem von zwei kleinen Engeln bewachten Tannenbaum. Daran



Tanz der Boldebucker Gruppe.

schlossen sich andere Weihnachtsgräuche. Zuerst eine Schar vermummter Gestalten, wie sie zum Teil noch jetzt am Heiligen Abend in unseren Dörfern umziehen: der Ruklaas (d. h. der rauhe Nikolaus), ein Bursche in Frauenkleidern mit der Kiepe, in die er die empfangenen Gaben steckt, ein anderer mit dem Aschebeutel u. a. m.

Dann die Sterndreher oder Stiernkiker, d. h. die drei Könige aus Morgenland, die früher z. B. auf Poel am Dreikönigstage ihren Umzug hielten, um kleine Gaben zu erhalten, den Stern von Bethlehem drehend: ach Sternlein, ach Sternlein, bleib stille nicht stehen, wir müssen heut abend noch weiter gehen. In der Mitte der Mohr: ich bin der König von Mohrenland, die Sonne hat mich schwarz verbrannt, hätt mich die Amme gewaschen mit dem Schwamm, wär' ich so weiß geblieben wie ein Lamm . . .

Dann die Heidslüd', d. h. die Dorfhirten, die im Südwesten noch bis in die letzte Zeit hinein am Heiligen Abend blasend im Dorf umherziehen und ihren Tribut einsammeln.

Dann folgten zwei Wagen mit einer Darstellung der winterlichen Arbeit: ein DreschERwagen, die DreschER mit der Zipfelmütze, wie sie früher die Tagelöhner bei dieser Arbeit trugen, und ein Spinnwagen mit jungen Mädchen am Spinnrad und (in der Biestower Tracht) am Webstuhl, der sich ja in der allerletzten Zeit wieder das Bauernhaus zu erobern scheint.

Den Abschluß des Ganzen endlich bildete die Vorführung einiger Fastnachtsbräuche. Voran der Tanzbär, wie er z. B. in Plau früher am Fastelabend von einem Tuchmachergesellen dargestellt ward. Dann eine Gruppe von Kindern, mit dem Rummelpott umgehend, d. h. einem Topf, der mit



Tanz der Zeppeliner Gruppe.

einer Schweinsblase überzogen ist, in deren Mitte ein Stab steckt, durch dessen wirbelnde Umdrehung ein rummelndes Geräusch hervorgebracht wird. An der Ostseeküste, hauptsächlich bei Wismar herum, war der Brauch noch um 1870 herum lebendig: Fruken, maak de Döör up, un laat den Rummelpott in, un wenn dat Schipp ut Holland kümmt, denn hett dat moigen Wind . . .

Bei den Fastnachtsbräuchen darf der übermütige, von einem Burschen dargestellte Schimmelreiter nicht fehlen, der mit seinem Gefolge, dem Schmied, der den Schimmel beschlagen muß, und Dr. Eisenbart, der die von den Hufen des Schimmels Getroffenen kurieren muß, die Festgäste zu belustigen pflegte.

Endlich eine Schiebkarre mit dem Ausreißer, d. h. einem ermüdeten Festgenossen, der sich heimlich fortgeschlichen hat und nun unter dem Geleite eines Musikanten, den er bezahlen muß, von seinen Kameraden zurückgeholt wird.

Den Abschluß des ganzen Zuges bildeten ebenso wie den Beginn einzelne Reitergruppen.

An den Festzug schloß sich dann die Vorführung von Reiterspielen und alten Volkstänzen an.

Die Veranstaltung dürfte, wie ihre Vorgängerin auf der Ausstellung von 1922, dazu mitgeholfen haben, daß weitere Kreise sich neben der Schönheit der alten Trachten zugleich der Sinnigkeit altheimischer Volksbräuche bewußt geworden sind; es wird Zeit, an eine ernstliche Prüfung der Frage heranzugehen, ob es nicht versucht werden muß, in unser Volksleben, vor allem auf den Dörfern, wieder mehr Farbe und Fröhlichkeit hineinzubringen.

Mitteilungen.

Die neuesten Schriften von R. Wossidlo. Wir erhalten R. Wossidlo, Gewer den Humor in de mekelbörgsch Volksprak (Bökeri von'n Plattdütschen Landesverband Meckelborg, rutgäben von Hanns Gosselck, Heft 4, Wolgast, P. Christiansen, 1924); Von Hochtiden (ebenda Heft 5 1924); Die mecklenburgischen Volkstrachten (Mecklenburgische Tageszeitung 1925 Nr. 108), Die Petermännchensage und der Martensmann-Brauch (Sonderabdruck aus dem Führer durch das Schweriner Schloßmuseum), Volkstümliches aus Mecklenburg 25. Die Nahe 26. Alte mecklenburgische Fastnachtsbräuche 27. Volkssagen aus Malchow 28—31, 34, 35. Das Äußere des Menschen 32. Karfreitagsglaube 33. Ostergebräuche (Warener Tageblatt 1925 Nr. 35 f.). Die Inhaltsangabe genügt, um den ungeheuren Reichtum ahnen zu lassen, der in den allmählichen Veröffentlichungen des Lebenswerkes unseres Volkstumsforschers liegt. Eine auch nur auszugsweise Wiedergabe ist bei den Stoffen, wo alles Einzelne lebt, unmöglich. Die Vorzüge der Wossidloschen Darstellung sind unsern Lesern bekannt: die nicht zu übertreffende Sorgfalt und Zuverlässigkeit in Vorführung des Stofflichen und die geistige Vertiefung in den jeweiligen Stoff, der doch allem die persönliche Note des Miterlebens gibt. Man beachte nur, mit wie feinem Humor die Darstellung des Humors selbst durchzogen ist. Bz.

Dargun. Festschrift zum Heimatfest aus Anlaß des 50jährigen Bestehens der Gemeinde Dargun am 1. Juli 1925. Im Auftrage des Gemeindevorstandes herausgegeben von Oberrorsteher Dr. Decker. Das schmucke, mit bestem Bildschmuck versehene Heft gibt, nach kurzem Überblick über die alte Geschichte des Ortes, eine Darstellung, wie Dargun zum selbständigen Flecken geworden ist, seine Verfassung und die nun 50jährige Geschichte, die öffentlichen Einrichtungen, die wichtigsten privaten Geschäftsunternehmungen und anderes mehr, was den Charakter der Stadt bedingt. Bz.

Parchimer Heimathefte. Unsere rührige Ortsgruppe Parchim tritt nun auch mit besonderen Heften vor ihren Interessentenkreis. Das erste, August 1925 erschienen, enthält die Sagen, die sich an Parchim und Umgegend knüpfen, ein sehr zu begrüßendes Unternehmen, das sicher unseren Bestrebungen neue Freunde in weiteren Volkskreisen erwerben wird. Bz.

Anfrag. Von Buern bün ick int letzt Johr mihrmals fragt worden, woans ein oll-mäkelbörgsch Buerndöns inricht warden müßt. Sei wullen sick dat nah gaud oll Urt gemütlich maken. Dorüm mügg ick anfragen: Kann dei Heimatbund nich genau Utkunft gäwen? Dillicht dörch nen Upsatz mit Biller dorbi von Möbel, Kannens, Schalbräd usw. Grad dordörch kriggt dei Heimatarbeit Hand un Faut, dat dei Sak mit dei Dat ünnerstütt't ward un nich blot mit Würd.

Korl Puls (Lank b. Lübtheen).

Schriftleitung: Professor Dr. Beltz-Schwerin, Geh. Oberbaurat Pries-Schwerin.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. C. Lüttgens in Schwerin.
Druck und Verlag der Bärensprungschen Hofbuchdruckerei.

bschluß des ganzen Zuges bildeten ebenso wie den Beginn einzelne
en.
Festzug schloß sich dann die Vorführung von Reiterspielen und alten
an.
anstaltung dürfte, wie ihre Vorgängerin auf der Ausstellung von
nitgeholfen haben, daß weitere Kreise sich neben der Schönheit der
en zugleich der Sinnigkeit altheimischer Volksbräuche bewußt ge-
es wird Zeit, an eine ernstliche Prüfung der Frage heranzugehen,
ersucht werden muß, in unser Volksleben, vor allem auf den Dörfern,
Farbe und Fröhlichkeit hineinzubringen.

Mitteilungen.

ieften Schriften von R. Wossidlo. Wir erhalten R. Wossidlo, Gewer
de mekelbörgsch Volksprak (Bökeri von'n Plattdütschen Landesverband
utgäben von Hanns Gosselck, Heft 4, Wolgast, P. Christiansen, 1924);
(ebenda Heft 5 1924); Die mecklenburgischen Volkstrachten (Mecklen-
geszeitung 1925 Nr. 108), Die Petermännchensage und der Martens-
(Sonderabdruck aus dem Führer durch das Schweriner Schloß-
lkstümliches aus Mecklenburg 25. Die Nahe 26. Alte mecklen-
tnachtsbräuche 27. Volkssagen aus Malchow 28—31, 34, 35. Das
Menschen 32. Karfreitagsglaube 33. Ostergebräuche (Warener Tage-
. 33 f.). Die Inhaltsangabe genügt, um den ungeheuren Reichtum ahnen
in den allmählichen Veröffentlichungen des Lebenswerkes unseres Volks-
liegt. Eine auch nur auszugsweise Wiedergabe ist bei den Stoffen, wo
lebt, unmöglich. Die Vorzüge der Wossidloschen Darstellung sind unsern
t: die nicht zu übertreffende Sorgfalt und Zuverlässigkeit in Vorführung
und die geistige Vertiefung in den jeweiligen Stoff, der doch allem die
te des Miterlebens gibt. Man beachte nur, mit wie feinem Humor die
s Humors selbst durchzogen ist. Bz.

Festschrift zum Heimatfest aus Anlaß des 50jährigen Bestehens
Dargun am 1. Juli 1925. Im Auftrage des Gemeindevorstandes heraus-
Oberrorsteher Dr. Decker. Das schmucke, mit bestem Bildschmuck ver-
bt, nach kurzem Überblick über die alte Geschichte des Ortes, eine Dar-
Dargun zum selbständigen Flecken geworden ist, seine Verfassung und
rige Geschichte, die öffentlichen Einrichtungen, die wichtigsten privaten
nehmungen und anderes mehr, was den Charakter der Stadt bedingt.
Bz.

er Heimathefte. Unsere rührige Ortsgruppe Parchim tritt nun auch mit
ften vor ihren Interessentenkreis. Das erste, August 1925 erschienen,
gen, die sich an Parchim und Umgegend knüpfen, ein sehr zu begrüßendes
das sicher unseren Bestrebungen neue Freunde in weiteren Volkskreisen
Bz.

Von Buern bün ick int letzt Johr mihrmals fragt worden, woans
börgsch Buerndöns inricht warden müßt. Sei wullen sick dat nah
gemütlich maken. Dorüm mügg ick anfragen: Kann dei Heimatbund
kunft gäwen? Dillicht dörch nen Upsatz mit Biller dorbi von Möbel,
albräd usw. Grad dordörch kriggt dei Heimatarbeit Hand un Faut,
it dei Dat ünnerstütt't ward un nich blot mit Würd.
Korl Puls (Lank b. Lübtheen).

Professor Dr. Beltz-Schwerin, Geh. Oberbaurat Pries-Schwerin.

e Redaktion verantwortlich: Dr. C. Lüttgens in Schwerin.
Druck und Verlag der Bärensprungschen Hofbuchdruckerei.

mage Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No. 038
Patch Reference numbers on UTT
C1 B1 A1 C2 B2 A2 B5 A5 20 18 17 16 11
10 09 03 02 01 C7 B7 A7 C8 B8 A8 C9 B9
UB Rostock 05/5000
the scale towards document